Prinzess Sabine

Georg Ompteda (Freiherr von)



Prinzeß Sabine

Zehnte Auflage

Von **Georg Freiherrn von Ompteda** erschienen im Verlage von **Egon Fleischel & Co.** / **Berlin** nachfolgende Werke:

Romane: **Die Sünde** / Geschichte eines Offiziers. **Unser Regiment** / Ein Reiterbild. **Drohnen** / Moderner Roman. **Maria da Caza.** **Die sieben Gernopp** / Eine lustige Geschichte. **Der Zeremonienmeister.** **Monte Carlo.** **Philister über dir!** / Das Leiden eines Künstlers. **Die Radlerin** / Geschichte zweier Menschen. **Aus großen Höhen** / Alpenroman. **Denise de Montmidi.** **Heimat des Herzens.** **Herzeloïde.** **Normalmenschen.** **Ein Glücksjunge.** **Wie am ersten Tag.** **Minne.** **Droesigl.** **Excelsior** / Ein Bergsteigerleben. **Benigna** / Leben einer Frau. **Prinzeß Sabine.** **Die Tochter des großen Georgi.** **Deutscher Adel um 1900:** Erster Teil: **Sylvester von Geyer** / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: **Eysen.** Dritter Teil: **Cäcilie von Sarryn** / Aus einem armen Leben.
Novellen: **Freilichtbilder.** **Vom Tode.** **Unter uns Junggesellen** / Freie Geschichten. **Weibliche Menschen.** **Leidenschaften** / Männliche weibliche sächliche Geschichten. **Lust und Leid.** **Traum im Süden.** **Das schönere Geschlecht.** **Nerven.** **Gedichte:** **Von der Lebensstraße.** **Theater:** **Eheliche Liebe** / Schauspiel.

Freie Übertragungen aus dem Französischen:

Ossit: Ilse. **Gesammelte Werke von Guy de Maupassant** / **Fräulein Fifi** / Novellen. **Die Schwestern Rondoli** / Novellen. **Miß Harriet** / Novellen. **Das Haus** / Novellen. **Mondschein** / Novellen. **Herr Parent** / Novellen. **Der Horla** / Novellen. **Die Schnepfe** / Novellen. **Der Liebling** / Roman. **Ein Menschenleben** / Roman. **Stark wie der Tod** / Roman. **Dickchen** / Novellen. **Hans und Peter** / Roman. **Die kleine Roque** / Novellen. **Nutzlose Schönheit** / Novellen. **Der Tugendpreis** / Novellen. **Schnaps-Anton** / Novellen. **Unser Herz** / Roman. **Tag- und Nachtgeschichten** / Novellen. **Mont Oriol** / Roman.

Prinzeß Sabine

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Egon Fleischel & Co. / Berlin
1911

Der Pförtner mit militärischer Dienstmütze und hellblauem Rockkragen öffnete die erleuchtete Einfahrt. Vom Tonnengewölbe der Decke hing eine einzige große Laterne herab. Die beiden Herren schritten die im Empirestil gehaltene breite Treppe hinauf. Auf dem Podest standen eine Diana und ein Apollo, scheinbar griechisch, doch nach Faltenwurf und Haltung vom Geschmack der ersten Jahre nach 1800 geboren.

Die Herren legten ihre Überkleider ab.

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan, blond, rosig, glatt gescheitelt, einer jener Leute von englischem Typ, die immer aussehen wie frisch gebadet, betrachtete sich kurz in einem der großen Pfeilerspiegel, zupfte an der Krawatte und tupfte am Haar. Beide Flügeltüren wurden geöffnet zu einem großen Salon, in dem ein Kerzenlüster brannte. Auf dem Riesenteppich, der den ganzen Raum deckte, standen Möbel aller Stile, wie sie aus altem Besitz zusammenkommen, von der geschmackvollen Hand einer Frau durch allerlei Erbstücke, Geschenke, Kostbarkeiten, modische Nichtse, Herumständer und Vasen zu einem Ganzen gebunden.

Damen waren beim Schein einer Lampe, deren Licht ein gelber Empireschirm niederlenkte, im Gespräch mit einem Offizier. Sein gelichtetes Haupthaar schimmerte wie die Tonsur eines Mönches, während irgendwo Metall an ihm blitzte. Drüben am Flügel saß einer

glattrasierten Angesichts, der Arm aufgestützt, die langen, kräftigen Finger halb im Lockenkopf vergraben.

Herr von Beveld trat mit dem jungen Holländer in die Mitte des Saales unter den Kronleuchter, der matte Lichtkreise auf den Teppich warf. Sie blickten nach rechts und nach links, dann gingen sie durch zwei Räume, etwas kleiner als der erste Saal, und standen im letzten. Wenige Bilder hingen hier: Eine Hofballguasche von Menzel, ein paar bunte, englische Stiche; und dort Liebermanns oft abgebildete ‚Schiffzieher', weiche Schatten in holländischem Nebel.

Das Zimmer schien leer zu sein. Doch da erblickte der Jonkheer in einem venezianischen Spiegel hinter der geöffneten Flügeltür eine Gruppe. Sie traten in den Kreis. Ein riesiger Kürassieroffizier mit scharfer Nase und langem trockenem Gesicht zog artig die übereinandergeschlagenen Beine zurück, und Herr von Beveld näherte sich einer Dame vor einem hohen Wandschirm von abgeblaßter blauer Seide. Während er ihre Fingerspitzen an den Mund zog, sah man eine Reihe schmaler, enger Zähne, die im Lichte glänzten über Lippen, ein klein wenig zu kurz geschnitten. Herr von Beveld sagte: „Prinzessin, ich habe mir erlaubt, einen jungen Freund mitzubringen, Herrn van Tautenbrook."

Ein schlanker Arm streckte sich dem neuen Gast entgegen. Als der Jonkheer die Hand küßte, streifte sein glatter Mund die kalten Steine ihrer Ringe. Die Prinzessin sah den jungen Mann mit ihrem braunen Augenaufschlag an und lehnte sich wieder zurück: „Ich bin Herrn von Beveld sehr dankbar, daß Sie gekommen sind!"

Der aber begann sofort: „Gnädigste Prinzessin, nach der Gewohnheit Ihres Hauses, zu wissen wer die Menschen sind: Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan. Beruf: Attaché. Nationalität: Holländer. Größe: Ich schätze ein Meter fünfundachtzig. Haare blond. Augen hellblau. Alter: so wie man aussieht, hä, hä!“

Des Jonkheers Mund bekam unter den sich bewegenden Nasenflügeln etwas so Feines und Ausdrucksvolles, daß man wohl begriff, weshalb er keinen Bart trug: „Ich bin neunundzwanzig, Durchlaucht!“

Der Kürassier hatte sich erhoben. Er schüttelte dem Holländer die Hand. Herr van Tautenbrook wurde den anderen Damen genannt und bekam der Reihe nach ein paar Finger; eine alte Dame blieb in ihrem Sessel ruhen und sagte mit tiefer Stimme: „Reden Sie erst mit der Prinzessin. Ich werde Sie mir schon ‚langen‘, wenn's soweit ist.“

Dabei sah sie den jungen Diplomaten aus scharfen, aber gütigen Augen freundlich an.

Der Kürassier ging davon, und Prinzeß Sabine machte gegen den Jonkheer eine leichte Handbewegung wie: bitte, der Stuhl ist für Sie.

„Ist Ihre Familie nicht bei Utrecht zu Hause?“

„Jawohl, Durchlaucht, man kann so sagen, wenn wir auch noch eine gute Stunde mit der Bahn bis Utrecht haben.“

„Ich bin als junges Mädchen einmal dort zu Besuch gewesen. Bei Graf Arnwyk.“

„Ein Onkel von mir. Sie war die Schwester meines Vaters.“

„Sehen Sie die ‚kleine Welt'. — Aber Sie sagen ‚war'?"

„Sie ist vor vier Jahren gestorben."

Die Prinzessin fuhr sich mit der ringblitzenden Hand über die Brauen und senkte die Stirn, daß ihr reiches, dunkles, wie in Seidenglanz schimmerndes Haar vom Lampenlicht getroffen ward: „Ach, ich war damals ein törichtes, kleines Mädchen. Mir waren die Augen noch nicht aufgetan. Ich weiß von Schloß und Gegend rein gar nichts mehr."

„Das geht wohl vielen so. Mein Vater war im Staatsdienst auf Java. Ich habe dort einen Teil meiner Jugend verlebt, aber denken Sie, als ich vor ein paar Jahren wieder nach Buitenzorg kam, diesmal ich im Staatsdienst, habe ich erst diese unsere herrlichste Besitzung wirklich kennen gelernt. Wo ich früher meine Augen gehabt habe, begreife ich heute nicht."

Die Prinzessin zeigte wieder ihre schönen Zähne, die zwischen den schmalen Lippen beim Sprechen leicht hervortraten: „Nun, seien wir alle dankbar, denen sie überhaupt geöffnet worden sind. Wie viele Blinde laufen im Leben umher!"

Etwas von ‚blind' war an Herrn von Bevelds Ohr geschlagen. Er fragte, den Kopf vorbeugend, an dem das leise ergrauende Haar am Hinterhaupte rechts und links gegen die Ohren gestrichen war: „Prinzessin, interessieren Sie sich noch für Blinde? Sie wissen, ich stehe Ihnen mit meinen schwachen Kräften immer zur Verfügung."

Doch sie schüttelte den Kopf: „Wir reden von einer anderen Blindheit."

Prinzeß Sabine lächelte dabei, und unwillkürlich trafen sich beider Augen.

Bald stand man auf und ging hinüber in den Saal, von wo Musik klang.

Herr van Tautenbrook sah die Hausfrau zum erstenmal stehen. Nur mittelgroß, erschien sie durch die völlige Ebenmäßigkeit ihrer Gestalt höher gewachsen als sie war. Sie trug ein schwarzes Kleid, auf dem die Pailletten glitzerten. Aus dem viereckigen Ausschnitt blendete die weiße Haut. Wie sie voranschritt, dem Saal entgegen, sah man in den drei Zimmern dreimal, immer unter dem Kronleuchter, ihr dunkles Haar seltsam schimmern.

Nur die alte Dame, die den holländischen Attachés vorhin von weitem begrüßt, war sitzen geblieben. Sie winkte ihn heran: „Kommen Sie man her, Herr van Tautenbrook. Nun wollen wir uns guten Tag sagen, nachdem der offizielle ‚Klimbim' vorbei ist."

Frau von Baubergen streckte ihm die Hand entgegen. Als er sie küssen wollte, ließ sie es bei männlichem Händedruck: „Ach wat, einem jungen Mädchen küssen Sie sie lieber!"

„Gewiß nicht, Exzellenz."

Doch mit ihrer tiefen Stimme sagte sie, während es um ihre Augen blitzte: „Ach, ihr seid einer wie der andere. Müssen Sie 'ner alten Frau auch noch Dunst vormachen?"

„Exzellenz, ich meine es wirklich so."

„Na, da haben Sie aber recht schlechten Geschmack. An Ihrer Stelle gäb' ich lieber 'nem Mädchen von siebzehn Jahren einen Kuß, als 'ner alten Schaute."

Und sie lachte wieder beinah im Baß. Dann zog sie den jungen Mann auf einen Stuhl neben sich: „Es freut mich, daß Sie hierhergekommen sind! Hätten Sie längst tun sollen!“

„Exzellenz haben mir nichts davon gesagt!“

„Zufall. Alles ist Zufall im Leben. Vielleicht hätte ich's Ihnen gesagt, vielleicht nicht. Heute komme ich auf was, morgen nicht. Ist übrigens nicht Arteriosklerose! Diese Art Gedankenverkalkung hatte ich schon, als ich noch nicht konfirmiert war. Nur nannte man's damals ‚Launen‘. Heute wird alles wissenschaftlich entschuldigt. Launen haben die Frauenzimmer alle, das weiß der Kuckuck! Seien Sie übrigens nicht etwa eingebildet. Ihr Herren der Schöpfung habt noch viel mehr, bei euch nennt man's nur ‚Charakterfestigkeit‘! Bei meinem Mann nannte ich's einfach Schrullen. Ach, ich wollte, ich hätte noch unter seinen Schrullen zu leiden, wie sehr ich auch manchmal darüber gestöhnt habe. Ein Dutzend Jahre bin ich nun schon allein und sehne mich doch immer noch nach Blitz und Donnerschlag, bei uns täglich üblich, wie so'n brach liegendes Land nach dem Regen. Übrigens: Sie haben recht daran getan, herzukommen. Diese Frau ist ein famoses Menschenkind. Und was hat die gelitten in ihrem Leben. Na, das werden Sie alles mal rauskriegen, wenn Sie erst öfter hier gewesen sind. Halten Sie sich dies Haus warm. Aber wollen Sie nicht den Tastenhauer da drüben hören?“

„Wirklich nicht, Exzellenz!“

Frau von Baubergen kniff ein Auge zu: „Ist das echt?“

„Bei mir ist alles echt."

„Ach, Schwindler seid ihr alle!"

„Ich nicht."

„Natürlich. Wenn man euch hört, könnt ihr nicht bis drei zählen. Aber, mein Lieber, ich will Sie nicht ärgern. Sonst würde ich Ihnen so was gar nicht sagen. Oh, Sie sollen mal sehen, wie ich die Liebenswürdige spiele, wenn ich jemand nicht verknusen kann. Die ‚olle ehrliche Baubergen' nennt mich die Bande hinter meinem Rücken. Ja, hat sich was! Na, eigentlich dürfte ich Ihnen meinen Trick nicht aufdecken. Aber Sie sind verschwiegen. Natürlich — seid ihr ja alle! Kommen Sie, nun wollen wir mal doch dem Kerl da drüben zuhören. Sonst wird das noch unpassend gefunden, wir beiden hier allein. 'ne Witfrau muß sich immer in acht nehmen. Geben Sie mir Ihren Arm."

Sie fing herzlich an zu lachen und klopfte wie eine gute Mutter den jungen Mann, den sie oft in Gesellschaft gesehen, auf die Schulter. Dann stand sie mit Hilfe eines Stockes mühsam auf und schob ihre gerötete, gichtische Hand in den Arm des Herrn van Tautenbrook.

Als sie in den Salon traten, mußte sie die Stimme dämpfen, denn alles saß mäuschenstill in den Ecken, während der Pianist spielte. Kein Virtuosenstück. Die Schumannschen Kinderlieder sehnten, weinten, klagten eines nach dem anderen aus den Saiten. Wenn er geendet, blickte er sich nicht um, er, der im Konzertsaal von Applaus Umtobte. Es war, als sei er mit seiner Welt allein, und auch kein Beifall ward gehört.

Der Kürassier hatte die knochigen Hände über dem einen Knie verschränkt. Ein paar der Stücke würden

ihm gewiß recht gewesen sein, aber so viele war etwas hart. Doch er trug es in Ergebung, wie hier alles sich dem Geiste des Hauses beugte.

Frau von Baubergen starrte vor sich hin, tiefen Ernst auf dem sonst so leicht spöttischen Gesicht mit der scharfen, fast männlichen Nase. Sie hatte den rechten Arm in ungewollter Pose geradeaus gestreckt, und ihre krummgezogenen, armen Finger umgriffen die gelbliche, alte Elfenbeinkrücke ihres Stockes.

Prinzeß Sabine saß, am weitesten entfernt, allein in einer Ecke, den Kopf gesenkt. Nun, wo wieder Lampenlicht über ihr Haar fiel, entdeckte man den Grund, warum es so seltsam schimmerte: leise weiße Fäden zogen durch das dunkle weiche Gespinst.

Sie war mit Ohr und Seele bei der Musik. Nur, wenn der Spieler geendigt, blickte sie, ehe er etwas Neues begann, hinüber nach dem hellen Türflügel, von dem die hohe, schlanke Gestalt des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan sich abhob, der neuen Erscheinung in ihrem Kreise. Flüchtig sah sie das blonde Haar, die großen blauen Augen, die auf den Teppich starrten, diesen eigentümlich sprechenden Mund unter den immer leise zitternden Nasenflügeln. Und sie dachte: ‚Wie ist wohl dieser Neue, wie wird er passen in mein kleines Reich?‘

Doch sobald wieder die ersten Töne vom Flügel klangen, tauchte ihre Seele unter in wehen Gedanken und zitternden Sehnsüchten des lieben, tiefen toten Meisters.

* *
*

„Es hat mir leid getan, daß Sie mich neulich verfehlt haben, Herr van Tautenbrook. Ich finde dieses Kartenabgeben so unnütz! Statt dessen bin ich an den D-Abenden immer zu Haus. Diesen Namen hat nämlich Frau von Baubergen erfunden, da ich zufällig die Tage gewählt hatte, die mit D beginnen: Dienstag und Donnerstag."

Ein großer, breitschulteriger Mann mit dichtem blondem Vollbart und einem Gesicht, in dem eines, alles andere löschend, hervorstach: die Augen, trat der Prinzessin entgegen.

Lebhaft hob er die Hände: „Durchlaucht, ich sage eben: die Kunst muß die Welt darstellen wie sie ist. Was ich sehe, male ich, und male es, wie ich's sehe."

Ein kleines Kerlchen, glattrasiert, mit feinem, strichartigem Backenbart, an der Frackweste große Perlmutterknöpfe und um den hohen Kragen eine breite, weiße Binde, ein Mensch, der bei enganliegenden Hosen aussah, als sei er einem Biedermeierbilde entnommen, sagte bedächtig mit weichem, thüringischem Tonfall: „Aber mei lieber Buchs, Sie malen doch nich alles."

Der fuhr wild mit den Händen umher, als wolle er etwas, das er erblickt, aus der Natur reißen: „Natürlich, zimperliche, lappige Sachen male ich nicht."

Da lachte der kleine Maler Fürchtegott Wendel: „Sähen Sie, also Sie wählen aach aus."

Der andere fuhr sich durch das Haar: „Weil ich nicht begreife, wie jemand sich dazu hergeben kann, als Geduldsprobe einen Pinselstrich an den andern zu setzen, daß man die Haare zählen kann."

Fürchtegott Wendel hatte nur ein leises, mokantes

Lächeln. Er trat zur Seite, als wollte er den wilden Gebärden des andern sich entziehen. Der aber, als er Prinzeß Sabine sah, den Finger leise auf den Lippen, ließ mit einemmal die Hände sinken: „Ich habe mich wohl nicht richtig ausgedrückt, als ob ich kein Herz hätte für das Zarte und Feine. Ich habe im Heidekraut gelegen, stundenlang, und habe jedes Blättchen studiert und jede Farbe, als ich noch ein Bauernjunge war auf der Heide, auf meiner lieben Lüneburger Heide, die doch das Schönste ist auf der Welt, allein wert zum Malen —"

Fürchtegott Wendel unterbrach ihn: „Buchs, Sie sagen doch, man darf nichts bevorzugen?"

Der große, blonde Mann fuhr zusammen, als sei ihm der Gedanke abgeschnitten. Er stotterte, stammelte, plötzlich stieg die Leidenschaft in ihm auf, und er rief gegen seinen Widersacher, den er beim Vornamen nannte, wenn er ihn ärgern wollte: „Nun, Fürchtegott, hat Rembrandt nicht den Fleischerladen gemalt?"

Dann trat er aus dem Kreise zu Frau von Baubergen, die neben dem Klavier im Stuhle saß, und setzte ihr mit weitausholenden Armen seine Gedanken auseinander. Dazwischen hörte man ihre tiefe Stimme, ihr Lachen, und sie klopfte ihm besänftigend auf die breiten Schultern.

Die Prinzessin sprach zu einem Herrn mit kurzgehaltenem, auf dem Scheitel nur noch spärlichem Haar und glattem, beweglichem Gesicht: „Ich habe Ihnen noch gar nichts über Ihren Hamlet gesagt. Ich kann mir einen pathologischen Hamlet vorstellen, einen schönen Jambenwüterich, den verschlagenen Heuchler, den rache-

brütenden Gewaltigen, wie ihn die alte Schule oft gegeben hat. Alles, nur nicht einen Hamlet, der nicht vornehm wäre. Denn die Tatsache, auf die Höhe der Menschheit gestellt zu sein, muß zu allen Zeiten und an allen Orten gewisse Instinkte fördern und andere niederhalten. Dabei denke ich nicht an jene geleckte Vornehmheit, wie sie mein Vater an Emil Devrient so entsetzlich und meine liebe, gute Mutter so herrlich fand, sondern, Herr Klatt, wie Sie waren."

Der Schauspieler verneigte sich: „Durchlaucht, ich wiederhole, wie dankbar ich bin, bei Ihnen aufgenommen zu sein. Sollten wir Schauspieler nicht Mitglieder jener Gesellschaftsschichten, die wir darzustellen haben, kennen müssen? Meinen Hamlet, natürlich nicht die Ausarbeitung, aber die prinzlich äußere Form habe ich hier gesehen."

Die Prinzessin lächelte: „Es ist gut, daß Sie keine Damenrollen spielen. Sonst würde ich mich wohl auch wiederfinden."

Ein großer, hagerer Mann mit seltsam starrem Blick hörte zu, die Stirn in Falten; dabei bog er abwechselnd den rechten und den linken Fuß seitwärts auf die Sohlen, als betrachte er die Form seines Stiefels. Plötzlich platzte er heraus: „Durchlaucht brauchen keine Angst zu haben. Sie wiederzugeben wäre ja doch nur eine Schmeichelei."

„Die Sie nicht sagen dürfen, Herr Grahl."

Mit leise verweisendem Kopfschütteln wandte sie sich zu dem Kürassierrittmeister Graf Dingelsheim, der den Dramatiker noch um einen halben Kopf überragte.

Erwin August Grahl sagte zum Schauspieler: „Das

ist doch zu dumm! Richtig entgleist. Als ob man keine Kinderstube gehabt hätte!“

Der Schauspieler, der ihm oft Rollen gerettet, wollte ihn auf andere Gedanken bringen. Er zeigte ihm Herrn van Tautenbrook, wie er ein Stück entfernt mit einer Dame sprach: „Sehen Sie mal, wenn man so einen auf die Bühne stellen könnte! Was sind alle unsere eleganten Schauspieler gegen diesen holländischen Attaché. Diese Vornehmheit! Und das Schönste: er weiß es nicht. Der würde auf der Bühne Furore machen. Aber sagen Sie's ihm nicht etwa, lieber Grahl.“

Der Dramatiker fuhr zusammen, als hätte er einen Stich bekommen: „Reden Sie keinen Unsinn, Klatt!“

„Den rede ich bloß in Ihren Rollen —“

In diesem Augenblick bat ihn die Prinzessin: „Würden Sie wohl die große Freundlichkeit haben, meiner Schwester Wulmstorff ein wenig Gesellschaft zu leisten? Sie ist drüben.“

Der Dramatiker ging neben der Prinzessin hinüber in den kleinen Salon, wo Frau von Wulmstorff, geborene Gräfin Zwegg und Arbitten, saß. Man erkannte die Schwestern. Nur war die drei Jahre ältere — ein Erbteil der Familie — schon völlig ergraut. Die glattgescheitelte Frau begann: „Herr Grahl, ich habe ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken. Ihre Prinzessin im ‚Rotfeuer‘ ist unmöglich. Habe ich mich über die geärgert! Und ich mag mich im Theater nicht ärgern. Ich bin zwar kein Poet, kenne aber doch auch Menschen. Solche Menschen wie diese Prinzessin gibt's überhaupt nicht!“

Der Dichter kniff die Lippen zusammen und zog die

Fußspitzen eng an den Stuhl: „Gnädige Frau, das ‚Rotfeuer' ist doch ein Märchendrama!"

Die behäbige Landjunkersgattin bewegte die fleischige Hand, an der ein breiter Ehering saß, hin und her: „Nee, nee, Herr Grahl, die ist nun mal verzeichnet! Aber die Kuhmagd, die ist famos. So 'ne dumme Trine haben wir auch. Kennen Sie die etwa?"

„Gnädige Frau, ich bin vom Lande!"

„Sabine, wenn du mir das doch gesagt hättest!"

Aber der Platz war leer. Nun ließ Frau von Wulmstorff Theater Theater sein und sprach mit dem Dramatiker über ihren Küchengarten, daß sie kein Ende fand.

Prinzeß Sabine war in den Salon zurückgegangen. Einen Augenblick blieb sie an der Tür stehen und beobachtete die Gruppen, zwischen denen die Diener umhergingen, Tee und Getränke, Gebäck und Butterbrot anbietend. Ihre Augen blieben ruhen auf der großen, schlanken Gestalt des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan, der mit Ernestine Heyer sprach, dem jungen Stern des deutschen Theaters. Er zählte bewundernd die Rollen auf, in denen er sie erblickt. Rollen von der Naiven bis zur weiblichen Charakterspielerin, denn mit dem begabten schönen Mädchen, dem Liebling des Publikums, ward allerlei versucht, und durch Instinkt glückte ihr auch das meiste.

Fräulein Heyer blickte sich um, als suche sie Rettung vor den liebenswürdigen Worten. Da sagte der Jonkheer: „Ich will ja nicht schmeicheln, aber muß es nicht jeden Menschen freuen, wenn seine Tätigkeit Anerkennung findet in einem Beruf, der für ihn alles ist?"

Das ruhige Mädchen fragte mit bebender Stimme: „Herr van Tautenbrook, wer sagt Ihnen denn, daß mein Beruf mir alles ist?“

„Wer so spielen kann wie Sie?“

Da faltete sie die Hände, und in diesem Moment hatte sie doch eine Spur von Theater: „Herr van Tautenbrook, garantieren Sie mir eine Rente von zehn- — ach nein, sechstausend Mark jährlich, und ich will Ihnen schwören, nie wieder die Bretter zu betreten. Aber es ist ja Unsinn, was ich da rede. Ich will nur sagen, ich habe eine Mutter zu erhalten und erhalte sie und mich durch meine Gage. Aber Komödie spielen? Das Theater ist das Furchtbarste, was es gibt . . .“

Er sah sie erstaunt an, und seine Augen trafen über sie hinweg Prinzeß Sabine, die an der Tür stand und noch immer die beiden Menschen betrachtete.

Herr van Tautenbrook wollte zu ihr, doch sie ging eben zum Flügel, wo ein kleiner Mensch mit großen Kohlenaugen, scharfer Nase und langem schwarzem Haar, dick, glänzend wie eine Pferdemähne, seine Geige stimmte. Dann begann er zu spielen, und das tote Holz erwachte unter seinem Bogenstrich, zitterte neckisch im Pizzicato, sehnte süß in Sordinendämpfung, jubelte auf in wilden Passagen und klang aus in breiter Kantilene.

Baron Weidlé de Bérancourt warf einen Blick auf den Geigenspieler und flüsterte dem Holländer zu wie einen guten Witz: „Nez crochu!“

Der Jonkheer legte die Stirn unwillig in Falten: „Ich bin nicht Philosemit, aber im Leben frage ich nur danach, ob einer Herz hat und ein anständiger Mensch

ist. Beides trifft bei diesem Geigenvirtuosen Siegfried Blaustein zu. Dafür, daß er in Galizien von armen Juden geboren ist, kann er ebensowenig — als daß ich Tautenbrook heiße. Übrigens, wenn ihn die Prinzessin eingeladen hat, so haben wir ihn anzunehmen, sonst kränken wir auch unsere Wirtin!"

Der andere meinte ein wenig spöttisch: „Nun, wenn sie immer ihren Chevalier findet —"

Der Jonkheer sah ihn mit seinen jetzt kalten, klaren blauen Augen an: „Ich hoffe, einen Ritter findet sie in jedem, der die Ehre hat, von ihr empfangen zu werden."

Langsam schritt er in das Nebenzimmer, trat ans Fenster und schob den Vorhang zurück. Heller Lichtschein fiel herein von einer Bogenlampe gerade gegenüber. Man sah durch die kahlen Zweige der Bäume, die den Mittelweg der Linden säumten, die erleuchtete Front des Hotels Adlon, wo Autos und Wagen in ständigem Verkehr vorfuhren.

„Ich danke Ihnen, Herr van Tautenbrook, für Ihre Verteidigung."

Er wandte sich herum, Prinzeß Sabine stand vor ihm.

„Durchlaucht wurden nicht angegriffen!"

„Ich ging gerade vorüber. Immer muß man etwas aufschnappen, das für einen nicht bestimmt ist. Ich nehme es dem Baron nicht übel. Er hat einmal diese spöttische Art. Deswegen ist er nicht beliebt, aber es wird Rücksicht auf ihn genommen, weil er einer lothringischen — ehemals natürlich gut deutschen — Weidle-Familie angehört, wie ein Mann seiner ausländischen

Frau etwas nachsieht, es ihr zu erleichtern, in seine Nationalität überzugehen."

Der Jonkheer meinte: „Das kann nur eine Deutsche. Eine Amerikanerin, Engländerin, Französin, die einen Deutschen heiratet, bleibt immer Amerikanerin, Engländerin, Französin. Und wissen Sie, Durchlaucht, welche Lehre ich daraus ziehe? Nimm nur eine Frau, einen Mann aus deinem Lande, wenn es auch Fälle gibt, wo es gut abläuft, zum Beispiel bei meinen Eltern. Meine Mutter war eine Deutsche, so spreche ich deutsch von Jugend auf. Ich glaube nicht, daß eine Frau ganz den Unterschied der Nationalität vergessen könnte."

Die Prinzessin sagte nachdenklich: „Und doch, es gibt etwas, das einer Frau alles möglich macht."

„Nun?"

„Wenn sie den Mann liebt!"

„Das ist so selten!"

„Meinen Sie wirklich? Ich glaube nicht. Wie käme es sonst, daß eine einfache Frau ihrem nichtsnutzigen Mann, der in der Kneipe oder auf schlimmere Weise sein Geld vertut, nachläuft? Ich habe es erlebt, hier in meinem Hause. Es ist ein Weib, das arbeitet vom Morgen bis zum Abend, Geld zu verdienen für sich und die Kinder. Ihrem Mann — er ist Monteur und verdient dreimal so viel wie sie — stellt sie Sonnabends noch ihr bißchen Erspartes zur Verfügung, daß er nur ja eine Freude mehr habe, er, der Schurke, der sich um das arme Weib nicht kümmert. Was treibt wohl das arme Weib dazu, Herr van Tautenbrook? Ich denke, kein Pflichtgefühl, denn er hat es auch nicht, sondern die Liebe."

Der Jonkheer hatte sie noch nicht so warm sprechen hören. Er sagte mit leisem Staunen: „Durchlaucht, Sie müssen Herz besitzen!“

Sie sah ihn fast ängstlich an: „Haben Sie das nicht geglaubt?“

„Was weiß man von anderen Menschen!“

„Ja, was weiß man von anderen Menschen!“ Dann war sie wieder Dame, und mit dem Lächeln, das so leicht ihre schönen Zähne entblößte, meinte sie: „Ich wollte Sie nur holen, daß Sie die Es-Dur-Sonate nicht verpaßten. Vielleicht hören wir noch den letzten Satz.“

Sie ging voraus, den Kopf erhoben, und wieder im Kerzenscheine von der Decke schimmerten die weißen Fäden ihres dunklen Haares.

*   *
*

Die Stühle waren zur Seite gerückt, Gläser, Flaschen, Bestecke, Teller bildeten auf den Tischen das Durcheinander nach aufgehobener Mahlzeit. Ordonnanzen liefen umher, Kaffee, Schnäpse, Zigarren anbietend.

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan stand vor einem breitschultrigen, ein wenig beleibten Offizier mit bürstenartig kurzgeschnittenem Haar und mächtigem, rotbraunem Schnurrbart.

„Ich denke, Sie können den Wallach ruhig kaufen, Herr van Tautenbrook.“

„Gut, nach Ihren Worten werde ich es tun.“

Major Graf von Zwegg und Arbitten hob die Schultern, daß bei seinem gedrungenen Riesenbau und kurzen Hals die dicken Stabsoffizier-Achselstücke sich fast

seinen Ohren näherten: „Aber Verantwortung übernehme ich nich. Ja, als ich 'n junger Leutnant war, da kannte ich jeden Schinder! Heute ... na, ich bin nich, wie man sagt, vom dollen Pferde jebissen. Ewig diene ich doch nich. Übrigens, waren Sie nich voriges Jahr oder vor zwei Jahren in Bayreuth? Ich bilde mir ein, Sie dort jesehen zu haben."

„Gewiß, Herr Graf, voriges Jahr."

„Aha, da habe ich mich doch nich jetäuscht. Ich jehe fast jedes Jahr mit meiner Schwester nach Bayreuth."

„Darf ich fragen, wer Ihre Frau Schwester ist?"

Der Major machte ein erstauntes Gesicht: „Aber die kennen Sie doch sehr gut. Sabine hat mir so oft von Ihnen erzählt. Prinzeß Kalksburg."

Der Jonkheer war erstaunt: „Verzeihen Sie das Mißverständnis, Herr Graf. Ich habe Sie bisher offenbar verwechselt."

„Für wen halten Sie mich denn?"

„Ich bildete mir ein, Graf Ziel —"

„Na ja, die alte Verwechslung. Nee, nee, der stand zwar noch bis vor kurzem bei uns, hat aber jetzt 'n Rejiment bekommen. Ja, wir werden immer durcheinander jeworfen. Wir sind zwei bekannte preußische Familien und haben untereinander jeheiratet. Haben Sie noch nich die Redensart jehört: ‚In Preußen ist alles Zweck und Ziel'? Na, das kommt einfach daher, weil die Zwegg wie die Ziel immer jearbeitet und was erreicht haben. Kommen Sie, wir setzen uns in 'ne jemütliche Ecke. Da werde ich Ihnen mal die schwierigen Verwandtschaftsverhältnisse klarmachen."

Und der große, dicke Mann, beinahe der einzige dieser beiden Familien, der nichts Besonderes geworden war, ließ bequem den behäbigen Körper nieder und rief: „Ordonnanz, ein Pils! — Was trinken Sie, Herr van Tautenbrook?“

Der Jonkheer hob abwehrend die Hände: „Danke für alles!“

„Aha, auch neue Richtung! Na, ich bin vom alten Stil.“

In diesem Augenblick nahte Rittmeister Graf Dingelsheim, mit schiefem Kopf durch sein Einglas schielend, um schärfer zu sehen: „Herrgott, Tautenbrook, ich habe Sie gesucht wie eine Stecknadel! Da sind Sie? Haben Sie denn zu rauchen? Kaffee, Schnaps, Bier?“

„Danke vielmals.“

Der Rittmeister wandte sich zum Major: „Zwegg, bitte, sei so gut und versorge meinen Gast. Ich muß mal nach den beiden anderen Herren sehen, die ich eingeladen habe. Die Kerls sind mir durch die Lappen gegangen!“

Der Major rieb sich gemütlich die Hände: „Also wovon redeten wir eigentlich? Ja richtig, Sie haben mich für Ziel jehalten. Den sollten Sie mal sehen, da wäre die Verwechslung nich möglich. In dem ist wirklich ‚Zweck und Ziel‘. Passen Sie auf, der kriegt 'n Korps so sicher wie ich — pröstchen übrigens — nich. Denn wissen Sie, ich werde mich nich mehr lange ärjern. Ich jehe. Meine Schwester Sabine sagt zwar, ich würde unglücklich sein. Na, die hat ja nu ihr Päckchen Leid auf der Erde schon jetragen. Aber im janzen haben wir Je-

schwister jar keine Anlage dazu. Sehen Sie, mein ältester Bruder, Hans-Karl, der das Majorat hat ... übrigens meine Schwägerin Karoline ist natürlich auch 'ne Ziel ... der hat wirklich jar keene Zeit zum Trübsalblasen bei den ewigen Fraktionssitzungen im Reichstag. Dann habe ich noch einen zweiten Bruder, Heinrich: Gesandter. Kennen Sie den nich?"

„Nur aus dem Gotha. Aus dem kann man freilich manches herauslesen! Der Gotha ist psychologisch nicht uninteressant."

„Da haben Sie janz recht. Wenn ich mal als Major a. D. dort stehe und die anderen sind alle jroße Tiere, da wird man auch denken, entweder er war faul, das wird mir nämlich vorjeworfen, oder minderbegabt. Aber nu hören Sie mal die anderen an: Jetzt kommt meine Schwester Wulmstorff."

„Die habe ich bei Prinzeß Sa — —"

„Sagen Sie nur ruhig Sabine, so wird sie ja allgemein jenannt. Ja, die Helene Wulmstorff war jetzt ein paar Wochen hier. Na, die ist janz Land. Für Schauspieler, Maler und Klavizymbelmenschen wie bei Sabine hat sie keen Verständnis. Dann kommen Zwillinge: der eine ich, die andere meine Schwester Ziel. Na, die sind wirklich am Ziel. Ihr Mann ist Minister. Nu sind wir durch. Fehlt nur noch der letzte Ziel: Rudolf, Oberpräsident von Posen. In unserer Polenzeit ein schwieriger Posten. Aber halt, warten Sie mal, das jrößte Original, dessen älteste Schwester, haben Sie doch jewiß erlebt ..."

Er sprach tief, und sein joviales Gesicht bekam etwas Verschmitztes: „‚Ihr seid alle Schwindler, ich

kenne euch,' sagt die olle Baubergen. Famose Frau, aber am engsten verbunden bin ich doch mit meiner Schwester Sabine. Jewöhnlich ist unter Jeschwistern so 'ne Art Lobesversicherung auf Gegenseitigkeit. So will ich nur von ihr sagen: ich hätte ihr 'n anderes Schicksal jewünscht! Sie haben ihren Mann ja nich jekannt, natürlich, er ist ja schon lange tot. Warten Sie mal, elf Jahre sind es jetzt. Daß meine liebe Schwester ausjerechnet diesen Kerl erwischen mußte!"

Des Jonkheers Mienen wurden gespannt, doch es war sein Grundsatz, nie Neugierde zu zeigen: „Ich weiß nichts von dieser Ehe."

Erstaunt fragte der Major: „Nanu, hat sie Ihnen denn nie was erzählt?"

Dem jungen Holländer kam der Gedanke: so oft war er bei der Prinzessin gewesen, und nichts wußte er von ihrer Vergangenheit! Und doch: warum sollte sie gerade ihm ihr Herz ausschütten? Über all dem hatte er überhört, daß der Major weiter sprach, während er an seiner Zigarre sog, so daß seine Worte kaum verständlich waren in dem Schwatzen rundum, dem Gelächter, dem Hin- und Hergehen der Offiziere, wie der bedienenden Ordonnanzen: „Meine Schwester hat sehr jung jeheiratet. Meine Mutter hatte nichts einzuwenden, aber mein Vater war nich für die Partie. Papa war übrigens Justizminister. Als nun seine Tochter vor ihn hintrat und einfach sagte: ‚Papa, der ist es‘, können Sie sich denken, daß er ebenso einfach antwortete: ‚quod non!‘ Sabine wollte warten, bis sie volljährig wäre, und dann heiraten, auch ohne väterlichen Segen. Na, da hat Mama, die immer zwischen

uns Kindern und dem Vater vermittelte, es fertig jebracht, daß die Erlaubnis doch kam. Der Kalksburg war ein nachjeborener Sohn mit schmaler Apanage. Als meine Schwester heiratete, waren sie in für einen Prinzen nich jrade jlänzenden Verhältnissen. Aber er beerbte seinen zweiten Bruder. Der hatte 'ne unsinnig reiche Frau jehabt, die kinderlos vor ihm jestorben war. Und nun kam das Seltsame meines Schwagers zutage. Er erkaltete mit einemmal, ausjerechnet nach jener Erbschaft . . . Pardon, Herr van Tautenbrook."

Der Major rief wieder dröhnend: „Ordonnanz!"

„Herr Graf!"

Ein Gefreiter stand neben ihm, die Befehle zu empfangen.

„Lieber Freund, machen Sie mich jlücklich und verschaffen Sie mir 'ne Zigarre . . . Also, wo waren wir? Von dem Augenblick ab, wo er jeerbt hatte, war's aus. Dachte er, er könnte 'ne bessere Partie machen, nun wo er 'n reicher Prinz war? Wir wissen's nich. Genug, die Ehe jing nich. Wir haben jar nichts jeahnt. Meine Schwester hat nie was jesagt. Vielleicht schämte sie sich, wie diese Ehe, die sie mit aller Gewalt erkämpft hatte, nach so kurzer Zeit schon unjlücklich war. Kurz, man hörte es bloß von Dritten. Frau von Baubergen hatte 'ne furchtbare Szene mit dem Prinzen, und er verbot der ollen Baubergen das Haus. Ihr Mann stellte ihn. Kam aber nichts raus. Ich jlaube, Sabine selbst hat vermittelt. Unfaßlich bleibt's, denn den alten Baubergen hätten Sie mal kennen sollen. Von dem stammt das Wort: ‚Wer mich frißt, hat Jift im Magen.' — Ah so —"

Die Zigarre kam. Bis er sie angezündet hatte, blieb der Jonkheer regungslos sitzen. Dann fuhr Graf Zwegg fort, nachdem er die Neige seines Glases Pilsner geleert und sich ein paarmal heftig den Schnurrbart gewischt hatte: „Meine Schwester war damals zu 'nem Jäbchen jeworden. Und Sie hätten sie mal als junge Frau sehen sollen. Ach Jott, wenn ich daran denke, überkommt mich die Wut! Kurz, mein Schwager machte jroße Reisen, aber ohne sie, doch nich allein. Sie verstehen mich schon. Keiner von uns hat was jeahnt: Vor die Pistole jefordert hätte ich den Kerl. Aber sind die nächsten nich immer die letzten, die's erfahren? Kurz, eines Tages, janz in den Jugendzeiten des Auto, als man noch fortwährend auf der Landstraße lag und die Kühlschlange flickte, kommt eines Tages ein Telegramm: ‚Automobilunglück. Prinz Chlodwig Kalksburg bei Partenkirchen mit dem Auto einen Hang runterjefallen.' Steuerung versagt oder — — weiß der Deubel, was da passiert war. ‚Schwer verletzt, hoffnungslos.' Aber das Netteste dabei: ‚Mit Fräulein so und so' — wir wollen ihren Namen nich aufbewahren. Übrigens, die junge Dame war mausetot. Meine Schwester hat den Verwundeten bis an sein seliges Ende jepflegt. Wir hätten sie nich hinjelassen, wenn wir's jewußt hätten. Ja, so sind die Frauen, oder manche wenigstens! Nun war sie Witwe und sah damals aus wie zwanzig, das heißt, nachdem sie sich wieder erholt hatte. Denn nu, wo er tot war, blühte sie auf. Aber ihre besten Jahre waren verpfuscht."

Der Major schob mit einem Laut des Ekels sein Glas fort auf den Tisch. Er blickte den Jonkheer an:

„Sie sagen jarnichts? Haben Sie das wirklich nich jewußt?“

„Ich lasse mir nicht gern Schicksale anderer Menschen berichten, wenn es nicht freiwillig kommt.“

„Das ist nett von Ihnen. Und da will ich Ihnen noch was anderes sagen. Meine Schwester ist alt genug und wird wissen, was sie tut. Aber es jibt Leute, die, weil so 'ne arme Frau, die ihr halbes Leben in der Knechtschaft jewesen, nun mal 'ne bescheidene Freiheit haben will und ein bißchen 'n Haus macht, die Nase rümpfen. Wenn Sie so was hören sollten, steigen Sie mal den Leuten aufs Dach!“

Da kam Graf Dingelsheim: „Fritz, nun mußt du mir aber meinen Gast lassen, sonst weiß er gar nicht mehr, bei wem er eigentlich eingeladen ist.“

Er nahm den Jonkheer unter den Arm: „Kommen Sie, ich werde Ihnen das Kasino zeigen. Drüben sind ein paar hübsche Bilder, vor allem das große siebziger von Bleibtreu.“

Als sie im anderen Saale standen, sagte er: „Seien Sie mir nicht böse, lieber Tautenbrook, daß ich Sie so lange mit Fritz Zwegg allein gelassen habe. Er redet gern 'n bißchen viel. Vor allem nach Tisch. War's sehr ledern?“

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan blickte ihn groß an: „Nein, es hat mich sogar sehr interessiert.“

* *
*

An diesem Donnerstag befanden sich die Weltmenschen beinahe unter sich. Die Kunst war allein

durch den Museumsdirektor Geheimrat Professor Dr. Schönwiese vertreten. Mit Leuten, von denen er keinen geistigen Gewinn erhoffte, führte er eine obenhin plätschernde Unterhaltung, wobei es schien, als sei sein Geist ganz wo anders. Dennoch richtete er nie Verwirrung an. Als nun Prinzeß Sabine einen Augenblick mit ihm allein saß, sagte sie es ihm verwundert. Er schob mit zwei Fingern seinen schwarzgeränderten Kneifer zurecht: „Durchlaucht, die Fertigkeit, reden zu können, ohne ernstlich dabei zu sein, hat mir oft Vorteil gebracht. Ich hätte manches aus großem Besitz für unsere Sammlungen nicht bekommen, wenn ich allein den Mann der Wissenschaft herausgekehrt und nicht verstanden hätte, des Hausherrn Jagdgeschichten anzuhören, mit den Töchtern Tennis zu spielen und der Hausfrau über Toilettenkunst die tiefsten Geheimnisse eines Menschen zu enthüllen, der von Berufs wegen fast jedes Jahr in Paris weilt. Da sind dann Leute wie zum Beispiel —“ Er blickte durch die offene Tür ins Nebenzimmer, wo der Jonkheer saß. „— des Herrn van Tautenbrooks Vater, eine wahre Erlösung für unsereins!“

Die Prinzessin richtete sich jäh auf: „Haben Sie den gekannt?“

„Oh, sehr gut.“

„Wie war denn der alte Herr van Tautenbrook?“

„Eine köstliche Blüte der Kultur, dieser holländische Grandseigneur! Und sein Schloß! Fein, fein!“

„Oh, erzählen Sie mir. Wie ist es dort? Anloo heißt es doch!“

Der Museumsmann lehnte sich zurück, indem sich

hinter den dicken Gläsern die Lider halb schlossen. Er sann nach, als wenn der Eindruck eines neuen Bildes sich ihm zum Namen des zweifelhaften Meisters verdichten sollte: „Denken Sie sich ein Schloß, etwa aus der Zeit der Statthalterin, umgestaltet in Barockgeschmack, dann wieder vom alten Jonkheer van Tautenbrook aller Übertreibungen entkleidet. Lächerliche Wasserkünste im Park hatte er entfernt, aus einem Irrgarten mit Taxushecken ruhige Gänge gemacht, wo Götterbilder träumen, moosbewachsen, in Grün gebettet. Und überall strömt Wasser! Welche Fülle spricht aus Wasser, diesen ruhigen Spiegeln, welcher Überfluß! Breite Kieswege führen um das Schloß, und in den Durchblicken sieht man eine große Wasserfläche, die Zuidersee. Auf der anderen Seite blickt man auf Riesentulpenfelder in den grellsten Farben, die doch ruhig wirken durch die dunstige Luft. Im Schloß sind alte, schöne holländische Decken. Die Küche ist besonders sehenswert. Alles Delft. Ein van der Meer ist da, die ‚Frau mit der Haube‘ — sie ist ja bekannt.“

Die Prinzessin, die von dem Bilde nie gehört, senkte die Augen. Der Kunstgelehrte fuhr fort: „Dann die beiden Alten von Caspar Netscher, ein Hobbema, ein Ruisdael, ein Adrian van der Werff, ein Ostade. Das Herrlichste aber ist der Rembrandt aus des Meisters letzter Zeit: ‚Juden am Tisch‘. Man fühlt, Rembrandt van Rijn malt, was er sieht, nicht was die anderen haben wollen. Und es ist, als sähe er nicht mehr wie in jungen Tagen, da der Alkohol noch nicht auf ihn gewirkt hatte. Es ist jene Technik seiner allerletzten Zeit, die so modern anmutet, wo er die Leucht-

kraft der Ölfarbe verwendet zu fast plastischer Wirkung. Der alte Jonkheer sagte zu mir: ‚Ich würde dieses Kunstwerk um keinen Preis der Welt hergeben, denn ich habe die Idee, es ist das allerletzte, das Rembrandt gemalt hat. Hier ist alles gesteigert bis zur Rücksichtslosigkeit, denn das Genie ist rücksichtslos.‘ Gott, ich weiß noch, wie sein Sohn — er hatte lange, blonde Locken — dabei stand und den Vater und mich und dann den Rembrandt anblickte mit seinen großen blauen Augen. Aber, Durchlaucht, das langweilt Sie wohl?“

Er öffnete die Lider und sah den gespannten Ausdruck, mit dem sie antwortete: „Erzählen Sie, erzählen Sie.“

„Ich bin ja eigentlich fertig! Ich glaube übrigens, der Jonkheer war Ministerresident gewesen. Ich habe damals nicht auf Titel und Würden geachtet. Aus einfachsten Verhältnissen stammend, fehlte mir die Weltkultur. Was wird dagegen so einem jungen Mann wie diesem holländischen Attaché in den Schoß geschüttet! Was muß er von seinem Vater gehört haben! Und auch von der Mutter. Eine so feine Frau! Ich sage es ohne Beschämung, Durchlaucht: Sie hat mir Manieren beigebracht. Was sie mich fühlen lassen wollte: wie man bei Tisch sitzt, wie man sich gegen Damen benimmt, das sagte sie ihrem Sohn, scheinbar als gute Lehre. Nie blickte sie dabei mich an, aber ich junger Kerl wußte doch, es galt eigentlich mir. Dann diese Abende im Rembrandtzimmer! Ein van Dyck, einen Tautenbrook darstellend, hing da, ein Rubens mit aller Leuchtkraft seines Inkarnates. Und doch, die

Rembrandtschen Juden schlugen alles tot. Gerade unter ihnen stand der Tisch. Dort saß der alte Jonkheer und erzählte von seinen Reisen, von Eingeborenen, Orchideen, dann Chemisches, oder aus der holländischen Geschichte. Irgendein Tautenbrook war unter Alba als Protestant hingerichtet worden. Am Schluß immer wieder die Kunst. Wie wußte er das alte Amsterdam zu schildern! Während ich scheu aufblickte zu den beiden wundervollen Judenköpfen, denen das Licht über den Scheitel fiel und vom weißen Tischtuch der Schein der Lampe entgegenstrahlte, war es mir, als sähe ich Rembrandt durch die Judengracht streichen, trunken an den Mauern tastend. Halbwüchsige Bengel höhnten ihm nach, aber ein alter Kaftanträger, den Rembrandt in guten Tagen einmal gemalt, verwies es den Jungen. Und da hätten Sie den kleinen Hendrik — heißt er nicht Heinrich? —"

Die Prinzessin, die jedes Wort ihm von den Lippen gelesen, fuhr zurück: „Ich — ich glaube —"

Dem Kunstgelehrten, einmal angeregt, riß der Faden nicht ab: „Ja, den kleinen Hendrik hätten Sie sitzen sehen sollen, die großen blauen Augen auf den Vater gerichtet. Mit den Händchen hielt er sich an der alten Eichenplatte mit ihrer jahrhundertealten Patina. Wenn ich an die Augen denke und an die langen, blonden Locken, fällt mir immer, so anders es auch ist, Dürers Selbstbildnis ein."

Hinter ihnen stand Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan. Von der dunklen Wand hob sich sein heller Kopf ab mit dem blonden Haar und den großen blauen Augen, daß der Museumsmann lachte: „Wenn man

den Teufel — Herr van Tautenbrook, wir sprachen eben von Ihnen."

Im gleichen Augenblick trat ein Diener zu Prinzeß Sabine und meldete gedämpft: „Der Haushofmeister aus dem Ministerium hat eben telephoniert, Ihre Exzellenz Frau Gräfin hätte eine Abhaltung und könnte erst in einer halben Stunde kommen. Aber Euer Durchlaucht möchten sie bestimmt erwarten."

Man verabschiedete sich. Nur noch der Geheimrat und der Jonkheer verweilten. Auch der Museumsdirektor küßte Prinzeß Sabine die Hand. „Schon?" fragte sie.

„Durchlaucht, ich bin drüben bei Adlon mit einem Kollegen verabredet. In Stuttgart ist übermorgen Kupferstich-Auktion. Ein alter Meister, der noch nicht Mode ist, es aber sicher einmal wird, ist mit mehreren Blättern vertreten. Wir wollen uns nun nicht gegenseitig überbieten. Ich hoffe, daß wir uns einigen."

Herr van Tautenbrook verbeugte sich vor Prinzeß Sabine.

„Sie gehen auch?"

„Durchlaucht, ich bin —"

„Sie meinen, Sie sind nun der einzige —"

„Ja."

„Meine Schwester Ziel hat eben telephoniert, ich solle sie heute abend noch erwarten. Wollen Sie mir Gesellschaft leisten, bis sie kommt?"

Sie schritt voraus in ihr kleines Zimmer, wo der blaßblaue Schirm stand, und setzte sich: „Wie ich höre, kannte Geheimrat Schönwiese Sie schon lange."

„Ich habe von seiner Anwesenheit in Anloo nur eine dunkle Erinnerung."

„Der Geheimrat sprach gerade davon, wie aufmerksam Sie zugehört hätten."

„Ich habe es aber nicht verstanden."

„Nun, das Interesse muß doch dagewesen sein."

„Dafür sorgte schon mein Vater."

„Sie haben viel an ihm verloren?"

„Vielleicht ging mir der Tod meiner Mutter noch näher. Sie sprach zu meinem Herzen, mein Vater mehr zu meinem Verstand. Seitdem meine Mutter gestorben ist, hat zu meinem Herzen nie wieder jemand gesprochen."

„Stehen Sie ganz allein?"

„Durchlaucht, ja! Und ich fühle mich allein, unbefriedigt, zwecklos. Ich habe gehört, wie Schweres Sie gelitten haben, aber Sie haben doch ein Leben hinter sich. Ich nicht. Ich habe noch nie ein Leben gehabt. Dieses Gefühl bedrückt mich oft, wenn ich zurückgekehrt bin von einem Ball, einem Diner. Am schlimmsten, wenn ich herrliche Musik hörte, wenn ich das Drama eines Dichters — ich sage unbescheiden eines großen. nicht eines kleinen — gesehen habe. Dann bedrückt mich das Bewußtsein, daß ich nichts bin, ja nicht einmal die grauen Haare für mich besitze. Und dann möchte ich wenigstens alt sein! Mir ist alles ohne Mühe gegeben worden von Kindheit an, ich aber habe mit dem Pfund, das mir verliehen wurde, nicht gewuchert. Ich kann nichts, ich leiste nichts, ich bin nichts. Ich könnte im Variétés — lachen Sie mich aus — jeden Akrobaten, der einen wunderbaren Trick macht, beneiden. Ich

werde neidisch, wenn ich einen Arbeiter auf der Straße sich abmühen sehe! Mich erfüllt der Geschäftsmann mit Neid und Scham, der rechnet und zählt und sieht, daß sein Geschäft sich mehrt. Attachés bei einer Gesandtschaft zu sein, wo man nur einmal einen Bericht macht oder Pässe visiert . . . das füllt mein Leben nicht aus. Sehen Sie, Durchlaucht, das sind die Augenblicke, wo ich mich entsetzlich unglücklich fühle. Und dann möchte ich sechzig Jahre alt sein."

„Was hülfe Ihnen das? Würden Sie nicht Ihre Stimmung mitnehmen, auch ins Alter hinein?"

„Aber dann hätte ich wenigstens das Leben hinter mir!"

Prinzeß Sabine richtete sich auf: „So kann nur einer reden, der es noch zu vertun hat. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wie reich Sie sind, an Lebenskapital, an Jugend, wie frisch Sie sind, wie . . ."

„Soll ich Hinz und Kunz auf die Nase binden, daß der Jonkheer van Tautenbrook ein Nichtsnutz ist?"

Die Prinzessin erhob sich: „Sie sind ungerecht gegen sich selbst. Millionen armer Menschen, die arbeitend ihre Pflicht tun, möchten gewiß gern mit Ihnen tauschen. Es steht Ihnen ja auch frei, in Ihrem Beruf Ihre Pflicht zu tun. Ist das schlechter, als die Erde aufhacken, als ein Wasserleitungsrohr montieren? Diese Menschen könnten gleich unbefriedigt sein von ihrer Existenz, aber Sie, Herr van Tautenbrook, hätten noch immer den Vorteil vor ihnen voraus, daß Sie Ihr sicheres Brot besitzen. Was sollten denn dann die Armen sagen!"

„Die machen sich darüber keine Gedanken!"

„Oh, warum sollte, wer nur mit den Händen arbeitet, nicht auch den Trieb haben sich hervorzutun und dann unglücklich sein wie Sie, wenn es ihm vermeintlich nicht gelingt? Ist nicht das Schlimmste, was gewisse Weltanschauungen dem Menschen zerstören, daß sie in öder Gleichmacherei das Individuum, den Ehrgeiz untergraben?“

Langsam ließ sie sich in den Stuhl zurücksinken, und aus seinem leidenschaftlichen Ausbruch wurde unter der Ruhe ihrer Stimme Ruhe auch bei ihm: „Durchlaucht, lassen Sie mich es so fassen: Die, in denen irgendeine unbestimmte Sehnsucht zittert, werden unglücklich sein wie ich, ob sie nun arm sind oder reich. Andere wieder sind zufrieden, ob sie Geld haben oder keines. Der glückliche Mensch auf der Welt ist der Trantopf, der Philister, der sich selbst gefällt. Der Prometheusfunken ist kein Glück. Wer den allein besitzt, dem fehlt das volle Geschenk der Götter: zum Funken auch noch Prometheus selber zu sein, der, wenn er auch ewig angekettet bliebe, doch das Feuer g e h o l t hat und nicht bloß sich danach gesehnt.“

Die Prinzessin unterbrach ihn jetzt so eifrig wie er sie vorhin: „Und möchten Sie leben ohne Sehnsucht?“

„Nein!“

„Sehen Sie. Wenn zartbesaiteten Menschen schmerzliche Sehnsucht gegeben ist, so ist ihnen doch eines mitgeschenkt: sie genießen auch Wonnen, die jenen, die am Boden kleben, ewig versagt sind. Mein Schwager Ziel sagte neulich, eines der schönsten Worte, das Bismarck gebraucht, sei gewesen: ‚Patriae inserviendo consumor‘ — ‚Ich reibe mich auf im Dienste des Vater-

landes!' Nicht wahr, so ist etwa der Sinn. Nun, hat Bismarck alles erreicht, wohin seine letzte Sehnsucht ging? Oder Beethoven? Ist nicht dem Michelangelo der größte Teil dessen, was er erträumt, unerlöst im Marmor stecken geblieben? Und da sollten wir verzweifeln? Sollten wir uns nicht lieber sagen, auf diesen Platz bin ich gestellt, leider auf keinen höheren, aber wer weiß, ob ich ihn ausfüllen würde, und darum will ich an bescheidener Stelle tun, was in meinen schwachen Kräften liegt? Ist das nicht genug?"

Der Jonkheer hatte seinen Kopf tief sinken lassen. Die Prinzessin fuhr nun leiser fort: „Lieber Herr van Tautenbrook, meinen Sie, jeder von uns Menschen hätte nicht sein Teil an Leid und Sichunbefriedigtfühlen zu tragen? Warum immerfort ersehnen, was wir nicht erreichen können, warum mit dem Augenblick uns nicht bescheiden? Warum immer an das denken, was nicht kommt, was vielleicht überhaupt nie kommt? Glauben Sie, daß eine Frau sich ausleben, ja nur aussprechen darf?"

Ihre Stimme zitterte, ihre Augen wurden groß: „Wir Frauen müssen viel und schwer kämpfen in den Grenzen, die uns die Natur gezogen hat. Glauben Sie, daß wir nicht auch einmal aufschreien möchten und sagen, was wir empfinden, was wir wünschen? Meinen Sie, in einer Frau stecke nicht auch mancherlei irre Sehnsucht? Ist solcher Kampf nicht schwerer als das Hinaustreten des Mannes, der tun darf, was er will, und sagen darf, was . . ."

Sie unterbrach sich: „Ich meine, Grenzen sind

gesteckt. Sie zu überschreiten, würde unser Unglück sein. Vielleicht verstehen Sie mich nicht ganz ..."

Sie sprang auf, seufzte und faßte sich an die Schläfen. Der Jonkheer erhob sich. Die Prinzessin fuhr herum, denn sie hörte Schritte. Der Diener kam und meldete: „Der Wagen Ihrer Exzellenz ist vorgefahren."

Prinzeß Sabine nickte, sah in den venezianischen Spiegel, strich sich das Haar, tupfte mit dem Taschentuch den Mund, dann sagte sie ruhig: „Herr van Tautenbrook, meine Schwester."

Er aber zog hastig ihre Hand an die Lippen: „Prinzessin, Sie sind so viel tapferer als ich. Ich will mich nicht wieder werfen lassen. Ich danke Ihnen."

Dann gingen sie in den Salon. Eine Dame, größer als die Prinzessin, das Haar ergraut, in ausgeschnittenem Abendkleid, Perlenreihen um den Hals, trat ein.

Sie umarmte ihre Schwester: „Sabine, sei nicht böse, daß es so spät geworden ist, ich konnte nicht eher fort. Ich wollte dich gern fragen ... ah so ..."

Nun gewahrte sie erst den Fremden, hob ihre Lorgnette, die an der Perlenschnur hing, und führte sie gewohnheitsmäßig an die Augen. Prinzeß Sabine erklärte: „Herr van Tautenbrook ist so liebenswürdig gewesen, mir Gesellschaft zu leisten, bis du kämest."

Die Gräfin streckte ihm die Hand entgegen, die er mit einem weiten Schritt erreichte, sie mit den Lippen zu berühren. „Herr van Tautenbrook, das tut mir aber leid, meinetwegen ... Nun, meine Schwester wird Ihnen dankbar sein."

Er verneigte sich: „Darf ich mich verabschieden?"

Prinzeß Sabine fragte: „Bleiben Sie nicht noch einen Augenblick?"

„Verzeihung, Durchlaucht, ich hatte schon eine Verabredung."

„Warum haben Sie das nicht gesagt?"

„Es ist nicht so ängstlich. Ich werde noch zurecht kommen."

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan verneigte sich noch einmal an der Tür, und beide Damen nickten.

*   *
*

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan ging mit Herrn von Beveld an den Tribünen vorüber, das Opernglas im Futteral am langen, um das Gelenk gewickelten Riemen, und sie sahen so wichtigtuend, dabei aber so blasiert gelangweilt aus, wie die meisten all der gutgekleideten Herren, die Sieg oder Niederlage eines Pferdes als welterschütterndes Ereignis zu betrachten schienen.

Der Jonkheer musterte der Reihe nach die Logen, plötzlich zog er den Hut. Herr von Beveld folgte ihm mit Blick und Arm. Prinzeß Sabine dankte.

„Wer ist das, der da grüßte?" fragte der Majoratsherr Graf Hans-Karl Zwegg, der hinter der Prinzessin saß. Sie wandte sich zu ihrem Bruder, leise geziert: „Wen meinst du?"

„Blond. Er ging mit Herrn von Beveld."

„Ach so. Herr van Tautenbrook von der holländischen Gesandtschaft."

„Der sieht ja famos aus!"

Eine breite, einfach gekleidete Dame, die aus den übrigen ein wenig herausfiel, wandte sich um: „Helene hat mir mal erzählt, daß sie ihn bei dir getroffen hat, Sabine."

„Ja, ich kenne ihn."

„Ein bißchen Fatzke soll er sein, meinte Helene."

Der Prinzessin Wimpern zuckten. Und Graf Hans-Karl, mit weißem, spitzgeschnittenem Vollbart, so gut aussehend, daß er zu seiner Frau fast nicht paßte, meinte sehr entschieden, jede weitere Debatte abschneidend: „Er versteht sich anzuziehen, liebes Kind!"

Gräfin Karoline Zwegg dachte schon an andere Dinge: an ihren ältesten Sohn. Zu dessen Ehren war sie hier. Man wollte ihn, der bei der Garde stand, reiten sehen. Zwei Logen nebeneinander saßen sie da: ‚Zwegg und Ziel.' Mary, die Frau des Ministers, ihre Schwägerin Baubergen, Oberst Graf Ziel und Graf Rudolf Ziel, Oberpräsident von Posen, den anderen wie aus den Augen geschnitten, nur mit einer goldenen Brille. Dann in der Nebenloge: die drei Töchter des Majoratsherrn, deren blaue Augen unter den Blondköpfen das ihnen noch nie gewordene Schauspiel eines Berliner Rennens bestaunten. Bis auf Graf Heinrich Ziel, den Gesandten, und Frau von Wulmstorff waren sie alle da. Auch des Oberpräsidenten Töchter, groß, schlank, in einfachen Schneiderkleidern, das gleiche goldene Kettenarmband an der linken Hand. Dann des Ministers hochaufgeschossene Söhne, halb Schüler, halb junge Herren, mit leichtem Bartflaum schon und doch noch nicht rasiert.

Als die Pferde auf das Geläuf gelassen wurden,

näherten die Schwestern einander die Köpfe, blickten hinaus und suchten wieder das Auge ihrer Mutter, die sie wie Küchlein bewachte, ihnen zunickte, um dann mit einem mächtigen, altväterischen Elfenbein-Opernglase ihren Sohn zu suchen. Er kanterte eben an den Tribünen vorbei, die weiche, weiße Rennmütze wie einen Lappen über den Kopf gezogen, die Schöße des Waffenrockes aufgeschlagen und zusammengehakt, die langen Hosen in einem Strich nach vorn, daß man die rote Biese fast gerade verlaufen sah.

Der Oberpräsident vertiefte sich in das Programm, Major Graf Fritz Zwegg mußte seinen Nichten die Bahn erklären, und Oberst Graf Ziel redete eifrig mit den Ministersöhnen.

Frau von Baubergen neigte sich aus der Nebenloge zu Sabine: „Nun paß mal auf. Wenn er jetzt gewinnt, spricht Karoline nicht mehr mit uns.“

Das Meilenrennen führte zum erstenmal an den Tribünen vorüber. Eines roten Husaren Gaul machte einen Rumpler, und der Reiter kam auf den Hals zu sitzen. Da kicherten die drei ostpreußischen Landmädel. Die Ministerssöhne aber waren entrüstet über diesen Mangel an Verständnis und freuten sich über ihre Cousinen aus Posen, die kerzengerade, als hätten sie ein Lineal verschluckt, in ihren prallen Kleidern sitzen blieben. —

Prinzeß Sabine hatte, wie sie zum Tribünensprung hinübersah, auf einem Stuhl dicht am Geläuf den Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan erblickt. Als nun drüben in der Ferne einer stürzte und in Aufregung sich die Köpfe hin und her bewegten, folgte die

Prinzessin mit dem Opernglase nicht den Reitern, sondern war nur bemüht, den Jonkheer nicht zu verlieren. Er sprach mit einer Dame, die sie nicht kannte.

Die Pferde näherten sich dem Ziel. Der junge Zwegg war unter den ersten. Gräfin Karoline stand auf in aller ihrer Breite. Jemand rief: „Sitzen bleiben!"

Aber schon hatten sich auch die drei Gräfinnen erhoben. Andere folgten in den Logen, bis alles stand. Rufe tönten: „Zwegg macht's! Zwegg macht's!" Dann wieder: „Nein, Valerie! Mohikaner kommt!"

Nun ging ein Schwirren und Brausen über den Platz, die Köpfe bewegten sich hin und her. In einem Augenblick waren die Pferde heran, und im Ziel wurde Graf Zwegg um einen Kopf abgefangen. Frau von Baubergen beugte sich abermals über die Brüstungswand der Loge zu Prinzeß Sabine: „Nu redet sie doch mit uns!"

Aber die Prinzessin hörte nicht zu. Durch ihr Glas verfolgte sie Herrn van Tautenbrook, der eben vom Stuhl gestiegen war. Ab und zu tauchte sein Kopf unter in dem Gewirr der hin und her flutenden Menge. Immer fand sie ihn wieder neben der Dame, mit der er gesprochen. Doch mit einemmal waren sie verschwunden.

Inzwischen setzten die Ministerssöhne ihren Cousinen aus Posen auseinander, wie großartig der Vetter Zwegg geritten hätte. Der Oberpräsident aber sprach, anknüpfend an den polnischen Besitzer des einen Pferdes, mit seinem Bruder über Hakatistenfragen.

Die Logen wurden leer. Alles drängte hinab, und

der Lärm übertönte ein wenig Frau von Baubergens Baß: „Wie sie sich ereifern, wie sie klug reden! Sabine, es ist das reine Stiergefecht. Eigentlich warten sie nur drauf, daß einer hinschmiert. Wenn nicht die Bahre ankommt, sind die meisten nicht zufrieden. Und da redet dein Bruder Hans-Karl immer von Notwendigkeit der Förderung der Pferdezucht! Der Bande hier ist die Pferdezucht ganz wurscht."

In dem Augenblick erschien gerade unterhalb der Loge Herr van Tautenbrook. Und da die anderen sich anschickten, die Plätze zu verlassen, winkte ihn Frau von Baubergen heran: „Wetten Sie?"

„Nein, Exzellenz."

„Dann werden Sie reich werden und verlieren nichts, wenn Sie ein paar arme verlassene Frauen besuchen."

Herr von Beveld trat in die leere Loge, wo nur noch Frau von Baubergen saß: „Um einen Kopf nur ist er geschlagen!"

Es war, als verkündige er eine überaus traurige, wichtige Sache. Doch die Exzellenz zog ihn auf einen Stuhl: „Wirklich um einen Kopf? Fabelhaft. Hören Sie mal, Herr von Beveld, wenn mir alles so wurscht wäre wie das —"

„Aber es war doch ein sehr interessantes Rennen!"

„Ach Kohl. Mir macht's nur Spaß, wenn einer runterfliegt."

Herr van Tautenbrook lachte: „Sind Exzellenz nur gekommen, um das zu sehen?"

Sie drohte mit ihrem Krückstock: „Fangen Sie nicht mit mir an!"

Prinzeß Sabine legte sich ins Mittel: „Er meint es doch nicht so!“

„Sehen Sie, Sie werden sofort verteidigt!“

Prinzeß Sabine forderte den Jonkheer auf, sich zu setzen, während die Exzellenz Herrn von Beveld ganz in Beschlag nahm und erzählte, wie sie ihren Mann, der Kavalleriedivisionär gewesen, oft zur Entrüstung gebracht habe durch ihre Ansichten über Rennen.

Der Holländer fragte: „Ich dachte, Durchlaucht, Sie gingen nicht auf Rennen?“

„Sie sehen, die ganze Familie ist hier! Sie haben mich mitgenommen. Aber Sie, Sie sind wohl oft hier?“

Er verteidigte sich: „Ich kann mich nicht ausschließen. Ich muß hier und da sein.“

Sie lächelte. „Ich beschuldige Sie ja auch nicht.“

„Nein, aber wirklich, Durchlaucht, ich hatte es Bekannten versprochen —“

„Sie dinieren wohl nach dem Rennen mit Ihren Bekannten?“

„Ich glaube kaum. Sie fahren zurück.“

„Ach so, wenn sie von auswärts sind —“

„Ja, Hamburger. — Ein Konsul Stevens mit seiner Frau. Ich kenne sie aus Java.“

„Ach, ich glaube, ich habe sie vorhin gesehen. Eine hübsche Frau, wie mir scheint!“

„Er gefällt mir besser!“

Dabei sah er sie mit seinen großen blauen Augen an, daß sie den Blick niederschlug.

Die schon warme Frühjahrssonne blendete auf dem Kies vor der Tribüne. Es war fast still, nur aus der

Ferne hörte man die Kavallerietrompeten des Orchesters, und hinter der Prinzessin Frau von Baubergens tiefe, ruhig erzählende Stimme. Herr van Tautenbrook ließ spielend die Hand an seinem Stock niedergleiten, dessen Krücke er an den glatten Mund gesetzt.

Prinzeß Sabine sagte: „Ihre Erzählung neulich hatte mich etwas erregt. Ich war überhaupt nicht ganz — — — Sie werden sich vielleicht gewundert haben über mich."

Er hob den Kopf: „Ich bin Ihnen dankbar."

Die Prinzessin blieb in Gedanken. Plötzlich fragte sie unvermittelt: „Hatten Sie soviel vor?"

„Weshalb?"

„Ich habe Sie sehr lange nicht gesehen."

„Ein Zufall. Ich wollte Dienstag kommen, aber da wurde ich abends noch zu meinem Chef gerufen."

„Dann sieht man Sie wohl lange nicht?"

„Es ist heute Sonnabend . . . und . . ."

Die Prinzessin unterbrach ihn: „Ja, ich weiß. Nächsten Dienstag ist das Gartenfest bei meinem Schwager, dem Minister. Da sind Sie wohl auch. Und Donnerstag beim Schatzsekretär. Da sieht man Sie vor Wochen nicht."

Er sah sie erstaunt an. Zögernd fragte er: „Durchlaucht, gehen Sie wohl mal ins Theater?"

Sie griff es lebhaft auf: „Ja, Mittwoch ins Schauspielhaus. Kommen Sie?"

„Ich komme!"

Glücklich, wie erleichtert, lehnte sie sich zurück.

Die Logen begannen sich wieder zu füllen. Die ‚Zwegg und Ziel' kamen zurück. Graf Hans-Karl Zweggs

Stimme klang: „Sabine, denke dir, der Junge kriegt das Rennen vielleicht doch noch. Der Dritte hat gegen den Sieger Protest erhoben. Falsches Gewicht oder irgend so etwas."

Und seine Frau, die bei ihrer Hüftbreite kaum durch den Logeneingang konnte, verkündete schon: „Er hat gewonnen, da ist gar kein Zweifel."

Dann kamen die drei blonden, strahlenden Schwestern. Herr van Tautenbrook wandte sich zu Prinzeß Sabine: „Wollen Durchlaucht die Gnade haben, mich bekannt zu machen?"

Sie stellte ihn ihrer Schwägerin vor, die aber zu aufgeregt über den Siegesfall war, als daß sie von ihm groß Notiz genommen hätte. Die fünf Gräfinnen streckten ihm maschinenmäßig der Reihe nach die Hand entgegen. Graf Hans-Karl wechselte mit ihm ein paar Worte. Die Frau des Ministers gab ihm kurz ein paar Finger, der Oberpräsident nahm ein wenig steif den Hut ab. Dafür rief die alte, ehrliche Baubergen mit ihrer Stimme, die alle Logen übertönte: „Wetten Sie nicht, Sie verlieren doch!"

Er wollte Prinzeß Sabine grüßen, aber die hatte sich schon zurückgewendet, von ihrer Familie wie von einer schützenden Mauer umgeben, und der Gruß des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan ging in die Luft.

* *
*

Vorn in der Loge thronten die drei blonden Gräfinnen Zwegg und Arbitten, hinter ihnen ihre

Mutter, rund und strahlend. Prinzeß Sabine saß nach der Bühne zu, denn sie wollte die beste Aussicht den anderen gönnen, die so selten ins Theater kamen. Gräfin Karoline Zwegg hatte ein Lustspiel erhofft; gegen den „Egmont", den man gab, besaß sie ein dunkles Vorurteil, obgleich sie nicht genau wußte, ob sie ihn eigentlich kenne. Sie waren sehr zeitig gekommen und fanden das Haus noch halb leer. Die Schwestern machten sich flüsternd aufmerksam auf jeden neuen Menschen, der in die Logen trat. Und da die älteste kurzsichtig war, mußten die anderen ihr erklären, wie die Leute aussahen, denn die Mädchen durften kein Opernglas gebrauchen.

Prinzeß Sabines Augen liefen, während ihre Schwägerin unausgesetzt aus Arbitten erzählte, im Zuschauerraum umher. Erst als es dunkel geworden war und nur das Bühnenbild herübersah, lehnte sie sich zurück.

Da öffnete sich gerade gegenüber eine Logentür. Die Prinzessin hob ihr Glas. Im Augenblick ließ sie es wieder sinken: Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan war erschienen im Frack und mit einem Herrn, den sie nicht kannte. Heute schlugen Goethes Worte nicht an ihr Ohr. Sie lugte nur immer im Halbdunkel des Hauses hinüber zu der Loge, wo man den hellen Kopf und die weiße Hemdenbrust des jungen Attachés leuchten sah.

Während der Pause wollten die jungen Mädchen hinaus, das Foyer zu sehen. Gräfin Karoline Zwegg sagte, während sie langsam durch die hin und her flutenden Menschen gingen: „Ich hatte keine Ahnung,

daß das Stück so unpassend ist! Wie können sie nur so was geben. Mir ist immer ganz warm und kalt geworden für meine Mädchen!“

„Es ist von Goethe!“

„Ach, Sabine, der war ein rechter Lüdrian!“

Eine hohe Gestalt erschien vor ihnen: der Jonkheer. Prinzeß Sabine streckte ihm die Hand entgegen. Gräfin Zwegg grüßte fremd, und als der Holländer sich artig an die jungen Mädchen wandte, neigte sie sich zu ihrer Schwägerin: „Sag' mir nur um Himmels willen, wer ist das?“

„Herr van Tautenbrook, du hast ihn ja auf dem Rennen gesehen.“

„Ach so!“

Sie schien sich nicht zu erinnern. Doch da er liebenswürdig gegen ihre Töchter war, lief ein glückliches Mutterschmunzeln über ihr Gesicht. Er fragte nach der Darstellung und bekam bescheidene Antworten, wie sie dem Gesichtskreis der Mädchen, die ein Theater kaum kannten, entsprachen.

Gräfin Karoline flüsterte Sabine zu: „Der Belgier —“

„Holländer ist er.“

„Also der Holländer scheint ja sehr nett zu sein!“

Und ihre Augen liefen billigend über ihn. Prinzeß Sabine aber dachte daran, wie sie ihn auf dem Rennen für einen ‚Fatzke‘ erklärt. Sie sagte: „Herr van Tautenbrook hat durch die holländische Geschichte gewisse Beziehungen zu Goethes Drama. Nicht wahr, Herr van Tautenbrook, einer Ihrer Familie ist doch mit den

Grafen Egmont und Hoorn für seinen Glauben gefallen?“

„Jawohl, Durchlaucht, ich besitze sogar ein Bild von ihm.“

Die Gräfin, eine starke Protestantin, sah den Jonkheer noch freundlicher an: „In unserer Zeit kann man Beispiele von Überzeugungstreue nicht hoch genug schätzen. Wo hängt das Bild?“

„In Anloo, unserem Familienbesitz. Mein Vater hat es aus der Reihe der Familienbilder, die größtenteils von mäßigen Malern sind, herausgenommen und in sein — heute leider mein — Zimmer gehängt (mein Vater ist gestorben), weil es Lambert Lombard gemalt hat.“

„Wo liegt das Gut?“

„Bei Utrecht.“

„Ein großes Gut?“

„Für holländische Verhältnisse wohl. Der Boden dort ist kostbar.“

Der breiten Majoratsfrau Interesse schien zu steigen: „Aber Ihre Frau Mutter lebt noch, nicht wahr?“

„Auch meine liebe Mutter ist gestorben.“

„Sie sind doch auch nicht verheiratet, Herr van Tautenbrook?“

„Nein.“

„Dann steht der schöne Besitz allein?“

„Er ist verpachtet.“

Sie schüttelte den Kopf: „Es tut nicht gut, wenn das Auge des Herrn fehlt.“

„Aber ich bin im Staatsdienst, Frau Gräfin.“

„Nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin vom Lande — auf 'n Gut gehört der Herr."

„Frau Gräfin, soll ich mich ganz allein dort hinsetzen?"

Die vielfache Mutter, die grundsätzlich an die Ehe dachte, riet freundlich: „Sie sollten heiraten, Herr van Tautenbrook."

„Dazu gehören zwei."

„Na, die wird sich schon finden!" Und die jungen Mädchen machten wie immer, wenn Mama vom Heiraten sprach, seltsam verglaste Augen. Prinzeß Sabine hatte den Blick abgewendet.

Inzwischen waren die Menschen verschwunden, und die Gesellschaft stand allein noch draußen.

„Es hat schon angefangen, Mama!" sagte ängstlich die älteste. Doch Gräfin Zwegg schien keine Lust zu haben, wieder in die Vorstellung zu gehen: „Höre mal, Sabine, Hans-Karl wollte nach dem Theater zu ‚Riebenstahl' kommen. Die andern vielleicht auch noch, nach dem Wintergarten. Diese Klärchengeschichte ist zu unpassend! Was meinst du, wenn wir jetzt schon zu ‚Riebenstahl' gingen?"

„Ohne Herrn?"

„Ja freilich . . ."

Der Gräfin Blick fiel unwillkürlich auf Herrn van Tautenbrook. Sabine sah es, und wie im Einverständnis sagte sie: „Herr van Tautenbrook, Sie sind mit einem Herrn . . ."

„Jawohl: Lord Griswold. Aber ich kann mich von ihm trennen."

„Wollen Sie uns zu ‚Riebenstahl' begleiten?"

„Mit dem größten Vergnügen. Ich muß nur Lord Griswold benachrichtigen.“ Er machte den Damen eine kurze Verbeugung und verschwand.

Gräfin Karoline Zwegg raunte ihrer Schwägerin zu: „Gott sei Dank, daß wir gehen. Man schwitzt ja jeden Augenblick, was noch alles kommt!“

Und erleichtert rauschte sie zur Garderobe. Martha, die älteste ihrer Töchter, flüsterte der Tante zu, beinah Tränen in den Augen: „Und ich hatte mich so gefreut! Es ist so schön, so wunderschön!“

Prinzeß Sabine tätschelte ihrer Nichte Hand: „Na, na, Kind. Wenn ihr nächstes Jahr hier ausgeht, wirst du bei mir wohnen, und dann gehen wir beide ins Theater!“

Da lächelte das junge Ding und kam mit ihren kurzsichtigen Augen ihrer Tante nah, die sie voll Liebe anblickte.

Bei Riebenstahl gingen sie die breite Treppe hinauf, dann fanden sie in einem länglichen Saal einen Fensterplatz, wo man die erleuchteten, zu dieser Stunde unbelebten Linden hinabblickte. Der rote Schirm der großen Ständerlampe auf dem Tisch warf gedämpftes Licht. Neugierig blickten sich die jungen Mädchen um.

Herr van Tautenbrook saß zwischen Gräfin Karoline und der Prinzessin, die jungen Damen gegenüber.

Als der Kellner kam, meinte die Gräfin, immer gute Hausfrau und in eleganten Restaurants nicht eben bewandert: „Wir haben schon gegessen! Wir erwarten noch meinen Mann!“

Der Kellner fragte: „Wollen die Herrschaften vielleicht inzwischen bestellen?“

Sie war im stillen für Tee und weiche Eier. Doch sie zögerte, ungewiß des Genius loci. Prinzeß Sabine fühlte sich so glücklich, solche Lebenslust wuchs in ihr, daß sie rief: „Liebe Karoline, ich lade euch ein!"

Die wehrte sich ein wenig, nahm es aber doch gern an. Nun wandte sich die Prinzessin an den Jonkheer: „Herr van Tautenbrook, wollen Sie die Güte haben, für mich den maître d'hôtel zu spielen? Machen Sie uns, bitte, ein Menu. Aber gut. Meine Nichten sollen einmal eine Freude haben. Und nicht wahr, Wein —"

Er fragte leise: „Befehlen Sie rot, weiß?"

Und sie, indem ein leuchtender Blick über ihn glitt, als sei es ein sonderliches Fest heute: „Heidsieck!"

„Extra dry?"

Sie befragte ihre Nichten. Glückselig steckten sie die Köpfe zusammen, die älteste wippte auf ihrem Stuhl und sagte: „Nicht zu bitter!"

Die Prinzessin lachte. „Du meinst trocken. Nun, Herr van Tautenbrook, wenn auch nicht süß, so doch — Sie werden schon das Rechte treffen."

Er verhandelte mit dem Kellner, schüttelte den Kopf, nannte etwas, Antwort kam, Achselzucken, schmunzelndes Einverständnis, und die drei Mädchen sahen gespannt dem großen Ereignis zu. Dann blickten sie sich im Lokal um, in das jetzt ein paar elegante Menschen traten, starrten zur Decke empor, äugten auf die Linden hinab, in ländlicher Naivität so hingenommen von dem Eindruck, daß sie nicht hörten, wie Herr van Tautenbrook zu Mutter und Tante sagte: „Ist das nicht köstlich, diese Freude?"

Mit einem Blick auf die blonden, jugendlichen Ge-

schöpfe in ihren einfachen hellen Kleidern antwortete Prinzeß Sabine nur: „Jugend!"

Gräfin Zwegg aber sah ihre drei Mädel an und dann ihre Schwägerin. „Nicht wahr, sie sind nett?"

Man aß gut, aß sogar sehr gut. Der Jonkheer bekam für seine Auswahl Artigkeiten zu hören. Gräfin Zwegg erzählte nun unausgesetzt vom Essen. Von Einmachen, Gänsebrust, Hasen- und Rebhuhnpasteten und Marzipan. Das alles wurde in Arbitten im Hause besorgt, und sie war stolz darauf: „Ja, wir in Ostpreußen wissen auch zu leben!"

Und sie fand Billigung bei ihren drei Mädchen. Die Jüngste sagte zu Herrn van Tautenbrook: „Sie sollten uns mal besuchen. Oh, bei uns ist es schön!"

Da fügte denn die Mutter hinzu, mit leise verweisendem Blick auf die vorlaute Tochter: „Es würde meinem Mann und mir gewiß Freude machen, wenn Sie Ihr Weg durch Ostpreußen führte! Vielleicht werden Sie mal nach Petersburg versetzt!"

Prinzeß Sabine warf sofort ein: „Herr van Tautenbrook ist eben erst nach Berlin gekommen."

Inzwischen, nach Theaterschluß, füllte sich der Saal. Die jungen Mädchen wandten sich so oft um, all die Damen in den schönen Kleidern, den Riesenhüten, zu sehen, daß die Mutter ihnen einen verweisenden Wink gab. Doch Prinzeß Sabine tauschte den Platz mit ihrer ältesten Nichte: „Sie soll etwas sehen, Karoline. Sie sieht's sobald nicht wieder!"

Nun saß sie so, daß sie dem Saal den Rücken wandte.

„Willst du denn die Menschen nicht sehen, Tante?“

„Nein, Kind, mich interessieren die Menschen nicht!“

Ihr Blick streifte dabei den Jonkheer, der im gleichen Moment sie ebenfalls anschaute. Aber ihre Blicke prallten voneinander. Ein paar hohe Gestalten kamen den Gang zwischen den Tischen herauf. Ein großer Herr im Gehrock: Graf Hans-Karl, ein blonder Offizier hinter ihm: sein Sohn, der Sieger von neulich.

Als nun gar noch Major Graf Zwegg mit Rittmeister Graf Dingelsheim erschien, der Oberpräsident Graf Rudolf Ziel mit seinen Töchtern, seine Schwester, Frau von Baubergen am Arm, da war der Jubel groß. Bald darauf kamen noch zwei Kameraden des jungen Grafen Zwegg, und als man schon eine Weile beisammen saß, trat ein großer, hagerer Herr ein, in Frack, weißer Weste und einem unendlich hohen Kragen. Prinzeß Sabine sagte zu Herrn van Tautenbrook: „Da ist ja Ihr Freund aus der Loge!“

Und der Majoratsherr Graf Hans-Karl, der gehört, daß der Jonkheer seiner Damen wegen den Engländer allein gelassen hatte, meinte: „Aber selbstverständlich, bitten Sie ihn doch an unseren Tisch!“

Einen Augenblick darauf setzte sich der Lord, zur heimlichen Freude der jungen Mädchen, ihnen gegenüber. Sie, die jahrelang eine Miß gehabt, wollten ihr Englisch glänzen lassen und wurden darin von den oberpräsidialen Basen unterstützt. Doch er antwortete in leidlichem Deutsch nur mit englischem Akzent: „Ich muß die deutsche Sprack lernen, uährend ich in Berlin bin.“

Der Majoratsherr und Reichstagsabgeordnete sagte liebenswürdig über den Tisch: „Es ist aber erstaunlich und erfreulich, daß Sie in Klassiker gehen.“

„Mein Lehrer hat mir gesagt, ich soll alle Klassiker hören, und ich habe ein Verzeichnis von diese. Ich gehe hin, uenn ich nicht ein Diner habe.“

Der Oberpräsident fragte: „Was haben Sie denn schon gesehen?“

„‚Prinz von Homburg‘, ‚Jungfrau von Orleans‘, ‚Don Carlos‘, ‚Faust‘ und die ‚Erdgeist‘.“

„Von wem ist das?“

Der Lord lächelte in sich hinein: „Oh, sehr merkuirdig. Von Mister Uedekind.“

Leutnant Graf Zwegg begeisterte sich für den Dichter. Darüber gewann das Gespräch solche Formen, daß die ängstliche Mutter, besorgt um ihre Kinder, dem Jonkheer einen dankbaren Blick zuwarf, als er mit Lord Griswold die jungen Mädchen ganz in Beschlag nahm.

Unter der Einwirkung von den paar Tropfen Sekt, denn die Gräfinnen nippten kaum an ihren Gläsern, wurde die Unterhaltung lebhaft. Die jüngste Gräfin Zwegg, von der Mutter weit entfernt sich als ganz lustiges Ding entpuppend, hatte Lord Griswold dazu gebracht, all seine Vorsätze, deutsch zu lernen, aufzugeben, und plauderte mit ihm wie einst mit ihrer geliebten Miß. Die älteren Herrschaften aber waren jetzt ganz in die Polenfrage verbissen. Frau von Baubergen fuhr mit energischer Bewegung durch die Luft: „Reinen Tisch solltet ihr machen, einfach alle ausweisen! — Sind wir Polen oder sind wir Deutsche?“

Der Oberpräsident schüttelte den Kopf: „Wenn das so einfach wäre, kostete es uns nicht solche Schwierigkeiten und solches Kopfzerbrechen. Die Regierung muß auch vom Standpunkt des Rechts und der Billigkeit urteilen.“

Doch Frau von Baubergen brummte: „Ach was, ihr habt keinen Mumm. Ich wollte die Bande schon ausräuchern. Da hätte ich mal Napoleon den Ersten sehen mögen. Der hätte einfach den Gebrauch der polnischen Sprache bei Todesstrafe verboten.“

Zwischen beiden Tischenden, wie auf einer verlorenen Insel im brausenden Weltmeer, saßen Prinzeß Sabine und Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan.

Der Prinzessin Wangen waren leicht gerötet. Sie, die selten einen Tropfen Wein zu sich nahm, fand sich gesteigert durch den perlenden Trank.

Sie war glücklich; kein Bedürfnis fühlte sie, zu reden. Es fiel ihr auch nicht auf, daß Herr van Tautenbrook ebenso schweigsam blieb wie sie. Ihr war, als müsse seine Seele den gleichen Flug tun. Aber plötzlich ward sie gewahr, wie eine Falte sich auf seiner Stirn zwischen die Augenbrauen legte, und fast ängstlich fragte sie: „Sie sehen so ernst aus? Sind Sie nicht zufrieden mit dem Abend?“

Sein Auge lief über ihre schöne Gestalt in dem durchbrochenen Kleid, über ihre Züge, die in der Hochstimmung der Stunde straffer, jünger aussahen, so daß sie kaum dreißig schien: „Ich freue mich so sehr, in der Gesellschaft Ihrer Verwandten zu sein! Und neben Ihnen zu sitzen.“

„Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Beim Rennen —“

„Das war doch Sonnabend —“

Es war ihr nur entglitten. Schnell fügte sie hinzu: „Ich meine, Sie sind vorher so lange nicht bei mir gewesen!“

Er verneigte sich lächelnd: „Ich werde mich bessern.“

Dann nippte er an seinem Glase. Sie aber legte die Wange auf ihre rechte, leicht aufgestützte Hand, so daß sie, näher sich zu ihm beugend, nicht so leicht von den übrigen verstanden werden konnte: „Ich habe lange über Ihre Erzählung nachgedacht.“

Er warf die Lippen auf: „Ach, es war töricht von mir, Sie mit meinem unzufriedenen Gefühl der Nutzlosigkeit meines Daseins zu langweilen.“

„Langweilen, Herr van Tautenbrook? Haben Sie nicht gefühlt, daß Sie Teilnahme bei mir fanden?“

Er sah sie groß an: „Ja, Sie sind gut.“

Wärme strömte ihr zum Herzen. „So? Bin ich das? Nun sehen Sie, Sie haben gesagt, Sie hätten keinen, dem Sie Ihr Herz ausschütten könnten. Mir können Sie immer alles sagen und sollen gewiß sein, ich behalte es in meinem Herzen. Sie sind jung, ich habe allerlei erfahren, vier Augen sehen auch mehr als zwei. Sie haben mir erzählt, mit Ihrem Vater hätten Sie nur äußere Dinge besprochen, Ihr Inneres mit Ihrer Mutter. Ihre liebe Mutter lebt nicht mehr. Vielleicht bedürfen Sie einmal einer Aussprache. Was ich Ihnen jetzt sage, kommt aus einem Herzen, das es gut mit Ihnen meint. Glauben Sie mir das?“

Er sah sie an. Auch seine Wangen waren vom

Weine leicht gerötet, und seine Augen schwammen: „Das fühle ich."

Noch wärmer fuhr sie fort: „Nun denn, wie Sie vielleicht etwas mit Ihrer Mutter besprochen hätten, besprechen Sie es mit mir. Wollen Sie das tun?"

Er sah vor sich die noch immer schöne Frau, in diesem ersten Kreis ihres Landes, die den Prinzessinnentitel trug, sah sie in all ihrer Güte, ihrem Liebreiz. Und er, der oft wirklich bitter allein gewesen, wenn auch seine Worte damals vielleicht ein wenig stark gefärbt waren, empfand eine große Seligkeit, wie einer, der in jungen Jahren zum erstenmal in die Welt hinausgekommen, fühlt, daß ein Freundesherz ihm entgegenschlägt. Und in Genugtuung gab er zurück: „Gern, Prinzessin, so gern!"

„Also wir sind Freunde?"

„Ja!"

„Und Sie werden sich mir anvertrauen, wenn Sie in Not oder trüber Stimmung sind?"

„Immer."

„Wollen Sie mir das versprechen?"

„Jawohl!"

„Wir machen also einen Bund?"

„Wir machen einen Bund."

„Treue Freundschaft!"

„Treue Freundschaft."

Sie griff nach ihrem Glase, auch er nahm seines, sie leise gegeneinander hebend. Die Prinzessin trank, hielt inne, als ihr der prickelnde Dunst in die Nase stieg, aber tapfer leerte sie das Glas bis zum Grunde.

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan schüttete den Wein hinab. Dann setzte er den Kelch nieder. Sie blickten sich lächelnd an, in ihrem Auge seliges Glück, in seinem helle Freude.

Graf Hans-Karl Zwegg wandte sich zum Holländer: „Meine Frau hat mir von Ihrer Liebenswürdigkeit erzählt. Ich wiederhole gern die Aufforderung, uns zu besuchen. Machen Sie ja Station auf der Reise nach Petersburg. Prost, auf Wiedersehen in Arbitten!"

Der Jonkheer wollte sagen, daß es ein Mißverständnis sei mit Petersburg, doch schon tranken auch die anderen Zweggs ihm zu, und da der Major die Aufklärung übernahm, daß der junge Diplomat vor einem halben Jahre erst nach Berlin versetzt worden sei, ließ er es dabei. Die Prinzessin Sabine aber sagte zu ihm: „In Arbitten war ich als Kind, als Mädchen, und damals war ich sehr glücklich."

„Jetzt nicht?"

Sie sah ihn an: „Doch, ich bin es."

* *
*

„Herr van Tautenbrook! Herr van Tautenbrook! Hören Sie doch!"

Herr von Beveld rief noch immer hinter dem Auto her, aber — kurzatmig wie er war und die Benzinwolken schluckend — konnte er den andern nicht mehr erreichen.

Endlich wandte der Holländer sich um.

„Gott sei Dank! Ich kann nicht mehr. Warten Sie

mal . . . Mein Motor geht toll. — Nehmen Sie mich 'n Ende mit . . . fff . . . bin ich gerannt."

Herr von Beveld stieg keuchend ein. Die Autodroschke rollte weiter den Kurfürstendamm hinauf. Endlich kam Herr von Beveld zum Erzählen: „Ich soll Sie nämlich benachrichtigen, daß — was ist denn heute — Mittwoch, nicht wahr — also daß Prinzeß Sabine morgen den letzten Empfangstag hat. Sie hat mir's gestern gesagt — gestern war doch Dienstag — also gestern."

Der Jonkheer meinte: „Ich war nicht da."

„Na eben drum. Sie möchte nicht, daß Sie später umsonst kommen. Übrigens, wo fahren Sie denn eigentlich hin?"

„Zur Sezessionsausstellung."

„Ach, lassen Sie doch solchen Unsinn!"

„Das ist doch kein Unsinn. Ich habe auch eine besondere Absicht!"

„Nun?"

„Unser Freund Buchs hat ein paar neue Bilder ausgestellt."

„Woher wissen Sie denn das?"

Der Jonkheer begann, führte aber dann den Satz anders fort: „Ich habe es von — — in der Zeitung hat's gestanden."

Herr von Beveld fuhr mit. Sie stiegen aus und gingen schnell durch die Säle, dorthin steuernd, wo schon Fritz Buchs' andere Bilder hingen. Als sie in den ruhigen Raum traten, von gazegedämpftem Oberlicht erhellt, in dem zwischen Blattpflanzen ein phan-

tastischer Brunnen leise plätscherte, stieß Herr von Beveld seinen Begleiter an: „Aber da ist ja — —“

Zwei Damen standen vor den Gemälden. Prinzeß Sabine drehte sich zufällig um. Sie setzte die Lorgnette ab. Die Herren zogen die Hüte und begrüßten auch ihre Schwester Mary, die Frau des Ministers. Herr von Beveld widmete sich ihr sofort. Der Jonkheer aber blieb vor der Prinzessin stehen. Unwillkürlich betrachtete er das kleine, in zartem Rokoko gefaßte Augenglas:

„Prinzessin, Sie sind kurzsichtig?“

„Haben Sie das Lorgnon noch nie bei mir gesehen? Ich nehme es freilich nur für Bilder. Ja, ich bin ein ganz klein wenig kurzsichtig. Aber der Augenarzt sagt, es schadete nichts, denn mit den Jahren würde man weitsichtig, dann gliche sich das aus und ich wäre normal.“

„Aber doch erst im hohen Alter?“

„Nein, im Mittelalter.“

Er machte eine Bewegung wie: ach dann. Doch Gräfin Ziel warf dazwischen: „Mir ist's auch so gegangen, aber bei mir hat es sich schon reguliert. Ja, Herr von Beveld, wir bleiben nicht ewig jung!“

Der nahm den Hut ab und zeigte seinen ergrauenden Kopf. Dann sagte er zu Herrn van Tautenbrook: „Ich bin vor langen Jahren als Leutnant Tänzer Ihrer Exzellenz gewesen.“

Scherzend nickte die Gräfin ihrer Schwester zu: „Sabine, wir dürfen gar nicht daran denken!“

Doch die brach jäh die Unterhaltung ab, deutete auf die gegenüberliegende Wand und fragte den Jonkheer:

„Haben Sie die Bilder von unserem Freunde Buchs schon gesehen?“

Er antwortete mit gedämpfter Stimme: „Prinzessin, ich bin Ihnen sehr dankbar für die Benachrichtigung. Ich ahnte ja nicht, daß auch Sie . . .“

„Meine Schwester hat mich zufällig abgeholt. Sie wollte doch mein Bild sehen.“

„Ah, dort!“

Das Porträt war mit verblüffender Technik wie aus dem Leben gerissen, wenn auch für ein Damenbildnis vielleicht ein wenig scharf; geschmeichelt nicht eben.

Prinzeß Sabine riet: „Sie müssen es weiter entfernt sehen!“

Er trat mit ihr ein paar Schritte zurück. Lange betrachtete er das Bild, lange schwieg er.

Endlich fragte sie, und in ihrem Ausdruck lag etwas, als wolle sie ein ausschlaggebendes Urteil empfangen: „Nun, wie ist es?“

„Sehr, sehr gut.“

Die Gräfin rief: „Wie können Sie das nur finden, Herr van Tautenbrook? So sieht Sabine doch nicht aus!“

Unwillkürlich warfen die drei einen vergleichenden Blick zur Prinzessin. Auf ihrem Gesicht lag etwas wie Angst: die Augenbrauen hatten sich in die Höhe geschoben, Falten erschienen auf der sonst glatten Stirn, in der Oberlichtbeleuchtung trat die Nase schärfer heraus, die Augen lagen tiefer in den Höhlen. Trotzdem ereiferte sich die Gräfin: „Das kommt davon, daß dein Freund Buchs immer so scharf charakterisieren will. Du bist ja zehn Jahre zu alt auf dem Bilde!“

Herr von Beveld fiel ein: „Da haben Sie sehr recht, Exzellenz!“

Der Jonkheer schwieg. Die Prinzessin fragte: „Und Sie?“

Er sah noch einmal das Bild lange an. Es hatte den lieben, vornehmen Ausdruck, der ihm Vertrauen eingeflößt hatte vom ersten Tage an, der ihm an jenem Abend von Riebenstahl den Bund abgenötigt, dieser Frau alles sagen zu wollen wie einer guten älteren Freundin, die außerhalb der Bezirke weiblicher Eitelkeit stand. So sagte er mit warmem Ausdruck: „Ich gebe zu, geschmeichelt ist die Frau Prinzessin nicht, — aber soll das ein Porträt? Ich verlange, Menschen, die ich kenne, so wieder zu erkennen, wie sie mir leiben und leben. Und mir ist es, gnädigste Prinzessin, als ob ich mit Ihnen reden könnte. Das Bild ist wunderbar!“

Der Jonkheer blieb gebannt vor der Meisterleistung von Fritz Buchs, dem Kunstgewaltmenschen und doch so lieben, weichen Kerl, vor dem Bildnis der von ihm so verehrten Prinzessin.

Sie stand da, das Haupt gesenkt. Als Herr van Tautenbrook sich umwandte, sah er ihr ernstes Gesicht: „Sind Sie mit dem Bilde nicht zufrieden?“

„Doch, wenn es Ihnen gefällt!“

Ein rührender Ausdruck lag darin, den er nicht ganz faßte.

Sie gingen weiter. Herr von Beveld mit seiner einstigen Tänzerin voraus, die Prinzessin folgte mit dem Jonkheer. Bekannte Meister sahen sie und junge Stürmer und Dränger. Fürchtegott Wendel war freilich nicht darunter.

Herrn van Tautenbrook ward plötzlich bewußt, daß Prinzeß Sabine, seitdem er über das Porträt geurteilt, kein Wort mehr gefunden hatte. Er fühlte etwas wie eine Verstimmung — und in dem Gedanken, gutzumachen, sagte er am Ausgang der Ausstellung: „Darf ich noch einmal auf Ihr Bild zurückkommen? Wissen Sie, weshalb ich es nicht anders möchte? Der geniale junge Mensch hat trotz der etwas wilden Mache etwas wunderbar getroffen, Prinzessin: Ihre Güte, Ihr Herz."

Da ward aus dem Ernst ihrer Augen im letzten Augenblick Jubel: „Ich will auf andere Urteile nicht hören. Ich war schon ganz traurig, denn welche Frau ist nicht ein klein wenig eitel, aber wenn es Ihnen gefällt, soll's mir auch gefallen."

Dann sagte sie laut, indem sie ihrer Schwester beim Einsteigen folgte: „Ich sehe die Herren wahrscheinlich nicht wieder, denn ich reise schon Ende der Woche mit meinem Bruder Fritz nach München. Ich habe meine Nichte Marka Zwegg eingeladen. Das kleine Ding hat noch nie Wagner gehört! Also schönen Sommer, Herr von Beveld, Herr van Tautenbrook, und im Herbst auf Wiedersehen!"

Die Damen grüßten, die Herren zogen den Hut. Der Kraftwagen glitt davon.

* *
*

Als sie in München aus dem Nordsüd-Expreß stiegen, schwankte Graf Zwegg zwischen ‚Bayrischem Hof' und ‚Continental'. Doch der bequeme Mann, der in

den paar Wochen, seitdem er den Abschied genommen, noch stärker geworden schien, wandte sich an den ersten besten Hotelangestellten, und das war zufällig der vom ‚Bayrischen Hof'.

Machte Marka Zwegg Augen, als sie durch die Stadt fuhren! Aber weder Tante noch Onkel vermochten ihr viel zu erklären, denn beide kannten München nur von der Durchreise nach Italien. Da sie spät angekommen waren, blieben sie den Abend im Hotel. Nach Tisch saßen sie in der Halle, und während die Prinzessin sich mit ihrer Nichte unterhielt, las der Major die Zeitung. Als er die Sehenswürdigkeiten durchflogen, sah er nach der Uhr und brummte: „Es wäre noch Zeit jewesen zum Deutschen Theater."

„Geh doch, Fritz. Ich glaube, wir beide bleiben lieber hier!"

„Nee, nee, dann 'n andern Tag!" Und er vertiefte sich wieder in sein Blatt. Nach einer Weile begann er vorzulesen: „Neuanjekommene Fremde. Na, so was, Rechling, mein früherer Kommandeur! Den muß ich mal aufsuchen. Da: Marquis de Broussailles. Der war ja mal an der französischen Botschaft. Weißt du noch, Sabine, die Jeschichte, wie er das Wohl des ‚roi' ausbrachte? Nur in kleinem Kreis, aber das erfuhren die Machthaber in Paris, und er wurde beseitigt. Kinder, da haben wir's: Lord Griswold und Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan. Gott sei Dank, nun sind wir nicht allein. Irgendwo werden wir sie schon treffen. München is ja nich so jroß wie Berlin. Übrigens muß ich mich mal nach den Billetts für den Wagnerschwindel umsehen."

Er erhob sich, und aus Langerweile schwatzte er endlos mit dem Portier.

Am anderen Morgen waren die Damen nicht gar zeitig auf. Die Reise lag ihnen noch in den Gliedern. Als sie das Hotel verließen, wehte ihnen ein kühler Wind entgegen. Da sie dünn angezogen waren, bat Prinzeß Sabine: „Fritz, sei doch so gut und hole uns unsere Sachen."

„Wat denn für Sachen?"

„Markas Jacke und meine Stola."

„Wie sieht denn det Ding aus?"

„Ach, sage es nur der Jungfer."

Graf Zwegg trollte davon und brummte: „Kinder, das hättet ihr euch ooch früher überlesen können!"

Während die Damen vor dem Hotel warteten, klang's hinter ihnen: „Aoh, Durchlaucht! Ich habe nicht gewußt, daß Sie sind hier!"

Die Prinzessin lachte: „Wir auch nicht!"

Marka sagte leise: „Onkel Fritz hat's doch . . ."

Die Prinzessin unterbrach sie: „Ja, Lord Griswold, gestern abend hat's mein Bruder uns vorgelesen, richtig —"

„Oh, Herr van Tautenbrook wird sich geuiß freuen."

Die Prinzessin meinte gleichgültig: „Ja, richtig, er ist ja auch da."

Der Lord blickte sich um: „Er muß gleich hier sein. — Er ist nur die Bart sneiden."

Die Damen lachten. Da kam der Major, eine Jacke auf dem Arm, während die Stola schleifte. Die Prinzessin rief ärgerlich: „Aber, Fritz, paß doch ein bißchen auf!"

Doch er meinte nur trocken: „Na, so was nochmal, jetzt hab' ich die Zügel hängen lassen!"

Die beiden Herren drückten sich die Hand. Und der Lord, der nicht wußte, was er sagen sollte, wiederholte zu Graf Zwegg gewendet: „Herr van Tautenbrook ist die Bart sneiden —"

Der Major blickte ihn von der Seite an: „Hat doch jar keenen."

Da sahen sie schon den Jonkheer die Straße heraufkommen. Prinzeß Sabines Blick glitt über seinen Anzug, den sie noch nicht kannte.

Er zog den Hut: „Durchlaucht, Sie hier?"

Und in dem ‚Durchlaucht', das er in Berlin nicht mehr gebraucht hatte, lag etwas, als sei er durch Entfernung und Zeit ein wenig entfremdet.

Sie gingen der Theatinerstraße zu. Man sprach von Bayreuth und hielt die Münchner Aufführungen dagegen, so eifrig, daß sie, ohne selbst zu wissen wie, an der Residenz standen. Major Graf Zwegg fragte: „Wo gehen wir eigentlich hin? Ich habe keene Ahnung, wo wir sind. Sagen Sie mal, Herr van Tautenbrook, haben Sie oder Ihr Freund was Dringendes vor?"

„Nein."

„Da kommen Sie doch mit uns. Wir sind hier wie die verlorenen Schafe."

Prinzeß Sabine strahlte vor Laune und Fröhlichkeit. Sie sah jung und frisch aus wie der Morgen: „Danke, Fritz, für das Kompliment."

Er begriff erst jetzt: „Ach so! Na, da bin ich der Leithammel."

„Aber ein sehr schlechter, nicht wahr, Marka?"

Das junge Mädchen, angesteckt von der Tante, sagte, was sie sonst nie dem Onkel gegenüber gewagt hätte: „Gewiß, Tante!"

Der Major aber fuhr auf sie zu, näherte seinen dicken Schnurrbart ihrem Gesicht und brummte: „Paß auf, ich bin der Wolf! Ich fresse dich auf, mein Schäfchen!" Dann aber nahm er seine Nichte beim Arm: „Na, Herr van Tautenbrook, los!"

Mit Prinzeß Sabine schritt er voraus, so schnell, daß der Major rief: „Kinder, looft doch nich so!"

Marka sagte schüchtern: „Onkel, nicht so laut, die Leute drehen sich ja um!"

Aber nun sprach er noch lauter: „Ach wat, det is mir janz wurscht."

Doch er besänftigte Marka: „Wenn man nichts mehr zu kommandieren hat, wird man auch nich heiser und kriegt so 'ne protzig jesunde Stimme."

„Bleiben Sie lange hier, Herr van Tautenbrook?" fragte die Prinzessin.

„Noch acht Tage."

„Sie gehen zu den Festspielen?"

„Nicht immer."

„Wir auch nicht."

Ein paar Augenblicke schritten sie schweigend hin. Die Prinzessin fing die Blicke von Damen und Mädchen auf, die vorübergehend alle den hübschen Menschen neben ihr beäugelten. Und in ihrem Herzen war Jugend, als sie sagte: „Ach, München scheint wunderschön zu sein!"

„Kennen Sie es nicht?"

„Kaum."

„Oh, ich liebe München über alles. Ich war so oft hier. Meine Station von und nach Java! Und als ich in Wien an der Gesandtschaft war. Ich möchte jeden Menschen für München gewinnen! So bin ich auch Lord Griswolds Cicerone."

„Wir werden nicht viel sehen, mein Bruder ist nicht so beweglich."

In seiner schnell entflammten Begeisterung für alles, das ihm frisch in den Weg trat, sagte er sofort: „Prinzessin, ich will Sie führen. Pardon, erlauben Sie es mir?"

„Nach dem Bund, den wir geschlossen haben?"

Nun lachte er fröhlich und blitzte sie an mit seinen blauen Augen: „Oh, das hätte ich bald vergessen!"

Er sah, wie sie ängstlich die Brauen zusammenzog, die Lippen aufeinanderpreßte, und fuhr fort, sich selbst ergänzend: „Ich meine, ich werde Sie doch nicht mit solchen Kleinigkeiten plagen. Wenn es etwas Ernstes ist, komme ich zu Ihnen."

Sie war schnell beruhigt, und lächelnd entblößte sie die Zähne von den Lippen: „Dann beichten Sie mir!"

Er legte die Handflächen zusammen: „Mea culpa, mea maxima culpa!"

Prinzeß Sabine hatte von der frischen Münchner Luft leicht gerötete Wangen. Sie blieb stehen und blickte sich um: „Ich fange schon an, mit Ihren Augen zu sehen. Es ist wunder-, wunder-, wunderschön hier!"

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan hatte sie bis ans Nationalmuseum geführt. Nun wandte er sich zu den drei anderen, die nachkamen: „Das ist das

bayrische Nationalmuseum. Ihre Durchlaucht hat mich nämlich allergnädigst zum Fremdenführer ernannt."

Der Major blickte mißtrauisch am Portal in die Höhe: „Wat ist denn hier drin?"

„Allerlei Kunstschätze kirchlicher, weltlicher Art, Funde, Möbel, Tapisserien, Plafonds, Waffen, Rüstungen, Holz- und Steinschnitzereien, von den ältesten Zeiten bis heute."

Durch die Säle mit den Ausgrabungen führte er sie schnell hindurch, so daß der Major, als sie im Kirchensaal standen, ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Das lass' ich mir jefallen! Ich hatte schon Angst, wir müßten jeden ollen Holzklotz anbeten. Also nun weiter, weiter."

Bei den Holzschnitzereien des wundervollen alten Meisters Tilmann Riemenschneider verweilten sie so lange, daß Graf Zwegg schon ungeduldig zu werden begann. Aber als sie in den Waffensaal traten, war er von den Rüstungen nicht mehr fortzubringen. Herr van Tautenbrook zeigte Marka Zwegg eine kleine Modellrüstung, weil er meinte, das Niedliche würde ihren Mädchensinn gefangen nehmen. Doch sie schien Augen für alles zu haben, und immer, wenn er sprach, sah sie ihn groß an und nahm entgegen, was er nur erklärte, gleich einer Offenbarung. Bald begann das junge Mädchen zu fragen, und er wandte sich nun ganz zu ihr, während die Prinzessin hinterdrein schritt. Sie hing mehr an des Holländers Lippen, als daß sie die Kunstschätze betrachtete. Was er über sie redete, schien ihr wichtiger als die Dinge selbst.

Als nun die Zeiten allmählich über Gotik, Re-

naissance, Barock, Roccaille und Directoire sich zum Empire gewandelt, wurde Marka ganz erregt: „Oh, Herr van Tautenbrook, das haben wir in Arbitten auch! Ganz die Zeit. Papa sagt, aus der Renaissance wäre gar nichts übrig, das hätten Russen und Polen, und wer da alles gewütet hat, vernichtet. Aber so achtzehnhundert ist alles bei uns."

An Schillers Schreibtisch blieb der Lord zurück, und von den Bismarck-Erinnerungen konnte sich Gräfin Marka nicht trennen. So standen plötzlich der Jonkheer und die Prinzessin am Ausgang allein.

Während sie im Treppenhaus warteten, fragte sie: „Und Sie finden Ihr Leben ohne Zweck? Wer die Kenntnisse hat und diese Interessen?"

Er zog die Mundwinkel herab und zuckte die Achseln. Prinzeß Sabine schien anders als in Berlin. Etwas Freieres war über sie gekommen, daß sie, als er nicht gleich Antwort gab, fest sagte: „Das müssen Sie von sich abschütteln. Ein Mann wie Sie, jung, vor dem das ganze Leben liegt! Sie sollen lachen, fröhlich sein. Glücklich müssen Sie sein!"

„Möchten Sie das, Prinzessin?"

Sie wurde ernst: „Ich könnte alles opfern, wenn ich wüßte, daß Sie dadurch glücklich wären."

Da sah er sie an mit seinen großen blauen Augen, nicht ganz verstehend. Er fühlte nur die Güte dieser Frau, zu der er emporblickte wie zu einer älteren Gönnerin. Warm rief er: „Prinzessin, das kann nur eine Frau."

In dem Augenblick klang des Majors Stimme, der mit den beiden anderen kam: „Ich habe die Nach-

zügler zusammenjelesen. England bei Schillern, Ostpreußen bei Bismarcken."

Der Lord sagte: „Aoh, Graf Zwegg, aber Sie uaren die letzte."

„Ja, ich war bei den ollen Rittern hängen jeblieben. Ich habe 'ne merkwürdige Entdeckung jemacht. Runterjekommen sind wir nich, denn ich käme in keene von den Rüstungen rin."

Aus dem Nationalmuseum traten die fünf in den blendenden Sonnenschein. Herr van Tautenbrook fragte die Damen, ob sie nun die Neue Pinakothek sehen wollten. Der Lord stand mit gleichmütig ruhigem Gesicht dabei. Major Graf Zwegg machte ein finsteres Gesicht und sagte: „Ich möchte nich jerade für 'n Böotier jehalten werden. Aber in den paar Tagen hier haben wir schon die Sezession jeschluckt, und im Glaspalast, wie das Jewitter kam, war's einfach Nacht. Die Bilder waren jewiß sehr schön, könnte aber nicht behaupten, was sie vorjestellt haben. Na, das is nich jrade zum Totlachen!"

Herr van Tautenbrook schlug vor: „Wenn wir dann in die Glyptothek gingen? Da ist Plastik!"

Er kaute, wirbelte, quälte seinen Schnurrbart: „Offen jestanden, für Skulpturen habe ich nich viel übrig. Und dann diese jriechischen und römischen Sachen, na ... Köppe und Arme und Beene haben sie alle nich, und wenn sie welche haben, sind sie neu."

Plötzlich bekam er Mut: „Wissen Sie was, Herr van Tautenbrook, führen Sie mal meine Damen — das können Sie ja so ausjezeichnet — und ich werde währenddessen in das Armeemuseum jehn. Das haben

wir noch nich jesehen. Kommen Sie mit, Lord Griswold?“

Der sagte, ohne eine Miene zu verziehen: „Was ist in die Armeemuseum?“

„Kanonen und so was!“

„Well, ich gehe mit zu die Kanonen.“

Man verabredete sich zum Essen, und Herr van Tautenbrook war mit den Damen allein.

Sie schritten durch die Säle der Neuen Pinakothek. Wieder hielt er sie nicht auf, alle Bilder zu zeigen, nur zu den größten Meistern führte er sie, und von jedem setzte er Wollen, Können, Stellung in der Kunst auseinander.

Das junge Mädchen sah den Jonkheer an, während er erklärte. Als Marka vor einem Uhde zurückgeblieben war, eilte sie plötzlich den beiden andern nach und erzählte mit roten Wangen: „Ich habe eben etwas gehört, Tante. Pst, sie kommen. Diese Dame und der Herr —“

Als sie vorüber waren, flüsterte die junge Gräfin: „Denke dir, Tante, wie Herr van Tautenbrook dir die Bilder erklärte, zeigte ihn der Herr seiner Frau und sagte: ‚Das ist der Direktor.‘“

Sie erzählte es mit einem Stolz, als ob dem Holländer eine große Auszeichnung widerfahren wäre.

Als Prinzeß Sabine mit Marka Zwegg und Herrn van Tautenbrook im Restaurant Schleich eintrat, meldete der Oberkellner: „Die Herren sind schon da.“

In einer abgeteilten Nische saßen Lord Griswold und der Major. Sie hatten noch nicht zu essen begonnen, aber die Gläser waren gefüllt. Graf Fritz

Zwegg entschuldigte sich: „Ich hatte nämlich einen Mordsdurst, verzeiht, daß wir schon anjefangen haben.“

Nach überstandenen Museen war er immer guter Laune. Er hob sein Glas gegen den Jonkheer: „Sie sind ein famoser Kerl, Pröstchen, Pröstchen! Kinder, Kinder“ — nun wandte er sich zu seinen Damen — „was sollten wir ohne die beiden Herren anfangen?“

Prinzeß Sabine meinte nur: „Wir sind sehr dankbar!“

Gräfin Marka schlug die Augen nieder. Der Major und der Lord tranken zusammen einen guten Rheinwein; beider Wangen hatten sich schon gerötet. Als der Major noch eine Flasche bestellte, mahnte seine Schwester: „Fritz, du weißt, daß heute nachmittag die Meistersinger sind!“

Er schnippte mit den Fingern: „Ei der Tausend, das hätte ich ja bald verjessen. Kinder, was man hier zu tun hat! Ach was, ich halte ein Nachmittagsschläfchen!“

Das junge Mädchen rief erregt: „Aber, Onkel, Herr van Tautenbrook hatte doch versprochen, uns vorher noch die Motive zu erklären.“

Der Major lachte: „Na, dann wollen wir man zahlen!“

Sie gingen. Lord Griswold ins ‚Hotel Continental‘, die anderen in den ‚Bayrischen Hof‘.

Aber die junge Gräfin sah so blaß aus, daß Prinzeß Sabine erklärte: „Herr van Tautenbrook, es ist zwar sehr liebenswürdig von Ihnen, aber ich glaube, es ist besser, das Kind liest einfach das Textbuch.“

„Wie Sie befehlen, Durchlaucht!“

Nun wollte er sich verabschieden, doch sie sagte: „Aber, bitte, so war es doch nicht gemeint. Leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft."

„Wollen Sie sich nicht auch lieber ausruhen, Prinzessin?"

„O nein!"

Sie saßen in dem Salon der Prinzessin, von dem auf der einen Seite ihr, auf der anderen Markas Zimmer lag. Einen Augenblick blieb der Major noch sitzen, doch er klappte mit den Augen, stand plötzlich auf und drückte von hinten über die Schulter Herrn van Tautenbrook die Hand: „Ich werde mich immer anziehen jehen!"

Der Jonkheer und die Prinzessin blickten sich an. Sie fragte: „Woran denken Sie?"

„Bitte . . . und Sie, Durchlaucht?"

„Ich denke, vor dem Anziehen wird wohl doch noch das kleine Schläfchen gemacht."

„Wenn zwei den gleichen Gedanken haben, heißt es doch im Sprichwort, leben sie noch lange zusammen."

Sie wischte sich über die Stirn, als wollte sie Gedanken wegräumen: „Sie bleiben ja doch nicht lange in Berlin."

„Das kann man nicht wissen."

„Wie lange glauben Sie?"

„Zwei Jahre, drei, vier Jahre! Es könnte aber auch nach einem Jahr zu Ende sein, man weiß es ja nie."

Sie spielte mit einem Buch auf dem Tisch. Ohne ihn anzublicken, sagte sie: „Ja, alles in der Welt geht einmal vorüber. Es ist am besten, man denkt gar nicht darüber nach."

Plötzlich richtete sie sich auf: „Ach, waren diese Tage in München herrlich! Ich habe mich seit langer Zeit nicht so glücklich gefühlt. Auch das geht vorbei. Und dann —“

Sie ließ das Buch auf die Tischplatte fallen mit einem bitteren Zug um den Mund, der sie plötzlich alt erscheinen ließ.

Er empfand ein dunkles Mitleid: „Ich gönne es Ihnen so, wenn Sie sich einmal unterhalten, Sie, die Sie so wenig Glück gehabt haben in Ihrem Leben!“

Sie blickte schnell auf: „Sagen Sie mir, warum muß es Menschen geben, denen alles wie selbstverständlich in den Schoß fällt, und andere, denen nie etwas glückt?“

„Die Temperamente sind wohl auch verschieden. Es kommt darauf an, wie man etwas ansieht.“

Sie stand auf und ging im Salon hin und her: „Ist das ein Trost, daß ein Leben, wie ich es erlebt habe, ein Leben, das verpfuscht und verdorben ist, andere vielleicht nicht so empfinden?“

Er erhob sich gleichfalls: „Prinzessin, sind Sie denn so unglücklich gewesen?“

„So unglücklich, sage ich Ihnen, daß ich — nein, nein, nein, ich kann es Ihnen nicht sagen.“

Sie hob die Hände an die Schläfen, preßte sie sich auf die Augen, und dann, als wollte sie es bemänteln, steckte sie sich eine Haarnadel fest.

Ganz nah trat er zu ihr: „Prinzessin, wir haben doch einen Bund gemacht? Ich sollte Ihnen alles sagen. Soll das einseitig sein? Und Sie sagen mir jetzt nichts?“

Ihre Lippen waren so fest aufeinander gepreßt und ihr Gesicht so streng, daß er von neuem fragte: „Fühlen Sie sich so unglücklich?"

Sie wandte sich ab und ging durch das Zimmer. Er folgte ihr: „Prinzessin, Sie waren doch während dieser Tage so heiter! Ich habe Sie nie so lachen hören, nie so frisch gesehen, so jung!"

Sie fuhr herum. Er sah ihre Lippen leise zittern, als sie sagte: „Ich bin nicht mehr jung!"

Er lachte ein wenig gezwungen. Denn sie sah wirklich nicht jung aus mit den weißen Fäden im Haar, den Falten über der Stirn, den Krähenfüßen, die nun, wo ihre Augen zuckten, sich zu den Schläfen zogen. Sie fragte und sperrte beide Hände ab, während ihre Finger langsam sich öffneten und schlossen: „Sie antworten nicht?"

Er, dem das Wort so leicht vom Munde ging, wußte in diesem Augenblick, und hätte ihn der Blitz erschlagen, nicht, was er sagen sollte. Da sah er, wie ihre Nasenflügel bebten, wie langsam aus den Augenwinkeln große salzige Tropfen niederrannen. Sie war aber schön in diesem Schmerz, gleich dem herben Bild der Pietà irgendeines alten großen Meisters.

Dem Jonkheer wurde unbehaglich zu Sinn. Er konnte nicht weinen sehen und begriff nicht: hatte er ihr etwas getan? In dem Gedanken schüttelte er leise den Kopf, als wollte er sagen: ‚Ich kann doch nichts dafür.' Dann griff er nach ihrer Hand und bat: „Prinzessin, gnädigste, liebe Prinzessin, nicht weinen! Kein Leben ist ganz verloren! Und warum soll nicht für Sie das Glück kommen?"

Sie ließ ihm ihre Hand. Und immer sprach er weiter mit leiser Stimme, die den männlichen Ton bewahrte und doch so zart und weich klang wie die einer Frau: „Prinzessin, nicht weinen! Was einem genommen wird auf der einen Seite, wird einem auf der anderen gegeben. Sie fühlen alles, Sie verstehen alles, Sie haben Freude und Genuß an Kunst, Welt, Natur. Wie bin ich glücklich gewesen, daß meine Liebe, die München gehört, sich so auf Sie übertrug. Ich sage es nur nicht. Es gibt Schranken . . . ich . . . ich kann Ihnen doch keine Schmeicheleien sagen!"

Sie blickte ihn an, während er fortfuhr: „Nein, das liegt nicht in meiner Natur! Und Sie, Sie stehen mir zu hoch für Redensarten. Sagen Sie, habe ich Ihnen je geschmeichelt?"

Etwas bitter klang es: „Nein, nie!"

„Nun, sehen Sie. Und in Wirklichkeit habe ich gedacht: diese Frau, die das Schicksal mir in den Weg geführt hat, ist das größte Glück für mich. Diese Frau, der ich — wie Sie es mir erlaubt haben — alles sagen darf, soll mir ein Segen sein. Ich habe — wie darf ich es nennen — eine stille Verehrung für Sie. Ich bin dorthin gegangen, wo Sie waren. Ich habe mir oft überlegt: gehst du eigentlich nicht zu oft zu den D=Abenden? Nicht, als ob ich danach fragte: was werden die Menschen sagen, denn Sie, Sie stehen über den Menschen. Aber was werden Sie sagen —"

Sie wollte die Lippen öffnen, doch er ließ sie nicht reden: „Bitte, Prinzessin, nein, nein. Ich will so törichte Dinge nicht wieder sagen. Sie stehen darüber. Ich kann hundertmal zu Ihnen kommen, jeden Tag.

Ich bin ja auch hier in München nicht von Ihrer Schwelle gewichen. Prinzessin, lassen Sie sich die letzten Tage in München nicht verderben! Wir hören nachher das Schönste, das in deutscher Zunge je gesungen ist: Die Meistersinger. Das sage i ch Ihnen, der Ausländer. Lassen Sie sich erheben davon, denken Sie nur an das! Und dann, hoffe ich, sind wir doch abends noch zusammen? Sie wissen, übermorgen müssen wir fort. Mein Freund Griswold schlägt nun vor, daß wir alle zusammen einen großen Autoausflug machen. Dabei wollen wir lachen und uns freuen, daß wir Ferien haben. Denn Sie haben Ferien, Prinzessin, Ferien wie ein kleines Mädchen aus der Schule, und ich wie ein dummer Junge, der noch die Schulbank drückt. In Berlin kommt wieder der Ernst. Dann sind Sie wieder Prinzeß Sabine, und ich komme zu den D-Abenden und mache Ihnen eine feierliche Verbeugung. In Wirklichkeit denke ich aber: es war doch schön in München! Und Sie denken es dann hoffentlich auch! Wir sagen aber den Menschen nichts davon. Unsere Ferien bleiben unter uns. Die übrige Gesellschaft braucht nichts davon zu wissen. Sind Sie damit zufrieden? Nun weinen Sie nicht! Sie tun es ja schon nicht mehr. Ihr Leben wird auch wieder hell werden! Lachen Sie, Prinzessin, lachen Sie! Sie können nicht? Lachen Sie doch einmal! Nur einmal! Ein Lächeln nur, dann bin ich glücklich!"

Auf dem ernsten Marienangesicht kämpfte es; der Mund schloß sich noch hart, die Stirnrunzeln gingen hoch hinauf, aber die Augenbrauen begannen sich zu glätten. Und plötzlich, während ihr noch eine dicke

Träne über das Gesicht lief, öffneten sich die Lippen. Langsam grub sich rechts und links ein Lächeln ein wie eine ferne Hoffnung. Da nahm er ihre Hand und drückte sie, ein-, zweimal, wie die eines Mannes. Er nickte ihr zu — keine Verbeugung machte er, als er ging, nicht die des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan: es war das Lebewohl eines wirklich guten Freundes.

*   *
*

„Ich habe gar nicht geahnt, daß Sie ein Auto hier hätten, Lord Griswold!"

„Aoh, Durchlaucht, ich bin von Berlin in die Auto gekommen mit mein Freund Tautenbrook."

Sie warteten im Flur des Hotels auf Gräfin Marka, die von der Tante noch einmal fortgeschickt worden war, weil sie nicht warm genug angezogen gewesen. Herr van Tautenbrook ging inzwischen mit dem Major zum Auto. Wie er einst ein Pferd besichtigt, schritt jetzt der ehemalige Offizier um den Kraftwagen herum, obgleich er nicht viel davon verstand. Er fragte den Chauffeur: „Wieviel Pferde hat denn das Ding?"

„Funfzig, Herr Graf!"

„Alle Achtung!"

Inzwischen war Gräfin Marka gekommen. Sie fragte: „Können wir denn alle mit?"

Lord Griswold lächelte nur. In der Tat war Platz genug. Der Lord, der seinen Wagen selbst lenkte, bat Prinzeß Sabine, sich vorn neben ihn zu setzen, doch sie meinte: „Marka macht es mehr Spaß."

Aber der Engländer bestand darauf. Die Damen

könnten ja auf der Rückfahrt ihre Plätze tauschen: „Denn dann ist es kälter.“

„Meinen Sie, ich könnte die Kälte nicht vertragen?“

„Eine junge Mädchen ist mehr geuöhnt!“

So nahm Prinzeß Sabine vorn neben dem Engländer Platz. Zwei Bedienstete des Hotels in ihren blauen Livreen waren damit beschäftigt, die Hüllen einzustopfen, und schon blieben auf dem Bürgersteig die Leute stehen, um die Abfahrt zu beobachten. Als das Auto davonfuhr, beugte sich Herr van Tautenbrook vor und überreichte der Prinzessin eine Brille mit Gesichtsschutz.

Sie dankte: „Oh, wo haben Sie das her?“

„Eigens zu der Fahrt erstanden, um —“ nun ließ er die Stimme sinken, daß sie es beim Wehen des Luftzuges kaum verstand „— der gnädigsten Freundin Augen zu schützen . . . daß sie nicht tränen!“

Sie nahm lächelnd die Brille: „Heute gewiß nicht!“

Der Lord fragte, auf den Lenbachplatz einbiegend: „Uollen Sie in die Schweiz oder nach Uien?“

Er fuhr langsam auf die weite Fläche des Platzes, während rechts neben ihnen der Hildebrandbrunnen seine Wassermassen plätschernd spie.

Prinzeß Sabine lachte: „Nach Wien!“

Gräfin Marka fragte: „Geht denn das?“

„Bis heute abend — nein!“

Die Prinzessin drehte sich um: „Scherz beiseite. — Herr van Tautenbrook, entscheiden S i e wohin!“

Lord Griswold hatte den Motor ausgeschaltet, und der Wagen blieb stehen. Der Jonkheer meinte, Nymphenburg sei zu nahe, aber vielleicht wäre Dachau

ein gutes Ziel. Als man dann Tegernsee nannte, sagte die Prinzessin: „Wenn wir schon an einen See fahren, dann nach Starnberg. Ist das zu weit?"

„O nein. Wir sind schon vorige Woche dort gewesen."

Durch Straßen ging es, die keiner kannte. Der Lord fuhr so langsam, daß die Prinzessin ihn lobte: „So ist es vernünftig! Ich habe schon Angst gehabt, Lord Griswold, daß Sie zu schnell fahren würden!"

Der lächelte, das Steuer in den Händen, bequem zurückgelehnt, und sagte, immer den Blick geradeaus: „Ich fahre in die Dorf nicht snell. Mein Chef hat gesagt, ich soll niemand tot fahren in die fremde Land. Ein Prozeß ist sehr unangenehm vor die Botschaft."

Doch als sie Sendling hinter sich hatten, war es plötzlich mit seinen Vorsätzen zu Ende, so daß Graf Zwegg von hinten brüllte bei dem starken Luftzuge: „Gute Pace, was?"

Der Lord antwortete nicht, die Augen allein auf die Straße gerichtet. Sie hatten die Brillen aufgesetzt, denn der Wind schnitt ihnen ins Gesicht. Wenn ein Wagen auch nur von ferne in Sicht kam, preßte die Prinzessin die Lippen aufeinander und duckte sich auf ihrem Sitz. Gräfin Marka aber richtete sich höher auf, je schneller es ging. Ihre Augen strahlten, halb öffnete sich zum Lächeln der Mund.

Als sie in ein Dorf schossen, verlangsamte Lord Griswold wieder das Tempo und blickte die Prinzessin an, als wollte er sagen: sehen Sie, was mir mein Chef gesagt hat!

Aber wie nun erst der Weg nach Fürstenried hinter

ihnen lag, schaltete der Engländer die größte Geschwindigkeit ein. Jetzt schoß der Wagen nur so dahin. Ab und zu kam in der Ferne ein Punkt in Sicht: ein Auto wuchs und fegte knatternd, ratternd wie ein Schatten vorüber. Gräfin Marka jauchzte laut auf. „Haben Sie Angst?“ fragte Herr van Tautenbrook. Und wie zu einem Vertrauten, der er ihr nun nach den acht Tagen in München schien, beugte sie sich nahe zu ihm:

„Ach! Es ist herrlich!“

Dann begann sie trotz des pfeifenden Luftzuges, der ihr fast den Atem verschlug: Da wäre ja das Reiten in Arbitten nichts dagegen! Manchmal mache sie wohl mit Papa einen scharfen Galopp. Dabei kehrte zwei-, dreimal die Wendung wieder: „Sie müssen aber wirklich einmal zu uns kommen!“ Auch er neigte sich zu ihr. So sprachen sie die ganze lange Strecke durch den Forstenriederpark, während der Engländer seine besten Gasmischungen aufwandte, um die Geschwindigkeit zu erhöhen.

Prinzeß Sabine ward ein wenig angst bei diesem mörderischen Jagen. Sie drehte sich bänglich um, indem sie sich an den grünen Lehnen ihres Sitzes hielt, einen Blick mit Herrn van Tautenbrook zu tauschen. Der redete aber so eifrig mit Marka, daß kein Umdrehen der Prinzessin half. Jeden Augenblick fragte die junge Gräfin: „Wie schnell fahren wir jetzt?“ — „Ist das über siebzig Kilometer?“ — „Also nicht wahr, Sie besuchen uns in Arbitten. Wir haben zwar kein Auto, aber Sie kommen doch einmal.“ — „Ach, ist das herrlich! Nein, ich danke Ihnen so sehr, Herr van Tautenbrook!“

Er begann Freude an der unschuldigen Lebhaftigkeit des Mädchens zu finden. Er sah sie an. Sie war recht niedlich. Diese Jugend, diese Frische, diese glatten Wangen. Er fragte: „Haben Sie Angst?“

„Nein, gar nicht!“

„Soll er noch schneller fahren?“

Sie warf ihm einen zaudernden Blick zu: „Ich glaube, es ist ganz schön so!“

Er lachte: „Sie haben also doch Angst!“

„Ein wenig.“

Er lachte wieder und freute sich. Prinzeß Sabine wollte einen letzten Versuch machen, von ihrem Freund einen teilnehmenden Blick zu erhaschen, wünschend, daß er wüßte, sie ängstigte sich, und daß sie einen Trost von ihm bekam. Doch in dem Augenblick waren die beiden blonden Köpfe der jungen Menschen dicht nebeneinander. Da wandte sie sich zurück, hielt den locker gewordenen Schleier fest, dessen Enden wie eine Fahne flatterten, und beugte ganz den Kopf.

Der Wald ward lichter, die Straße begann zu steigen. Gerade hier sauste ein anderer Wagen vorbei mit einer lustigen Gesellschaft. Man hörte ein schrilles Juchzen im Moment, als sie vorüberkamen, so dicht, daß es war, als müßten die Achsbuchsen einander streifen. Nun ging es langsamer. Auf der Höhe erschien eine neue Landschaft. Die Prinzessin hob den Kopf; jetzt, wo sie meinte, sich nicht mehr festhalten zu müssen, steckte sie schnell ihren Schleier fest. Es ging hinab, die Bremsen summten und pfiffen. Nun konnte man auch wieder verstehen, was man sprach.

Gräfin Marka rief: „Ich sehe Wasser!“

Herr van Tautenbrook erklärte: „Starnberg!“

Da lagen Schloß und Ort. Immer geringer wurde das Tempo. Sie bogen in Straßen ein, aber die Prinzessin drehte sich nicht mehr um. Die Luft war dumpf und warm nach dem rasenden Luftzug, der ihnen Kühlung zugeweht hatte.

Das Auto hielt. Sie stiegen aus. Herr van Tautenbrook wandte sich jetzt zu Prinzeß Sabine: „Darf ich Ihnen behilflich sein, den Schleier abzulegen?“

„Nein.“

Er flüsterte erstaunt: „Habe ich Ihnen etwas getan? Ich will Ihnen helfen, und Sie lehnen so ab?“

Da sagte sie mit aller Wärme ihrer Stimme: „Sie irren sich!“

„Ist Ihre Seele wieder in Ordnung?“

„Ja.“

Durch die Bahnüberführung dem See zu ging er mit ihr voraus und sprach gedämpft — die übrigen brauchten es nicht zu hören —: „Prinzessin, das war aber eine traurige Stunde gestern!“

„Es ist vorbei!“

„Wissen Sie, was Sie mir einmal gesagt haben: man soll nicht immer an das denken, was war und was kommt, sondern man soll sich des Augenblickes freuen. Wollen Sie mir eine große Freude machen?“

„Wie gern.“

„Seien Sie nur heute noch lustig!“

„Warum?“

„Weil ich morgen abreise.“

„Gut, ich will fröhlich sein. Aber Sie auch!“

„Ich war die ganze Zeit nicht anders. Wir haben

so gelacht. Gräfin Marka ist ein so lustiges Ding!“

Die Prinzessin blickte vor sich auf den Weg: „Sie ist ein liebes, gutes Mädchen.“

Von weitem schon hörte man das Brausen und Schütten des Undosa-Wellenbades. Sie traten in das Restaurant, das daneben in den See hinausgebaut war. Ein weiter, glitzernder Wasserspiegel tat sich vor ihnen auf. In der Ferne stand eine blaue Bergkette. Dicht vor ihnen glitten Ruderboote vorbei, gleich großen Wasserspinnen mit dünnem Leib und langen Beinen über die Fläche hastend. Dann kam ein Segler angeschossen, bei der frischen Brise geneigt, daß seine weißen Flügel fast die Flut berührten. Und immer dazwischen klang das Schütten vom Undosa-Wellenbade nebenan.

Der Major fragte: „Herrschaften, wir bleiben doch 'ne Stunde oder so was?“

Und die Prinzessin: „Ich denke!“

„Dann werde ich 'n Bad nehmen. Ich mache schnell, ich bleibe nie lange im Wasser.“

Der Lord schloß sich an.

„Möchten Sie nicht auch gehen, Herr van Tautenbrook?“ fragte Prinzeß Sabine.

„Ich bleibe selbstverständlich hier.“

„Ein Opfer?“

„O nein!“ Er verbeugte sich, und da er fühlte, wie das junge Mädchen ihn ansah, verbeugte er sich noch einmal, nun gegen Gräfin Marka: „Ich leiste den Damen sehr gern Gesellschaft.“

Prinzeß Sabine, Gräfin Marka und Herr van Tautenbrook tranken Tee. Die junge Gräfin goß ein

und reichte den Teller mit dem Gebäck herum, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen. Herrn van Tautenbrooks Blicke glitten über die schlanke Gestalt, über das schöne, hellblonde Haar, das in der Sonne glitzerte. Er sah ihre schmale Mädchenhand, ihre noch ein wenig mageren Arme. Nicht mit brennendem Interesse, sondern wie man eben Wohlgefallen hat an allem, was frisch ist und gesund, sei es Mensch, sei es Tier, wenn nur eines ihm Reiz gibt: die Jugend. Und die Jugend verklärte dieses keineswegs hübsche Mädchengesicht, dazu die Anregung durch die vergangenen herrlichen Tage und zum erstenmal in ihrem Leben die Gegenwart eines eleganten, fast schönen jungen Mannes. Der Jonkheer war lächelnd in ihren Anblick so vertieft, daß er gar nicht merkte, wie Gräfin Marka ihm etwas hinhielt. Sie fragte: „Herr van Tautenbrook, nehmen Sie keinen Zucker?"

Er fuhr auf: „Doch, doch! Danke vielmals! Sie sind zu gütig!"

Als er genommen, blickte er unwillkürlich die Prinzessin an. Ihre Augen ruhten groß auf ihm, und — er wußte nicht weshalb — eine flüchtige Röte stieg ihm in die Wangen.

Das Bild auf dem See veränderte sich fortwährend. Bald lag vor ihnen eine glatte Fläche, bald wieder kamen Wellen von einem Dampfer, der dicht vorüberfuhr, von einer Jacht, die nahe um die Ecke bog, von einem Ruderboot, in dem sich ein paar ungeschickte Sonntagsausflügler gefährlich plagten. Das Spiel der ewig wechselnden Wasserfläche beschäftigte die drei Menschen, daß sie nichts mehr sagten.

Endlich unterbrach der Jonkheer das Schweigen: „Verzeihen Sie, Prinzessin, daß ich so stumm bin. Aber ich finde, angesichts solcher Natur soll man nicht reden. Ich tue es auch nur, weil eben die beiden Herren wiederkommen."

Während Herr van Tautenbrook nach ihnen sich umwandte, streckte Gräfin Marka den Arm über den Tisch und suchte ihrer Tante Hand zu drücken. Prinzeß Sabine nahm die dünnen, langen, ringlosen Finger und fragte gedämpft: „Kind, was hast du denn?"

Marka zwinkerte, sog stoßweise die Luft ein, ihre Nasenflügel bebten: „Es ist so schön, Tante!"

„Herrschaften, tut das jut." Der Major war herangekommen. „Wir haben mit breiter Männerbrust jekämpft, wie die Löwen, jejen die Wellen. Wir haben's uns besonders stark bestellt, daß die Räder, oder was das für 'n Zeug ist, das Wellen macht, mächtig jingen. Der Maschinist wollte zuerst jar nich ran. Aber wir haben ihm Bier versprochen, das hilft ja hier. Rot wie die Krebse sind wir raus jekommen. Wahrhaftig, tut das jut!"

Prinzeß Sabine wandte sich zu Herrn van Tautenbrook und sagte leise, während die beiden Herren ihren Kaffee bestellten: „Das Leben greift immer mit grober Hand hinein. Das ist die Prosa."

„Und doch. Wechsel ist das Dasein. Heute so, morgen so; das Ganze gibt erst das Weltbild."

Der Lord machte ein erstauntes Gesicht: „Die Bilder kommen erst morgen!"

„Was denn?"

Nun erklärte der Major, in ihrem Jubel über das

Bad hätten sie sich in den Wellen photographieren lassen. Prinzeß Sabine, aus jeder Stimmung gerissen, fing jetzt selbst an zu lachen.

Bei der Rückfahrt saß Gräfin Marka vorn. Die Prinzessin nahm ihre Stelle zwischen den beiden Herren ein. Die Dunkelheit begann zu sinken. Es wurde kaum gesprochen. Nur als wieder an der gleichen Stelle im Forstenrieder Park der Lord seine schnellsten Gasmischungen verpuffen ließ und man sah, wie Prinzeß Sabine unter der Brille die Augenbrauen zusammenzog und die Lippen aufeinanderpreßte, wandte sich der Jonkheer zu ihr, genau wie er es bei dem jungen Mädchen getan: „Haben Sie Angst?"

„Ein wenig!"

„Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben."

Ein Blick traf ihn, den er nicht mehr sah, ein Blick, als sei nach seinen Worten jede Beängstigung verflogen.

Als sie in München einfuhren, war der Himmel schon in Nacht getaucht, nur ein breiter Glutstreifen brannte noch über der Ferne. Während sie wieder über den Lenbachplatz in die Promenadestraße bogen, flüsterte der Major seiner Schwester ins Ohr: „Ich werde die beiden Herren zu Tisch bitten."

Scheinbar gleichgültig kam zurück: „Das wäre ja ganz nett!"

Er ereiferte sich: „Ja, weißt du, erstens mal die Fahrt. Und dann die janzen Tage. Dein Nachbar hat sich ja 'n Bein ausjerissen für uns, und morgen früh reisen sie doch ab. Ich fände es sehr notwendig, sich zu ‚rächen'. Und wenn ihr auch nichts trinkt, der Lord

ist kein Unmensch, wir beide werden schon 'nem Pülleken Heidsiek den Hals brechen."

Die Herren nahmen gern an, und eine halbe Stunde darauf, nachdem sie sich umgezogen hatten, saß die Gesellschaft oben im Salon, denn Prinzessin Kalksburg ließ auf dem Zimmer anrichten. In dem Ausschnitt ihres hellen Abendkleides lag ihre schöne Kette großer Perlen.

Der Lord gab alle Einzelheiten seines Autos zum Besten. Er schilderte umständlich das Auflegen eines neuen Pneumatik und schien eigentlich betrübt, daß ihnen keiner unterwegs geplatzt war, damit er seine Kunst im schnellen Montieren den Damen hätte vorführen können. Aus des Majors ‚Pülleken Heidsiek' war inzwischen schon die zweite und dritte Flasche geworden.

Nach Tisch hatte die Prinzessin Rauchfreiheit gegeben, denn sie wußte, sonst fiel Fritz dem Trübsinn anheim. Das Gespräch kam auf die Meistersinger, die sie gestern gehört hatten, dann auf all die Wagneropern dieser letzten Tage. Als sie nun von Motiven sprachen, trat der Jonkheer ans Pianino und schlug ein paar der bekanntesten an. Prinzeß Sabine lauschte. Lord Griswold war immer glücklich über Musik, und da sie auch die einzige Kunst war, die halbwegs zu des Majors Seele sprach, schwieg alles. Herr van Tautenbrook hörte auf. Graf Zwegg rief: „Spielen Sie weiter! Spielen Sie weiter!"

Sei es nun, daß der Abschied Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan anregte, sei es, daß ihm, der selten Wein trank, die paar Gläser heute abend

im Blute lagen, vielleicht auch leichte Eitelkeit ihn anspornte, als er die Augen des jungen Mädchens an sich hängen sah, kurz, er, der sonst nicht eben wie ein Künstler spielte, ward von der Gunst der Stunde getragen zu Schwung und Sehnen. Mit einemmal brach er ab und trat an den Tisch: „Griswold, haben Sie nicht eine Zigarette für mich? Gnädigste Prinzessin, Sie haben ja erlaubt, zu rauchen."

Er tat, als solle man von etwas anderem reden.

Doch sie sagte: „Ich wußte gar nicht, daß Sie Klavier spielen."

Er warf die Lippen auf: „Dilettanterei."

Da begann sie, während die drei anderen sich stritten, was das letzte gewesen, das er gespielt: „Fangen Sie wieder so an, daß Sie mit Ihren Gaben unzufrieden sind?"

„Ach, was ist dabei!"

„Sehen Sie, daß ich recht habe. Und Sie sind ein —"

„Was?"

„Nein, sonst werden Sie eitel."

Er antwortete keck: „Das bin ich schon."

„Nein, das sind Sie nicht. Das war eben das Wort, das Sie so gern benutzen — eine Blague."

„Nun, was bin ich? Sie sagen ja doch nur Gutes. Also ist es Eitelkeit, wenn ich es wissen möchte."

Mit einem Ausdruck des Staunens, der Bewunderung, ihre Leidenschaft kaum mehr verbergend, sah sie ihn an: „Sie sind ein gottbegnadetes Menschenkind."

„Wegen des bißchen Klavierspielens?"

Aber sie ermahnte ihn halb streng, halb traurig: „So dürfen Sie nicht reden.“

Er lächelte gezwungen: „Sind Sie böse?“

„Nein, aber als Ihre Freundin darf ich Ihnen das sagen. Und nun gebe ich es zurück. Sind Sie böse?“

Er ergriff ihre Hand: „Es ist ein glücklicher Tag heute!“

Er trat wieder an das Instrument, während sie ihm mit den Augen folgte, und begann zu singen, wie ein musikalischer Mensch mit schönen, aber dilettantenhaften Mitteln:

„Am stillen Herd in Winterszeit,
Wenn Burg und Hof mir eingeschneit.“

Prinzeß Sabine stand am Pianino. Über dem hohen Kasten die Hände gefaltet, sah sie den Singenden an. Sobald es ihr aber schien, als ob ihre Nähe störe, trat sie zurück und blieb in der Entfernung. Mit einem scharfen Akkord schloß er, sprang auf und sagte zu Lord Griswold: „It's not Walter von Stolzing!“

Der Major klatschte in die Hände und hatte ein paar Freundlichkeiten. Gräfin Marka war im Hintergrund geblieben. Als die beiden Gäste aufbrachen, gab sie Herrn van Tautenbrook nur kurz die Hand und blickte ihn nicht an. Der trat zur Prinzessin: „Nun, der Abend war doch fein? Gesungen haben wir auch noch. Also jetzt, gnädigste Prinzessin, auf Wiedersehen im Herbst und meinen herzlichsten Dank für diese schönen, schönen Tage in München.“

„Und daß Sie singen, wußte ich auch nicht?“

„Das ist doch kein Singen.“

„Nennen Sie es, wie Sie es wollen. Haben Sie nicht Gesangunterricht gehabt?"

„Ein Vierteljahr nur in Wien. Mein Lehrer sagte, ich solle süße, kleine Liedchen singen, dazu reiche meine Stimme aus. Ich aber wollte Heldentenor sein. Darum nahm ich dem Manne sein Urteil übel und hörte auf. Sehen Sie, Prinzessin, solch ein Mensch bin ich!"

„Ich erblicke darin nichts Schlechtes."

„Ja, Sie verzeihen alles."

Sie versuchte zu scherzen: „Das muß man doch beim Abschied."

„Weshalb denn?"

„Weil man keine Zeit mehr hat, es wieder gutzumachen."

„Doch, im Herbst."

„Ach, dann haben Sie das längst vergessen."

„Prinzessin, und Sie auch!"

„Ich — nein."

— — — — — — — — — — — —

Prinzeß Sabine stand am Fenster. Draußen fiel eintönig der Regen. Kein Gewitterschauer, kein Prasseln, daß die Tropfen vom Asphalt in die Höhe geprellt wären, nein, der Himmel weinte leise Tränen. Es begann zu dunkeln; man wußte nicht, war es vom Abend oder von den dichten Wolken, denn die Sonne hatte den ganzen Tag sich nicht gezeigt.

Die Jungfer trat ein, aber da sich ihre Herrin nicht umdrehte, zog sie sich wieder zurück. Und es regnete und regnete. Kein Mensch war auf den Straßen zu erblicken. Nur ab und zu einmal glitt auf dem

spiegelnden Asphalt ein Auto vorbei, oder man hörte das Klappern der Hufe eines müden Droschkengauls. Nach einiger Zeit öffnete sich abermals die Tür.

Im gleichen Augenblick wandte die Prinzessin sich um. Das Mädchen fragte: „Was befehlen Durchlaucht zum Anziehen?"

Aber die sonst so gütige Herrin antwortete launisch: „Gar nichts."

Das verwöhnte Ding zog ein Gesicht. Prinzeß Sabine meinte, die Stirn in Falten: „Was hast du denn?"

Das Mädchen beugte den Kopf. Die Prinzessin fragte wieder, diesmal etwas scharf: „So sage doch, was fehlt dir denn?"

Sofort stürzten der Jungfer die Tränen aus den Augen. Sabine nahm sie beim Arm: „Betty, weshalb weinst du denn?"

Zwischen erneuten Tränenströmen kam es stockend heraus: „Durchlaucht ... sind so böse ... heute."

„Ach was, sei doch kein Kind. Wozu denn weinen?"

Da sagte das weiche Ding, das blutjung ins Haus gekommen war, ein wenig Wahrheit, ein wenig schmollende Pose: „Ich kann nicht sehen, wenn Durchlaucht so traurig sind!"

Die Prinzessin hätte wohl sonst die halbe Lüge erkannt. Heute antwortete sie nur: „Es ist eben nicht alles rosig in der Welt! Ich brauche nicht lustig zu sein, Betty! Von mir kann es keiner verlangen. Aber du, du ..."

Und sie sah das gut gewachsene Mädchen an,

dessen Kleidung man anmerkte, daß die frühere Besitzerin bei einer ersten Schneiderin arbeiten ließ:

„Du bist noch jung, Betty!“

„Ach, was habe ich davon?“

„Was du davon hast? Ein Kapital, nie zu ersetzen, ein Kapital, das mit jedem Tage geringer wird und das man immer festhalten möchte. Festhalten, Betty! Ach, du weißt nicht . . .“

Sie brach ab. Das Mädchen hatte die Worte seiner Herrin nicht begriffen. Es weinte weiter. Prinzeß Sabine ging nervös auf und ab, öffnete und schloß die Finger und rief, indem alle Nerven des Weibes durchbrachen: „Das ist ja ein furchtbarer Tag heute! Wenn's nur erst Abend wäre! Wenn's nur morgen wäre! Wenn wir nur abgereist wären! Das ist ja —“

Sie drehte sich wieder um:

„Betty, nun sage mal, warum weinst du?“

Das Mädchen wollte nicht mit der Sprache heraus. Prinzeß Sabine kam bei dem tränenverzerrten Antlitz doch ein Lächeln:

„Hat dir jemand etwas getan?“

Betty nickte.

„Oho! Nun, was ist denn geschehen?“

„Sie sind so schlecht gegen mich.“

„Sie? Wer ist sie?“

„Das Fräulein.“

„Welches Fräulein?“

„Im Bureau —“

Wie sie nun Betty ins Gebet nahm, kam es heraus: Der Leibjäger des Großfürsten, der schon seit ein paar Wochen im Hotel wohnte, hatte ihr

Bonbons geschenkt, und die Sekretärin war nun eifersüchtig.

Da fing die Prinzessin an zu lachen:

„Das Fräulein ist wohl häßlich?“

Betty antwortete immer noch schluchzend: „Sie ist schon alt.“

„Wie alt ist sie denn?“

„Durchlaucht, sie wird ... sie wird sein fünfunddreißig, sechsunddreißig.“

Prinzeß Sabine meinte nachdenklich: „Das ist doch nicht alt!“

Dann ging sie auf und nieder. Mit einemmal blieb sie vor dem Mädchen stehen:

„Betty, gibst du ihr denn Veranlassung, eifersüchtig zu sein?“

Jetzt hätte Betty fast wieder zu weinen begonnen: „Nein, Durchlaucht, wirklich nicht, gar nicht ... gar, gar nicht!“

Prinzeß Sabine lachte:

„Dann kann dir's ja gleich sein.“

„Doch nicht, Durchlaucht.“

„Warum denn nicht?“

Nun flossen ihre Tränen doppelt:

„Sie hat mir die Bonbons weggenommen!“

Die Prinzessin lachte immer mehr. Der Niederbruch ihrer Nerven entlud sich in krampfartiger Heiterkeit, bis sie sich in einen Stuhl warf, sich die Augen tupfte und erschöpft die Hände sinken ließ.

Die Tür öffnete sich. Gräfin Marka steckte den Kopf herein: „Tante?“

Prinzeß Sabine richtete sich auf, als ließe sie sich nur vor ihrer Jungfer so gehen:

„Was ist denn, Marka?"

„Tante, hast du gerufen?"

„Nein."

Marka war betreten, weil sie nicht wußte, was geschehen war:

„Tante, was hast du denn?"

„Ach, nichts weiter. Betty sind ihre Bonbons genommen worden!"

Sie begann von neuem zu lachen und legte den Arm um die Schulter ihrer Nichte. Mit einem plötzlichen Entschluß nahm sie dann ihre Bonbonniere vom Tisch:

„Mach' die Hände auf, Betty"

Sie schüttete ihr den ganzen Inhalt hinein:

„Da hast du Ersatz."

Das Mädchen suchte der Prinzessin dankend die Fingerspitzen zu küssen, doch die war schon zurückgetreten. Gräfin Marka ging mit bis zur Tür, denn die Jungfer konnte nicht selbst öffnen, und sagte, indem sie auf die Flut von Pralinees und Bonbons sah, deren manches schon beim Aufräumen in Bettys rotem Munde verschwunden war: „Das glaube ich, die werden schmecken!"

Und das sonst brave Ding antwortete ein wenig heuchlerisch: „Ach, das ist ja viel zu schön für mich!"

Da kam der Major mit finsterem Gesicht: „So'n Regentag ist doch was Fürchterliches! Man möchte sich am liebsten gleich aufhängen."

Gräfin Marka stand am Fenster und sah in den

trübseligen Abend hinaus. Prinzeß Sabine spielte mit der leeren Bonbonniere. Als Graf Fritz Zwegg keine Antwort bekam, fuhr er fort: „Daß die beiden nun ooch noch abreisen müssen. Solange es schön ist, sind sie da, wenn's regnet, müssen sie weg."

Gräfin Marka drehte ihm noch immer den Rücken. Die Prinzessin schwieg.

„Nu ja, 's ist wirklich wahr! Sonst könnte man wenigstens 'ne Partie spielen. Und dabei jibt's jeden Tag Theater, jeden Tag war sonst was los, nur gerade heute haben wir keine Billetts."

Er wartete; die Damen erwiderten nichts. Nun redete er sich immer mehr in den Ärger hinein: „So'n Jewitter hat noch was Anständiges, da blendet's und pufft's und kracht's wenigstens mal. Aber Landregen, jräßlich, was?"

Als er noch immer keine Antwort bekam, sagte er mit leiser Anzüglichkeit: „Das is wie bei uns Menschen. Bei mir ist der Ärger ehrlicher Manneszorn, Jewitter — bei euch Damen Landregen!"

Die Prinzessin meinte, ohne aufzublicken: „Ich weiß nicht, Fritz, wie du zu dem Vergleich kommst."

„Der liegt doch auf der Hand. Was habt ihr denn? Heute früh kriegt man euch nicht zu sehen, beim Lunch redet kein Mensch 'n Wort, wie nach 'ner umjeschmissenen Besichtigung. Da bin ich euch heute nachmittag schon aus dem Wege jegangen. Du kannst nicht sagen, Sabine, daß ich dich jeelendet hätte!"

„Nein, Fritz, du hast uns nicht Gesellschaft geleistet."

„Ach so, nun kriege ich noch was ab. Na, aber

nu will ich euch was sagen: Trübsal blasen, dazu sind wir nich herjekommen. Ich geh jetzt nach unten, da mit euch doch nichts anzufangen ist, und werde mir 'n Billett bestellen fürs Deutsche Theater."

Prinzeß Sabine erwiderte nur: „Du scheinst dich ja schon erkundigt zu haben."

Über die Entlarvung seiner Absichten war er so erstaunt, daß er einen schmalen Papierstreifen aus der Tasche zog und damit liebäugelte, als wollte er sich für die acht Tage Münchner Kunst einmal mit Tingeltangel entschädigen. Da kam es denn heraus, daß er eigentlich nur gekommen war, um zu erklären, zum Diner würde er nicht erscheinen, denn das dauerte ihm zu lange: die erste Chansonette, mit der so etwas zu beginnen pflegte, wollte er nicht verpassen. Nun erst sah ihn die Prinzessin genauer an. Sie entdeckte eine neue Krawatte, er hatte sich den Schnurrbart stutzen lassen, und seine Augen lachten fröhlich. Sie reichte ihm die Hand: „Na, amüsiere dich gut!"

„Das wollen wir schon besorgen."

Er küßte seine Schwester flüchtig auf die Stirn und rief: „Gute Nacht, Marka."

Als sie sich nicht umwandte, legte er beide Hände als Sprachrohr an den Mund: „Gute Nacht, teuerste, einzige, verehrteste Nichte!"

„Gute Nacht, Onkel."

Aber sie blieb in ihrer Stellung, die Stirn an die Scheiben gepreßt. Der Major brummte: „Bei euch scheint's ooch im Zimmer zu regnen. Bist du mir nich böse, Sabine, weil ich durchziehe?"

„Ach, ich bin ja das Alleinsein gewöhnt."

Doch er war schon an der Tür und hörte es nicht mehr.

Prinzeß Sabine zwang sich zur Heiterkeit:

„Marka, Onkel Fritz soll sich nicht allein amüsieren! Weißt du was, wir essen heute einmal unten!“

Die junge Gräfin regte sich nicht.

Die Prinzessin rief: „Betty!“

Das Mädchen erschien: „Durchlaucht befehlen?“

„Wir essen unten. Lege mir das lila Kleid zurecht, das mit dem Einsatz, und für Gräfin Marka — Marka, du ziehst auch dein schönstes an!“

Die Jungfer war verschwunden. Die junge Gräfin gab keine Antwort. Prinzeß Sabine ging zu ihr: „Kind, was hast du denn?“

Sie schlug die Augen zu Boden.

„So sieh mich doch an. Ja, aber . . . was fehlt dir denn? So mußt du doch nicht sein! Das sind Kleinemädchenlaunen! Weil es regnet? Weil wir nicht ausgegangen sind? Ja, ja, ich habe dir kein gutes Beispiel gegeben. Aber ich habe Kopfschmerzen, rasende Kopfschmerzen heute. Und dann . . . mir geht allerlei im Kopf herum. Und du —“

Sie nahm die Widerstrebende bei der Hand, ließ sich in einem der breiten Polsterstühle nieder und legte den Arm um die schlanke Nichte:

„Ist das nett von dir, mir den letzten Tag so zu verderben? Sich so gehen zu lassen in seinen Launen? Du junges Ding! Wie alt bist du denn? Neunzehn Jahr —“

Aber Marka blieb verstockt. Prinzeß Sabine zog sie an sich: „Kind, bist du krank?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Habe ich dir etwas getan?“

Sie versuchte der Tante die Hand zu küssen.

„Aber dann sage doch ehrlich, was dir ist. Ist denn alles verhext heute!“

Plötzlich fiel ihr Marka um den Hals:

„Tante, liebe Tante, verzeih, du bist ja so gut!“

„Nun, wenn du findest, daß ich gut bin, ist das nett von dir? Ich lade dich ein, ich tue alles, was ich kann, für dich, und das vergiltst du mir so?“

Marka antwortete, noch immer an der Tante Hals, ohne das Gesicht zu zeigen: „Ich bin ja so dankbar!“

„Dann sieh mich mal an! Nein, Kind, mach' keine Geschichten, sieh mich an.“

Aber je mehr sie zuredete, desto ängstlicher verbarg das junge Mädchen seinen Kopf. Prinzeß Sabine rief, in gereizter Stimmung, wie sie heute war: „Marka, das ist albern! So antworte doch.“

Sie ließ die Nichte los. Dann lehnte sie sich zurück, drehte ihre Ringe und besah ihre Hände, Falten des Unmuts auf der Stirn. Plötzlich fand Gräfin Marka die Sprache: „Verzeih, Tante.“

„Willst du vernünftig sein?“

„Ich kann nicht.“

„Du kannst nicht vernünftig sein?“

„Ich kann nicht, Tante, kann nicht, kann nicht!“

„Was hast du denn?“

„Tante, ich weiß nicht! Aber ich kann nicht! Ich bin so furchtbar unglücklich.“

„Was fehlt dir denn?“

Unter einem Tränenstrom platzte sie heraus: „Ich möchte so gern fort.“

Die Prinzessin nahm ihr Taschentuch und tupfte Marka, die immer wieder versuchte, ihr Gesicht zu verbergen, die Augen: „Na, na, was ist denn geschehen?“

„Ich möchte fort.“

„Gefällt dir's nicht bei mir?“

„Doch, doch!“

„Gefällt dir München nicht?“

„Tante, bitte, bitte, laß mich nach Haus!“

„Ach, du hast Heimweh?“

Nun scherzte die Prinzessin, indem sie Marka von sich drängte, um ihr Gesicht zu sehen:

„Das ist es also? Heimweh! Ach, das kleine Kindchen möchte zu Muttern! Ja, das habe ich nicht gewußt. Aber du warst doch noch ganz lustig gestern abend?“

„Ja . . . gestern abend.“

„Und heute nicht mehr?“

„Nein.“

„Was soll denn das heißen?“

Gräfin Marka sank auf die Knie vor ihrer Tante. Ein neuer Tränenstrom entlud sich, aus dem man nur die Worte verstand: „Wenn ich doch nie hergekommen wäre! . . . Es war zu schön, zu schön! . . . Tante, du bist viel zu gut . . . Es ist viel zu schön . . . Ich bin so furchtbar unglücklich.“

Dann vergrub sie ihren Kopf in der Tante Schoß und weinte, daß ihre Schultern zuckten. Prinzeß Sabine beugte sich zu ihr, und alle Güte einer Mutter, die sie doch nie gewesen, sprach aus ihren Worten:

„Mein liebes, liebes Kind. Du hast zu wenig geschlafen, bist übermüdet. Die vielen Eindrücke nach

dem stillen Arbitten! Vielleicht hast du dich auch geängstigt bei der Autofahrt. Aber Herr van Tautenbrook sagte mir doch —“

Ein Sturm ging über das junge Ding; es rang nach Atem, schluchzte im Krampf und begann dann leiser zu weinen.

Die Tante fuhr fort: „Herr van Tautenbrook sagte mir —“

Ein neuer Sturm überfiel das Kind. Prinzeß Sabine suchte das Mädchen aufzurichten: „Sage mir — sage mir eins. Marka, willst du die Wahrheit sagen?“

Sie nickte.

„Willst du mir alles sagen? Ist etwa Herr van Tautenbrook —“

Gräfin Marka, die noch eben aufgerichtet mit geschlossenen Augen vor der Tante gekniet, knickte zusammen und verbarg ihr Gesicht. Da strich Prinzeß Sabine leise das hellblonde Haar, das sich im Kampf mit den Tränen gelöst hatte, so daß eine einzelne Strähne gleich einer glitzernden Schlange dem Mädchen über den Rücken lief:

„Beruhige dich, es ist ja nichts Schlimmes. Ich will nur etwas wissen. Nur eins! Hat dir Herr van Tautenbrook . . . Kind, sei doch vernünftig, sieh mich doch an!“

Prinzeß Sabine blickte der Nichte forschend ins Gesicht, hielt sie mit ausgestreckten Armen aufrecht und fragte, nicht mehr mit liebem Ton, sondern schneidend fast:

„Hat dir Herr van Tautenbrook etwas gesagt?“

Markas Gesicht wurde lang und schlaff, die Augen öffneten sich, unter dichten Tränenschleiern sah sie die Tante an. Drei-, viermal schüttelte sie den Kopf:

„Das wird er ja nie tun."

Mit bebender Stimme fragte Prinzeß Sabine: „Und warum nicht?"

Gräfin Marka antwortete ruhiger, ohne Schluchzen, ohne neuen Tränenstrom: „Ich — — er ist doch so vornehm . . . und so elegant . . . und so schön, Tante, und ich . . . daran denkt er gar nicht . . . Wie sollte ich ihm gefallen?"

Sehr weich gab die Prinzessin zurück: „Aber er — er gefällt dir?"

Marka hatte im Augenblick die beiden schlanken Hände mit den dünnen Mädchenfingerchen erhoben und verbarg ihr Gesicht auf den Knien der Prinzessin. Unter dem blonden Haar schimmerte ihr Nacken dunkelrot.

Prinzeß Sabine atmete tief. Lange regte sie sich nicht. Es war ganz dunkel geworden. Da öffnete sich leise die Tür: Betty ging, das elektrische Licht anzudrehen. Doch Prinzeß Sabine wehrte ihr mit der Hand, und das Mädchen schlich wieder hinaus.

Die Prinzessin rührte sich nicht mehr, wie unbequem sie auch saß. Sie hätte die Arme einem entgegen breiten mögen, selbst weinen und hinausblicken in die Nacht. Aber sie wagte nicht, sich zu bewegen. Als sie endlich die Last auf ihren Knien nicht mehr tragen konnte, richtete sie das junge Mädchen auf und fragte einfach: „Du hast ihn wohl lieb?"

Marka zuckte zusammen. Prinzeß Sabine flüsterte: „Es ist ja dunkel. Antworte mir doch."

Dann machte sie sich los, stand auf, nahm das Mädchen beim Arm und hauchte ihr ins Ohr: „Sage es mir, du armes Kind."

„Ich schäme mich so."

Regungslos blieb Gräfin Marka stehen; nur ab und zu bebte schluchzend ihre junge Brust, über die, jetzt ganz aufgegangen, goldene Strähnen fielen.

Die Prinzessin fragte: „Marka, wollen wir lieber doch oben essen?"

Stürmisch fiel ihr die Nichte um den Hals:

„Ja, Tante, bitte, bitte! Nicht vor den Menschen!"

„Wasche dir das Gesicht, mein Kind. Du brauchst dich nicht erst umzuziehen. Sobald du kannst, kommst du in mein Schlafzimmer hinüber. Aber erst sei ganz ruhig. Und denke eins: Du bist jung, sehr jung, herrlich jung. Das Leben ist lang, es wird dir noch viel bringen. Sei glücklich in deinem Schmerz, nicht unglücklich, denn in deinem Alter ist solch zarte, kleine Liebe kein Unglück. Ich will nicht daran rühren. Ich habe dich lieb."

Sie küßte ihre Nichte, die den Kopf nicht zu erheben wagte, auf die Stirn.

Dann ging sie durch den dunklen Raum zur anderen Tür. Drüben wartete Betty, das schöne Kleid lag bereit. Doch die Prinzessin machte eine abwehrende Bewegung: „Nein! Betty, sage dem Kellner, wir essen oben, wie immer. Sage es gleich."

Als das Mädchen verschwunden war, trat die Prinzessin an den Toilettentisch. Mechanisch nahm sie die Elfenbeinbürste, auf der ihr Monogramm stand und die Fürstenkrone, und hob sie, das Haar zu ordnen.

Im Spiegel aber sah sie ein verstörtes, altes, wirklich seltsam altes Gesicht.

*　　*
*

Lachstürme und Zurufe erschollen von der Galerie des Zirkus. Der dumme August blickte erstaunt von der Manege empor und hob drohend den Arm gegen jene da oben, beinah unter dem Dach. Eine Beifallsalve antwortete.

Herr von Beveld sagte zu Graf Fritz Zwegg: „Diese Clowns haben sich doch eigentlich überlebt. Als ich noch ein kleiner Junge war, machten sie schon die gleichen Scherze." Doch der Major lauschte auf den Spaßmacher dort unten und lachte mindestens ebenso herzlich wie die Galerie. Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan erwiderte an seiner Statt: „Ich glaube, der dumme August stirbt doch nicht aus. Er mausert sich nur. Ob Hanswurst, ob Harlekin, ob Pierrot, ob Polichinell, ob Clown, ob dummer August, alles ist doch nur eine Ausdrucksweise für die gleiche Figur, die beim Volke beliebt ist. Wer weiß, durch welchen Namen der dumme August, der schon anfängt, unerträglich zu werden, bald abgelöst werden wird."

In diesem Augenblick kam den Gang hinter den Logen eine kleine Dame daher mit lächerlich enger Taille, in englischem Schneiderkleid, einen Riesenhut auf dem Kopf. Lord Griswold und Herr van Tautenbrook grüßten. Die Dame nickte und nahm in der Nebenloge Platz.

Während der nächsten Nummer, Parterre-Akrobaten, fragte Herr van Tautenbrook nach ein paar

Begrüßungsworten die Dame nebenan: „Haben Sie denn heute nichts zu tun?“ Sie bewegte den Kopf ein wenig zur Seite, und man sah ein schönes, dunkles Augenpaar in dem im Bronzeton gefärbten Gesicht: „Doch, aber ich habe noch Zeit.“

„Wie schlägt denn die ‚Dancing girl‘ ein?“

„Ich bin sehr zufrieden. Kommen Sie doch wieder in die Probe.“

Ihr Auge lief über die gute Gestalt und das hübsche, glatte Gesicht des Jonkheer. Die anderen drei Herren achteten nicht auf die Schulreiterin, denn die Leistungen der Parterre-Akrobaten dort unten waren außergewöhnlich. Der Beifall des Publikums schien hauptsächlich dem jüngsten Mitglied der Truppe zu gelten, das als Fangball von einem der athletischen Männer zum andern geworfen ward.

Herr van Tautenbrook vertiefte sich immer mehr in das Gespräch mit der hübschen Zirkusdame. Er sah nicht, wie aus einer Loge weiter rechts, durch den Eingang zur Manege von ihnen getrennt, ab und zu die großen Augen eines Opernglases herüberbrannten, um hastig wieder fortzuirren. Die Frau des Ministers fragte: „Hast du Bekannte gefunden, Sabine?“

Die setzte das Opernglas ab: „Fritz ist drüben.“

„Ach was!“

Nun mußte Prinzeß Sabine Gräfin Mary Ziel die Loge bezeichnen. Die rief: „Da ist ja Beveld, Lord Griswold, Herr van Tautenbrook, der ganze ‚Reitklub‘, wie mein Mann sagt. Er trifft sie immer im Tiergarten.“

Prinzeß Sabine schwieg. Als unten eine Miß ihre

dressierten Papageien vorführte, erzählte Gräfin Mary, ihr jüngster Sohn mache ihnen Sorgen auf der Schule. Prinzeß Sabine, die ab und zu die Lorgnette an die Augen hob, sah die Schwester scheinbar teilnehmend an und lugte doch immer kurz an ihr vorbei zur Loge drüben. Sie wollte das Gespräch auf den ‚Reitklub‘ zurückbringen, doch die Gräfin blieb bei ihrem Sohn:

„Mein Mann sagt immer, er stände auf so exponiertem Posten, daß seine Kinder mit gutem Beispiel vorangehen müßten. Er hat neulich irgendeine Schuldeputation empfangen. Harrys Rektor war dabei. Weißt du, was er ihm gesagt hat? Er erwarte, Harry würde besonders scharf angefaßt werden! Dabei hätte ein freundliches Wort vielleicht genügt, daß der Junge nicht von der Schule fort muß. Aber mein Mann denkt, es könnte jemand sagen, der Sohn des Ministers werde bevorzugt. Ich begreife meinen Mann manchmal nicht. Warum soll es Harry gerade schlechter haben als die anderen Bengel?“

Wie nun Prinzeß Sabine nicht antwortete, fragte Gräfin Ziel: „Findest du nicht?“

In diesem Augenblick tönte eine Beifallsalve, und die Prinzessin nickte. Plötzlich bat die Gräfin: „Erlaube mal dein Glas auf einen Augenblick! Wer mag denn das nur wieder sein? Die Dame meine ich, die mit Herrn van Tautenbrook spricht? Sie sieht sehr anständig aus. Hier ist das Glas, Sabine, sieh nur. Macht die dem Holländer aber die Cour!“

Während Prinzeß Sabine mit ernstem Gesicht den Operngucker genommen hatte und hinüberblickte, fuhr die Gräfin fort: „Sie denkt gewiß, kein Mensch ahnt

etwas. Und von ihr geht's aus! Wie der kühle Holländer dabei sitzt! Übrigens, Sabine, ein sehr netter Mensch."

„Mir kommt es vor, als sei sie etwas aufdringlich."

„Ach, sich so'n bißchen die Cour machen lassen, hat er ganz gern."

Prinzeß Sabine setzte das Glas ab: „Herr van Tautenbrook? Warum meinst du das? Er spricht ja nicht mit ihr. Sie spricht. Sieh doch!"

Nun nahm wieder Gräfin Mary das Glas. Sie blickte jedoch nicht gleich hin: „Einen Augenblick! Dies Lorgnettieren fällt sonst auf. Wenn die jungen Herren wüßten, wie man ihnen auf die Finger sieht! Ach, was man da erlebt, mit Madame Duroux neulich bei uns! Was die dem Tautenbrook vorgeredet hat! Er machte ganz ängstliche Augen, denn sie ließ ihn gar nicht wieder los."

„Wer ist diese Madame Duroux?"

„Die Frau vom Botschaftsrat. Beweglich, reizend, chik, amüsant! Sie muß mal wunderhübsch gewesen sein."

„Gewesen?"

„Ja, sie hilft etwas nach. Dabei ist sie viel jünger als wir. Diese Anstreicherei! Man soll in Ehren altern. Die Franzosen mögen das rückständig finden, ich halte es für einen Vorteil der deutschen Frau, daß sie altern kann!"

„Worüber sprach denn Madame Duroux?"

„Das habe ich nicht gehört; ich habe sie nur beobachtet. Aber Geheimrat Schröter sagte es nachher auch. Der merkt alles."

‚Wer ist das?‘

„Hast du nie den Namen gehört? ‚Pst‘ nennen sie ihn. Die jungen Herren haben's erfunden. Sie meinen, in seiner Gegenwart müßte man ‚pst‘ machen, das heißt still sein, weil er alles aufgreift. Übrigens ist er, wie mein Mann sagt, ein vorzüglicher Beamter!“

Prinzeß Sabine fragte noch einmal ungeduldig: „Was hat sie denn erzählt?“

Was in der Manege geschah, fesselte die Gräfin auf Augenblicke, so antwortete sie zerstreut: „Ich erinnere mich nicht. Sie machte ihm eben die Cour.“

„Und er?“

„Nun, er hat's wohl ganz gern. Geheimrat Schröter meinte ...“ und sie ahmte seine Sprechweise nach: „Exzellenz, der Jonkheer machte ein Gesicht dabei wie ein Kater, dem man gegen den Strich über den Rücken fährt.“

Prinzeß Sabine sagte kurz: „Dein Geheimrat scheint etwas ‚mauvaise langue‘ zu sein.“

Im gleichen Augenblick rief sie: „Die Dame ist ja fort!“

„Wer?“

„Die Dame, mit der Herr van Tautenbrook — —“

„Ach ja.“

Dann schwiegen sie, denn eine japanische Jongleurgruppe zeigte so erstaunliche Dinge, daß alles den Atem anhielt.

Unmittelbar nach dieser Leistung kam ein Fuchs hereingetänzelt, auf dem im knappen Reitkleid eine kleine, schlanke Person saß mit Bronzeteint und Feueraugen. Zuerst von der Claque, dann vom Logen-

publikum, endlich vom ganzen Hause empfangen, machte sie die Runde, rechts und links den Kopf senkend. Prinzeß Sabine richtete ihr Glas auf die Loge drüben. Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan studierte das Programm, und während die Dame ihr Pferd in der hohen Schule vorführte, wanderte sein Opernglas, als kümmere ihn die Vorführung nicht, über die Logen. Es traf Prinzeß Sabine. Die beiden Gläser brannten ineinander. Der Jonkheer teilte Graf Zwegg etwas mit; der hob im gleichen Augenblick ebenfalls sein Glas, auch Lord Griswold und Herr von Beveld. Alle nahmen es aber sofort wieder ab, während der Major seine Schwestern drüben begrüßte.

Die Schulreiterin zeigte nicht allein die üblichen Schulgänge, sondern auch Ballotade und Kruppade. Rauschender Beifall belohnte sie.

Die Reiterin war verschwunden. Es ward dunkel im Zirkus. Von der Decke sanken kreisrunde Schleier und Tücher. Die Wasserpantomime wurde vorbereitet.

Prinzeß Sabine sah die Herren den Gang herabkommen, aber sie blickte fort. So begrüßte Gräfin Ziel sie zuerst. Herr van Tautenbrook küßte den Damen als letzter die Hand, fand keinen Platz mehr in der Loge und blieb dahinter stehen. Als Lord Griswold bald mit dem Major aufbrach, um, wie Graf Fritz sagte, ‚die Schinder zu beliebäugeln', sagte Prinzeß Sabine zum Jonkheer, während Herr von Beveld mit Gräfin Ziel sprach: „Herr van Tautenbrook, lassen Sie sich ja nicht abhalten. Sie wollen doch gewiß auch in den Stall gehen!"

„Mich zieht nichts dorthin!"

„So?“

Er dämpfte wie verlegen die Stimme: „Ich muß Ihnen etwas beichten.“

„Nun?“

„Ich habe doch den Freibrief, Ihnen alles zu sagen?“

Sie, die selbst sehnsüchtig darum gebeten, senkte den Blick: „Gewiß.“

Er schien in Gedanken anderwärts zu sein: „Reitet Fräulein Ehlert nicht wundervoll?“

„Wer ist das?“

„Nun, die Schulreiterin, die eben in der Manege war.“

Prinzeß Sabine meinte etwas obenhin: „So, hieß die Ehlert?“

Einen Augenblick schien er zu stutzen, dann überwucherte seine augenblickliche Stimmung alles: „Seien Sie gerecht, Prinzessin, sie reitet wundervoll. Und sie ist solch eine gebildete Person!“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Oh, ich habe mich mit ihr vorhin unterhalten. Sie war in der Loge neben uns.“

„Meine Schwester und ich fanden die Parterre-Akrobaten ausgezeichnet, die Japaner vorzüglich.“

„Fräulein Ehlert ist über alles mögliche unterrichtet. Sie hat viel gelesen, sie geht in alle guten Stücke.“

„Wie kann sie das?“

„Warum nicht?“

„Sie muß doch jeden Abend hier . . . auftreten.“

„Sie gefällt Ihnen wohl nicht?“

„Ich glaube, sie reitet gut. Aber mein Bruder meint, das sei alles diesen Damen andressiert, und die Pferde wären vorbereitet.“

„Bitte, sie reitet alle Pferde selbst zu!“

„Wissen Sie das so bestimmt?“

„Nun, ich habe es doch in den Proben oft genug gesehen.“

„Ach, Sie gehen in alle Proben?“

„In alle habe ich nicht gesagt. Der Zirkus interessiert Sie wohl überhaupt nicht?“

„Das kann ich allerdings nicht behaupten.“

„Aber Sie sind doch hier!“

„Herr van Tautenbrook, ich habe nur meine Schwester begleitet.“

Sie wandte sich nach der anderen Seite und blickte durch das Opernglas. Der Jonkheer erhob sich. Da fuhr sie herum. Während die Gräfin und Herr von Beveld vorgelehnt in die Manege hinunterblickten, sagte er: „Prinzessin, was ich Ihnen erzählte, interessiert Sie wohl nicht? Sehen Sie, ich soll der Freundin alles sagen, aber wenn ich es tue — — —“

Mit einem Male sah sie ihn ängstlich an: „Ich höre ja zu. Erzählen Sie.“

Er ließ die Hände schlaff sinken: „Seien Sie mir nicht böse, Prinzessin, aber, wenn ich Sie so sehe, dann hat man eben keine Lust mehr. Ich ... ich ... weiß nicht mehr, was ich sagen wollte, ich habe alles vergessen.“

„Und eben war Ihnen noch das Herz davon voll?“

„Das Herz? Ich bitte Sie! Die Person hat hübsche Augen, und aller Blicke richten sich auf sie, und alle Welt kennt sie. Sie redet mich an — ich sie kaum.

Habe ich Ihnen nicht einmal gesagt, daß ich eitel bin, und Sie wollten es nicht glauben? Es macht mir Spaß, so wie mir's eine Freude war, zu denken: jetzt kommst du hinüber und schüttest dein Herz aus. Und das ist dann der Empfang."

Ihre Lippen zitterten: „Verzeihen Sie mir."

„Ich habe doch nichts zu verzeihen."

„Dann vergessen Sie, wie ich heute war."

Er stand auf mit einem Lächeln: „Gern, Prinzessin."

Darauf verabschiedete er sich bei Gräfin Ziel, die sich nur kurz zu ihm wandte, denn sie ließ sich eben den Versenkungsmechanismus erklären. Als er den Hut lüftete und die Loge verließ, rief ihm Prinzeß Sabine nach: „Kommen Sie einmal zu mir?"

„Gern."

„In den nächsten Tagen wird die Brugger bei mir singen."

„Wer ist das?"

Sie wollte nun wieder unbefangen tun:

„Die neue Altistin vom Opernhaus. Moosbrugger heißt sie eigentlich, aber das klingt nicht. Kommen Sie?"

„Wann?"

„Donnerstag."

Er grüßte abermals: „Donnerstag!"

Herr von Beveld wandte sich nun auch wieder zur Prinzessin. Als alter Kavallerist erklärte er alle Kniffe der hohen Schule: „Diese Ehlert reitet ja ganz nett, aber es ist alles angelernt, keine ehrliche Pilarenarbeit, der spanische Tritt rausgezogen und rausgeprügelt. Es ist nichts Besonderes; finden Sie nicht auch, Durchlaucht?"

Die Prinzessin meinte nur: „Ich dachte im Gegenteil, sie ritte vorzüglich, Herr von Beveld."

* *
*

„Karoline, du in Berlin?"

Des Grafen Hans-Karl Zwegg breites Ehegespons lachte über das ganze Gesicht: „Da bin ich."

„Ich denke, ihr seid in Arbitten?"

„Hans-Karl mußte plötzlich nach Berlin zu einer Abstimmung in den Reichstag. Alle Mann sind an Deck gerufen. Na, da bin ich gleich mitgefahren."

„Und deine Töchter?"

„Ach, es ging über Hals und Kopf. Helene ist bei ihnen in Arbitten, Wulmstorff hütet währenddessen das Haus. Nein, bis man für drei Mädchen einpackt! Hans-Karl verlangte die Abfahrt in zwei Stunden. Ach, es ist schrecklich manchmal, was er für Sorgen hat mit dem Reichstag. Wenn er sich nur nicht wieder wählen ließe! Aber er ist unentbehrlich, sagen seine Freunde. Na, da muß man das Opfer eben bringen. Nein, nein, es paßt so ganz gut, daß die Mädchen nicht mit sind. Da mache ich gleich meine Weihnachtseinkäufe."

„Schon im November?"

„Ja, ich komme dann nicht wieder her, erst nach Weihnachten zum Ausgehen."

„Also du willst doch wieder ausgehen?"

Gräfin Karoline Zwegg machte den bei ihrer Sitzbreite vergeblichen Versuch, in der Tiefe des Stuhles sich anzulehnen. Prinzeß Sabine stand auf und schob

ein riesiges Kissen mit japanischer Stickerei ihrer Schwägerin in den Rücken.

„Danke, Sabine, du bist sehr freundlich! Nein, nein, bei dem Ausgehen bleibt es. Marka ist nun über neunzehn, Helene achtzehn, vielleicht ist Eva etwas jung mit ihren siebzehn Jahren, aber soll ich sie den ganzen Fasching allein zu Hause lassen? Da mag sie nur gleich mit ausgehen. Das muß man den Mädchen auch gönnen, denn in Arbitten ist jetzt gar nichts los. Die Herrnsteiner haben Trauer, Zerkows gehen den Winter nach Italien, und die Katastrophe bei Steenbecks hast du ja gehört. Der Alfred Steenbeck hat ja so wahnsinnige Schulden gemacht! Hans-Karl sagt, sie hätten ihn über den Ozean gehen lassen sollen. Nun haben sie gezahlt, aber man begreift nicht, wie sie leben wollen.“

Prinzeß Sabine begann: „Hälst du das Ausgehen dieses Jahr wirklich für notwendig?“

„Ja, Marka wird immer älter!“

„Sie sieht so jung aus.“

„Nächstes Jahr ist sie zwanzig.“

„Aber, liebe Karoline, schadet das etwas? Kommt man nicht früh genug in das gesellschaftliche Leben? Jedes Jahr, das sie ausgehen, wird den armen Dingern nachgerechnet. Da heißt es dann: ‚Die stirbt nicht aus‘, oder sie sprechen freundlich von einer ‚ewigen Jungfer‘.“

Die dicke Majoratsfrau strich an ihrem Kleide herab und bewegte erregt den Kopf hin und her: „Ja, aber erlaube mal, Sabine, womit rechnest du eigentlich?“

„Daß sie nicht gleich einen Mann findet.“

„Nun, das denke ich aber doch sehr!“

„Ist das so ausgemacht?“

„Na, Sabine, sei mir nicht böse, wer so nett aussieht —“

„Es werden viele hübsche Mädchen ausgehen.“

Gräfin Karoline Zwegg fing an rot zu werden: „Sabine, manchmal begreife ich dich nicht. Wenn du wüßtest, was mir für Artigkeiten über meine Mädchen gesagt worden sind.“

„Nimm es mir nicht übel, Karoline, aber man muß doch mit der Möglichkeit rechnen. Die Herren werden immer weniger tanzfreudig, immer weniger wollen sie in Gesellschaft gehen, sie gehen lieber den Abend in — in — — den Zirkus oder ich weiß nicht wohin. Kurzum, so viele denken gar nicht ans Heiraten. Dein Sohn hat mich neulich ausgelacht, als ich ihm zum Spaß sagte, wenn er heiratete, würde ihm seine junge Frau wohl das Rennenreiten verbieten.“

Gräfin Karoline richtete sich vom Kissen auf: „Was hat er denn gesagt? Ich weiß nicht, ob da nicht doch was im Spiele ist, der kleine Herzensdieb —“

Sie schmunzelte vor sich hin. Doch Prinzeß Sabine antwortete ruhig: „Er hat mir gesagt: ‚Heiraten, Tante? So dumm bin ich nicht.‘“

Die vielfache Mutter lächelte ihre Schwägerin an: „Das war Scherz!“

Prinzeß Sabine zuckte die Achseln: „Dann will ich dir etwas sagen. Wie es mit Helene und Eva steht, weiß ich nicht. Marka aber habe ich diesen Sommer genau kennen gelernt. Ich habe sie sehr lieb gewonnen. Sie ist ein gutes, verständiges Mädchen. Aber für die Stadt paßt sie nicht.“

Gräfin Karoline Zwegg schüttelte nur immer den Kopf und antwortete etwas spitz: „Liebe Sabine, es ist mal Tradition, daß die Mädchen an Hof gehen müssen. Hans-Karl sagt, das gehört in unserem Stande zur Erziehung, genau so wie Französisch und Englisch. Und wenn sie auch wirklich keinen Erfolg hätten, was ich übrigens ernstlich bezweifle — denn sonst müßten die Männer ja geradezu blind und töricht sein — dann haben wir Eltern doch wenigstens unsere Pflicht getan, daß unsere Mädchen den Herrschaften vorgestellt sind, was sich für uns Ostpreußen, denke ich, zu allererst gehört. Nun, ich will dir etwas sagen. Ich bin dir zwar sehr dankbar für deinen Vorschlag, den du schon voriges Jahr gemacht hattest, daß meine Marka bei dir sein könnte, aber wir wollen dir nicht zur Last fallen. Wir werden alle im Hotel wohnen. Marka hatte sich freilich darauf gespitzt, jetzt vor Weihnachten ein paar Wochen bei dir zu sein, aber die Schlodanger sind nicht so, und sie werden uns schon alle aufnehmen!"

Prinzeß Sabine ärgerte sich über ihre Schwägerin. So machte sie keine Miene, das Kissen zum zweitenmal aufzuheben, das ihr immer aus dem Rücken rutschte. Sie wollte eben antworten, als der Diener, der auf dem Teppich unhörbar herangekommen war, vor ihr stand. Er schloß die Absätze, neigte ein wenig das glatte Gesicht, daß man die von grauen Haaren umsäumte, spiegelglänzende Platte sah, und meldete: „Herr van Tautenbrook."

„Ich lasse bitten."

Als der Diener sich entfernt hatte, sagte die Prinzessin schnell: „Karoline, wenn es dich langweilt, bitte,

bleibe nicht etwa meinetwegen, oder geh solange in mein kleines Zimmer. Die Herren, die mir Respektsbesuche machen, bleiben ja doch nur ein paar Minuten."

Doch die in ihren Plänen gekränkte Schwägerin rührte sich nicht vom Fleck: „O bitte sehr, gerade Herr van Tautenbrook macht mir Vergnügen. Marka hat mir von ihm erzählt."

Puterrot wollte sie sich zurücklehnen, vergaß aber das heruntergefallene Kissen und, aus dem Gleichgewicht geraten, schnellten ihre Füße in die Luft.

Prinzeß Sabine lächelte. Ihr leichter Ärger über die Schwägerin, die nicht verstehen wollte, war verflogen.

„Hoppla!" sagte sie, hob nun doch das Kissen auf und steckte es der Gräfin in den Rücken.

„Durchlaucht, ich komme aus besonderem Anlasse. Ah!"

Er erblickte die Gräfin. Sie streckte ihm die Hand entgegen, er zog sie an die Lippen: „Ich habe schon die Ehre gehabt, gnädigste Gräfin."

„Meine Tochter hat mir von dem Aufenthalt in München erzählt. Das muß ja sehr nett gewesen sein!"

„Es waren schöne Tage!" antwortete die Prinzessin, und der Jonkheer und sie blickten sich an. Er fuhr fort: „Ich komme aus besonderer Veranlassung, nämlich um mich abzumelden."

Die Prinzessin richtete sich verstört auf. Doch er fuhr schnell fort: „Nicht für immer. Ich habe nur Urlaub genommen."

„Ah, ein paar Tage."

„Ich glaube, Wochen werden es wohl sein."

Und er erzählte, daß es schwierig gewesen wäre, gerade in diesem Augenblick fortzukommen.

Die Prinzessin wollte mehr wissen, doch ihre Schwägerin nahm den Jonkheer ganz in Beschlag. Er mußte ihr von München erzählen, dann erneuerte sie ihre Einladung nach Arbitten. Herr van Tautenbrook erklärte dankend, es sei sehr zweifelhaft, ob er vor Weihnachten aus Holland wiederkäme. Da wandte sich Prinzeß Sabine zu ihrer Schwägerin und lächelte beruhigt: „Karoline, ich habe es mir überlegt: schicke mir Marka. Laß sie nur gleich kommen."

„Ich denke, es paßt dir nicht?"

„Ich hatte nur im Interesse des Kindes gesprochen. Ich lade sie hierdurch feierlichst ein."

Die Gräfin erhob sich sofort: „Weißt du was, dann werde ich es gleich Hans-Karl sagen. Wann darf sie kommen?"

„Wann du willst."

Gräfin Zwegg reichte mit etwas förmlicher, provinzieller Artigkeit dem Jonkheer die Hand: „Also, vielleicht einmal nächsten Sommer. Das können wir ja diesen Winter besprechen. Meine Töchter werden nämlich ausgehen!"

Die Prinzessin klingelte und begleitete sie bis zur Tür.

„Laß dich nicht stören, liebe Sabine. Das Mißverständnis tut mir leid. Du bist wirklich zu gut gegen Marka."

Nun bekam sie auch einen Kuß.

Prinzeß Sabine kehrte zurück: „Pardon, Herr van Tautenbrook. Also Sie reisen morgen?"

„Heute abend."

„Und man wird Sie also lange nicht sehen?"

In ganz anderem Ton begann er: „Gnädigste Prinzessin, ich wollte es vorhin nur nicht sagen. Ich habe einen kleinen Zusammenstoß mit meinem Chef gehabt. Er fand den Urlaub, den ich haben wollte, zu lang, um so mehr, als unser Sekretär augenblicklich auch beurlaubt ist. Aber ich muß wirklich unbedingt nach Anloo, denn ich habe mit dem Pächter ernste Schwierigkeiten. Da habe ich in meiner dummen Erregung meinem Chef gesagt, wenn ich den Urlaub nicht bekäme, würde ich den Abschied nehmen."

Sie hob die Hände ängstlich an beide Wangen, als ob sie etwas Gräßliches sehe: „Aber was tun Sie denn?!"

„Ja, es ist dumm! Ich bin leider heftig."

„Das merkt man Ihnen nicht an."

„Sehen Sie, ich bin ein guter Schauspieler!"

„Das sind Sie nicht."

„O doch, Sie wissen es nur nicht."

„Ich kenne Sie."

„Prinzessin, glauben Sie wirklich, Sie kennen mich? Ich glaube, ich bin ganz anders, als Sie denken."

„Dann müßten Sie es mir sagen."

„Warum?"

„Unserer Abmachung wegen."

Plötzlich wurde er erregt: „Soll es mir so gehen wie neulich?"

„Herr van Tautenbrook, ich habe Sie doch um Verzeihung gebeten!"

Er stand auf und griff nach der Hand der gerade aufgerichtet, stolz dasitzenden Frau:

„Sie sollten sich nicht demütigen!"

„Vor Ihnen war es keine Demütigung."

Er schaute ihr mit flackernden Augensternen unsicher ins Gesicht: „Was soll das heißen?"

„Weil ich Sie ... Herr van Tautenbrook, weil ich Ihnen gegenüber ein Gefühl der Demütigung nicht kenne, weil ich Ihnen gegenüber ... nein, ich kann es nicht ausdrücken."

Sie sprang auf und ging hin und her. Er fragte: „Prinzessin, was ist Ihnen?"

Doch sie antwortete, nun wieder gefaßt: „Nichts, gar nichts. Ich hatte eben eine Unterhaltung mit meiner Schwägerin, wir verstanden uns nicht ganz, das zittert vielleicht in mir nach."

Sie nahm wieder Platz, ihre Hände bebten leise, während sie die Finger, sich zur Ruhe zwingend, ineinander schloß, und sie sagte mit freundlichstem Lächeln, als ob der Schalk ihr im Nacken säße: „Ihre Kunstreiterin, Fräulein — — Ich dächte Ehlert."

„Jawohl, Ehlert."

„Fräulein Ehlert reitet ausgezeichnet."

Er schlug die Hände zusammen: „Sie fanden es doch neulich nicht?"

„Das war auch nicht hübsch von mir! Ich hatte mich über sie geärgert."

„Was hatte sie Ihnen denn getan?"

„Nun, Sie Menschenkenner? Ich will meine Karten aufdecken. Gibt eine Frau je von der anderen etwas Günstiges zu?"

Einen Augenblick sah er sie verdutzt an. Dann meinte er, seiner Sache sicher: „Gewöhnlich nicht. Aber in einem Falle doch: wo eine leise Eifersucht ist."

Sie richtete sich auf zu stolzester Haltung: „Eifersucht?"

„Sie mißverstehen mich, glaube ich, Prinzessin. Ich meine jene ganz leise Eifersucht nur etwa auf ein hübscheres Kleid, auf einen schöneren Hut. Da — lobt eine solche Frau, um sich nicht zu verraten."

Sie fragte jetzt wieder beinah ängstlich: „Ja, und ich?"

Er lachte: „Nun eben, Prinzessin, wo sollte die Eifersucht bei Ihnen sein? Darum, als echte Frau, wollten Sie *nicht* anerkennen! Aber wie lächerlich ist das! Meine gnädigste Freundin eifersüchtig? Diese Schulreiterin ist ja ein nettes, hübsches Mädchen, übrigens auch ein braves Mädchen. Aber wenn ich *Sie* so sehe in Ihrer Vornehmheit, die Prinzessin Kalksburg — und dann die Schulreiterin — lächerlicher Vergleich!"

„Sie wollten doch nie eine Schmeichelei sagen!"

„Das tue ich doch auch nicht."

„Nun, und Ihre Worte eben?"

Er begriff wirklich nicht: „Sind doch ganz selbstverständlich! Und Eifersucht: die könnte doch vielleicht nur sein, weil ich Ihnen noch nichts von der Schulreiterin erzählte. Ihnen, der ich doch alles beichten soll — Ihnen — der älteren Freundin!"

Sie wollte ihn unterbrechen, als müßte sie richtig stellen, daß sie von der „älteren" nicht gesprochen, doch er fuhr lebhaft fort: „Aber nun will ich Ihnen auch

sagen, weshalb ich gekommen bin. Nicht bloß, um mich abzumelden, sondern um Sie wiederzusehen nach diesem Zirkusabend. Wir sind zum erstenmal mit einem Mißklang geschieden. Das tat mir leid. Ich habe diese ganzen Tage daran gedacht."

„Warum sind Sie nicht gleich gekommen?"

„Sehen Sie, eine neue Eigenschaft: Steifheit. Vielleicht die Rasse! Der Romane wäre anders. Sind Sie mir noch böse?"

„Das kann ich nicht sein."

„Und nie soll ein Mißverständnis zwischen uns sein?"

„Nie!"

„Dann darf ich Ihnen etwas sagen, gnädigste Freundin. Als ich jetzt vor einem Jahr nach Berlin versetzt wurde, fragte mich Herr von Beveld, wie ich mich hier befände. Ich antwortete: ‚Mich friert.' Sie begreifen den Sinn?" Prinzeß Sabine nickte in unsicherer Erregung, was folgen würde. Er sagte einfach: „Mich friert jetzt nicht mehr in Berlin."

Er erhob sich. Glückselig sah sie ihn an. Dann neigte sie den Scheitel, auf dessen weiße Fäden wieder das Licht fiel, das an dem kurzen Tage früher als sonst entzündet worden war: „Das war das beste, was Sie mir zum Abschied sagen konnten. Leben Sie wohl, lieber Herr van Tautenbrook, und wenn Sie einmal in den nächsten Wochen eine freie Minute haben, schreiben Sie mir ein Wort, daß man weiß, wie es Ihnen geht. Glückliche Reise."

Er war schon zur Tür, als er noch einmal stehen blieb und ihr zunickte, wie liebe Bekannte pflegen, die nur vor Dritten äußerliche Formen bewahren, von

denen sie unter vier Augen durch Übereinstimmung und Herzensgewohnheit entbunden sind.

* *
*

Prinzeß Sabine legte ihrer Nichte Marka die Decke über die Knie: „Kind, daß du dich nur nicht erkältest! Es ist eigentlich ein Leichtsinn, im Dezember noch im offenen Wagen zu fahren, — aber heute scheint ja die Sonne!“

Der Diener auf dem Bock drehte sich herum, griff an den Hut und meldete: „Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht, Exzellenz von Baubergen ist eben vorübergefahren und hat gewinkt. Befehlen Durchlaucht zu halten?“

Die Prinzessin gab ein Zeichen. Die Pferde standen einen Augenblick darauf: „Landmann soll kehrt machen und nachfahren.“

„Sehr wohl, Euer Durchlaucht.“

Der Kutscher mußte wegen einer Elektrischen einen Augenblick warten, ehe er wenden konnte. Dann griffen die Braunen aus, und der Wagen fuhr dicht an die Droschke heran, aus der man noch immer den Krückstock der Frau von Baubergen winken sah.

„Tante, halten wir dich auf?“

„Nein, ich wollte euch ja gerade etwas sagen. Große Nachricht. Habe eben vor dem Reichstag deinen Vater getroffen, Marka. Bei euch sind die Masern. Helene hat sie. Deine Mutter war immer fürchterlich eingebildet darauf, daß sie's fertig gekriegt hat, euch vor Kinderkrankheiten zu behüten. Da müßt ihr nun jetzt ran! Hans-Karl läßt dir sagen, Sabine, er würde

telephonieren oder abends vorsprechen. Er läßt dich bitten, das Wurm da noch ein bißchen zu behalten. Sonst kriegt die ganze Gesellschaft die Masern. Na, Kinder, wenn man sich nur auf was freut! Mit eurem Ausgehen ist's nun Essig. Wenn Helene jetzt anfängt, wird's doch Mitte Januar, ehe sie 'raus kann. Und Eva wird sich natürlich nicht gleich legen, sondern hübsch warten, bis Helene fertig ist, damit's nur ja recht lange dauert! Das ist ja immer so. Aber Marka, sei nicht traurig, wenn du um die Bälle kämest! Den Schwindel lernst du noch zeitig genug kennen! Um das Zeug, das dir die Leutnants und die Referendare vorschwatzen, ist's nicht schade. Ich kann dir jetzt schon sagen, was sie quasseln werden!"

Und sie begann zu näseln: „Sind jnädigste Jräfin auf dem nächsten Hofball? Keene rechte Stimmung heute mit dem Tanzen? Sind Sie viel ausjejangen? Man sollte mal 'n Fenster öffnen. Finden Sie's nicht auch sehr heiß?"

Der Droschkenkutscher kicherte vergnügt in sich hinein, während Landmann, der langjährige Kutscher der Prinzessin, auf die Pferde achtend, nicht zuzuhören schien. Dem Diener neben ihm zuckten jedoch leise die Mundwinkel.

Prinzeß Sabine meinte: „Das ist aber eine dumme Nachricht. Was wird denn nun?"

Frau von Baubergen schrie herüber: „Na, in die Infektionshöhle kannst du sie doch nicht lassen. Du mußt schon warten, bis sie ausgeräuchert haben. Sei froh, daß du so nette Gesellschaft hast."

Die junge Gräfin lächelte. Sie hatte rote Backen

von der Fahrt, und Frau von Baubergen fuhr fort: „Wie'n Borsdorfer Appel sieht sie aus. Es wundert mich, daß noch keiner von den Mannsleuten 'reingebissen hat."

Prinzeß Sabine lächelte: „So was mußt du ihr nicht sagen."

Doch das junge Mädchen antwortete ruhig: „Ich weiß ja, wie es Tante meint!"

Und die alte, ehrliche Baubergen, die alles mit ihrer lauten Stimme in der Öffentlichkeit verhandelte, rief: „Hast du dich noch nicht verliebt, Marka? Als ich so alt war wie du, hatte ich schon für einen Lehrer geschwärmt und für fünf Pennäler, vor allen Dingen aber für drei oder vier Mummelgreise, denn die machten mir in dem Alter den größten Eindruck."

Auf Gräfin Markas Gesicht war zu den roten Wangen das Blut noch in Stirn und Hals getreten. Sie beugte sich nieder, als sei die Wagendecke ihr entglitten. Prinzeß Sabine meinte: „Du hast es aber wirklich auf die arme Marka abgesehen!"

Doch die Exzellenz polterte weiter: „Kein Bein! Ich mache doch bloß Unsinn. Marka, die Kerls mit den paar struppigen Haaren unter der Nase werden dir doch nicht gleich den Kopf verdrehen! Das heißt, heutzutage rasieren sie sich ja! Das ist janz fein, daß man nie weiß, ob's 'n Schauspieler is oder wer sonst. Es ist eine tolle Welt. Und Marka: Schauspieler sind sie alle, die, die von Berufs wegen glatt gehobelt sind wie die Modefritzen."

Der scharfe Ton der Glocke eines elektrischen Wagens klang mehrmals hintereinander. Landmann

wandte sich, ohne die Pferde aus dem Auge zu lassen, zurück: „Euer Durchlaucht, wir müssen Platz machen."

Dann fuhr der Kutscher, durch seinen langjährigen Dienst ein wenig eigenwillig, einfach davon, daß man nur noch der Exzellenz Ruf hörte: „Also Telephon! Telephon!"

Prinzeß Sabine rief: „Nach Haus!"

Es ging die große Allee hinab dem Brandenburger Tore zu. Als sie am Pariser Platz am Klub vorüberkamen, sahen sie Herrn von Beveld stehen, der mit einem anderen Herrn sprach, hinter dem großen Mast einer elektrischen Bogenlampe. Einen Augenblick darauf, als eben Herr von Beveld grüßte, lugten das blonde Haar und das glatte Gesicht des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan hervor. Er zog zuerst förmlich den Hut, grüßte dann lächelnd noch ein zweites Mal. Der Diener griff an die Hutkrempe und sah in den Wagen.

Prinzeß Sabine fragte: „Was ist?"

„Halten zu Gnaden, ich dachte, Euer Durchlaucht hätten —"

„Was denn?"

„— würden befehlen zu halten."

„Weshalb?"

Doch der Diener saß schon wieder da, gerade, tadellos, die beiden Hände auf den Oberschenkeln ruhend.

Einen Augenblick darauf hallten die Pferdehufe unter dem Tonnengewölbe der Einfahrt wider, der zweite Diener stand schon bereit, schlug die Pelzdecke zurück, und die Damen stiegen aus.

Als Prinzeß Sabine im Toilettenzimmer ablegte,

befahl sie ein Kleid; sie wolle sich sofort umziehen. Betty schien erstaunt. Ihre Herrin erklärte: „Falls Besuch kommt.“

Als sie sich vor dem Spiegel zurecht machte, sah sie, wie ihre Nase rot geworden war von der Fahrt, tupfte ein wenig Puder darauf und trat während des Anziehens immer wieder vor den Spiegel. Doch die Röte wich nicht. Da sagte sie zur Jungfer: „Ich weiß nicht, ob ich mich erkältet habe . . .“

„Frösteln Durchlaucht?“

„Nein. Es scheint ein Schnupfen im Anzuge . . .“

Betty, die ihre Herrin sorgsam pflegte, meinte, die Frisur ordnend: „Durchlaucht sind immer ein wenig rot nach der Ausfahrt.“

Als sie ein Stirnrunzeln sah, beeilte sie sich zu sagen: „Es geht vorbei in der gleichmäßigen Zimmerwärme.“ —

Prinzeß Sabine saß in ihrem Zimmer und lauschte auf die Klingel. Gräfin Marka trat ein. Liebevoll sah die Tante sie an: „Hast du dich auch nicht erkältet?“

„Nein, gewiß nicht!“

Plötzlich nahm sie der Tante Hand: „Ach, Tante, Tante, liebe Tante.“

„Was hast du denn, Kind?“

„Schick' mich nicht fort!“

„Wer spricht davon?“

„Ich soll doch —“

„Du sollst gar nichts, oder vielmehr doch: du sollst bei mir bleiben!“

„Aber Weihnachten?“

„Ja, Kind, du kannst ja nun nicht nach Arbitten.“

Da nahm sie neben der Tante Platz mit einer Handarbeit, denn ihre Mutter würde den Erfolg ihres Fleißes sehen wollen, wenn sie nach Hause kam. Und die junge Gräfin sprach kein Wort. Ihre Nase war nicht rot, ihr Haar war jung und blond, ihre Wangen waren glatt und frisch, noch immer mit einem leichten, rosigen Hauch überzogen. Prinzeß Sabine saß regungslos. Als es klingelte, richtete sie sich auf. Sie wartete. Niemand kam. Es verstrich wieder lange Zeit. Da klingelte es von neuem. Der Diener meldete: „Herr Graf Zwegg aus Hotel Windsor telephoniert, ob er zu Tisch kommen könnte. Er hätte etwas mitzuteilen wegen der Abreise der Gräfin Marka.“

„Sagen Sie, ich würde mich sehr freuen. Um sieben.“

„Sehr wohl, Euer Durchlaucht.“

Kurz darauf klingelte es von neuem. Ein anderer Ton. Der zweite Diener meldete: „Herr van Tautenbrook.“

Plötzlich sprang Gräfin Marka auf. Wie ein gehetztes Wild war sie an der Tür.

„Marka! Marka!“ rief ihr die Prinzessin nach. Aber sie hörte nicht mehr.

*　　*
*

In dem Surren und Summen veränderte sich fortwährend das Bild der durcheinander drängenden Menschen. Zarte Mädchennacken im Schmucke der Jugend wechselten mit den Schultern reifer Damen, auf denen Perlenketten matt glänzten oder Steine

prunkten. Goldstrotzende Hof- und Staatsuniformen schoben sich dazwischen. Die breiten Bänder der Großkreuze sah man in allen Farben. Dann Ruhe für das Auge: ein Johanniter, der nichts trug als sein Emaillekreuz am schwarzen Band. Junge Offiziere machten einem General Platz oder einem hohen Diplomaten, dessen Brust mit funkelnden Sternen bedeckt war, auf lebenslänglicher Rundfahrt um die zivilisierte Erde zusammenverdient. Von den Kronleuchtern fiel das Licht nieder und zauberte auch aus manchem flachen Antlitz, in das kein Ausdruck gegraben schien, durch Schatten unter Brauen und Augen einen Charakterkopf.

Ein auffallend großer Offizier mit grauem, kurz gehaltenem Schnurrbart, schlank noch wie ein Leutnant, steuerte durch die Menge. Ein blutjunger Dragoner trat vor einer vorüberrauschenden Dame rückwärts, der Exzellenz gerade in den Weg, so daß sie zusammenstießen. Er fuhr herum, und als er den Generalleutnant sah, machte er eine Verbeugung und bat um Entschuldigung. Doch der sagte nur, durch die glitzernde, schwatzende Menge steuernd: „Ach, machen Sie keine Geschichten!“

Dann fragte er den jungen Offizier: „Sagen Sie mal, wer ist der große, blonde Diplomat dort? Da, er dreht sich eben herum.“

„Meinen Exzellenz den mit dem Schnurrbart?“

„Nein, nein. Glatt rasiert, blaue Augen, auffallend schöner Mensch. So was sieht man nicht oft. Bißchen englisch. Hat ja auch den — warten Sie mal — sehen Sie da, den Viktoriaorden, was denn noch —

Franz-Josephs-Orden, und das muß ein niederländischer Orden sein —"

„Jawohl, Exzellenz. Herr van Tautenbrook."

„Ah, Holländer! Danke sehr!"

Der General steuerte weiter. Einen Augenblick später machte er eine Verbeugung: „Durchlaucht auf dem Hofball? Ich hörte, Sie gingen nicht aus!"

Er zog Prinzeß Sabines Hand an die Lippen.

„Ich führe eine Nichte aus."

„Ach so. Freilich, ich bin jahrelang nicht hier gewesen. Pardon, Durchlaucht, kennen Sie mich eigentlich noch?"

„Herr von Bobersdorff! Natürlich! Wo waren Sie denn so lange?"

„An den Grenzen des Reichs. Bin auch nur hier, weil ich mich bei Majestät gemeldet habe. Ich habe eine Division bekommen."

„Schon?"

„Ja, die Zeit vergeht."

Er faßte sich an die ergrauten Schläfen und warf unwillkürlich einen Blick auf die weißen Fäden, die im Haar der Prinzessin heute freilich kaum sichtbar waren, denn sie wurden von einem Brillantdiadem überfunkelt, dabei sagte er: „Aber Durchlaucht, an Ihnen sind die Jahre spurlos vorübergegangen."

Sie schüttelte den Kopf: „Herr von Bobersdorff, Sie sind doch noch ganz der alte!"

„Wieso, Durchlaucht?"

„Immer sagen Sie den Damen nette Sachen!"

Er hob lachend den Helm an die Brust, daß die schwarzen und weißen Generalsfedern in einer Wolke

überfielen: „Ach, Durchlaucht, das Süßholzraspeln ist längst vorbei.“

Sie lächelte.

„Sie glauben es wohl nicht? Nein, nein, seitdem ich aus der Garde fort bin, habe ich Hof, Salon und all das ganz vergessen. Da draußen an der französischen Grenze gibt es zu viel zu tun. Und dann habe ich in Nestern gestanden, ach du liebe Zeit! Da kamen wir über den Kommißpekko nicht hinaus. Durchlaucht, das hat auch seine guten Seiten. Man wird ernster. Mir war's doch zuerst sehr in die Glieder gefahren, als ich versetzt wurde. Ich dachte: adieu Karriere! Na, aber, ich habe mich gerappelt, habe es doch wenigstens bis zu einer Division gebracht. Ein Korps kriege ich freilich nicht!“

„Wir haben uns sehr, sehr lange nicht gesehen, Herr von Bobersdorff.“

Er sann nach: „Zwanzig Jahre kann's her sein. Man wird furchtbar fremd. Früher, als Leutnant, wußte man natürlich, wer jeder Botschafter war, kannte jeden Minister! Heute kümmere ich mich nur um meinen Dienst.“

In dem Augenblick huschte ein Herr vorbei, den Kammerherrnschlüssel auf dem Rock. Im Vorübergehen erhaschte er der Prinzessin Hand und zog sie an die Lippen: „Ich muß weiter. Kann ich irgendwie behilflich sein?“

„Danke sehr.“

Schon im Sprunge, fortzugehen, wandte er sich zu Gräfin Marka, die im einfachen rosa Kleide und dem schönen Blond ihrer Haare kerzengerade neben der

Prinzessin stand: „Ich werde Ihnen Tänzer schicken, Gräfin. Ach, Sie wissen gar nicht, wer ich bin? Ich habe mich vorhin vorstellen lassen, — von Weyden."

Gräfin Marka war errötet. Er fuhr fort: „Gräfin, ich nehme es Ihnen nicht übel. So 'n armes junges Mädchen sieht da hundert neue Gesichter. Ich kenne das von meinen Töchtern her. Werde sie mal nachher zusammenbringen. Halten Sie sich an meine Marie, die macht den Rummel schon das dritte Jahr mit, die weiß Bescheid. Ich muß aber weiter, weiter —"

Und wieder griff er eilig, ohne daß sie ihm gegeben war, nach der Prinzessin Hand, zog den Handschuh flüchtig an die Lippen und wand sich durch die Menge, mit stockernstem, wichtigem Gesicht irgendeinen Auftrag einer Fürstlichkeit erledigend.

Generalleutnant von Bobersdorff bat Marka vorgestellt zu werden.

Als die Prinzessin es getan, fragte er offen: „Darf ich bitten, wie gehören Sie zusammen?"

„Meine Nichte, Tochter meines Bruders Hans-Karl."

„Ach, Sie sagten ja, Sie führten eine Nichte aus. Tochter des Arbittener?"

„Ja, des Abgeordneten."

„Nun, davon weiß ich weniger. Aber mein Adjutant hatte mal ein Pferd, das in Arbitten gezogen war. Gräfin, was sagen Sie denn zu so einem Fest? Sie gehen doch das erste Jahr aus?"

„Jawohl, Exzellenz. Meine Tante ist so gütig —"

Die Prinzessin unterbrach sie: „Für mich ist es gut, daß ich einmal herausgerissen werde. Mir wurde

es schwer, Herr von Bobersdorff, sehr schwer nach der langen Zurückgezogenheit. Sie wissen, ich bin Witwe."

Er nickte. Seine Stirn legte sich in Falten. Sie fragte: „Herr von Bobersdorff, singen Sie denn noch?"

Jetzt lachte er, strich sich den Schnurrbart, der früher stolz und lang gewesen war und den er jetzt so kurz trug, daß er wie abgefressen aussah: „Durchlaucht, die Zeit, die Zeit! Man schreit sich heiser beim Kommandieren. Und als Divisionär, der ich ja nun glücklich bin — verzeihen Sie, daß ich es wieder erwähne, aber ich freue mich so rasend darüber — sehen Sie, als Divisionär den Bratenbarden machen und nach Tisch ‚vom Gebirge herkommen' oder den ‚Asra' markieren, das geht nicht gut. Das sind vergangene Zeiten!"

Er wandte sich wieder zu Gräfin Marka: „Denken Sie, als Leutnant hatte ich mal eine schöne Stimme. Damals hat Ihre Frau Tante oft zugehört, wenn ich gesungen habe, und ich bildete mir wer weiß was ein. Ja, die Jugend! Oh, war ich da eitel! Ich war stolz darauf, daß ich der größte war im Regiment. Ich glaube, ich habe mich damals auch sehr schön gefunden!"

Er lachte wie ein älterer Mann, der auf eine Jugendtorheit zurückblickt und Geist genug besitzt, nun, wo er etwas geworden, auch seine Jugendschwächen einzugestehen. Einen Augenblick stockte die Unterhaltung. Er sah sich um. Plötzlich sagte er: „Übrigens, da ich eben von ‚schön' rede. Ich habe da vorhin einen Herrn gesehen, der mir geradezu aufgefallen ist. Sie kennen ihn gewiß, man kann gar nicht über ihn hinwegsehen. Wie es unter den Damen Erscheinungen gibt ...

zu meiner Zeit zum Beispiel ... Sie, Durchlaucht! Wenn Sie ins Zimmer traten, schwieg jede Unterhaltung. Sagen Sie nichts, Durchlaucht, ich alter Kerl von der Grenze da draußen habe die Hofluft hinter mir! Es liegt ja auch schon zwanzig Jahre zurück. Ich raspele kein Süßholz mehr!"

Prinzeß Sabine fragte: „Wen meinen Sie denn?"

„Ja, wenn ich nur auf den Namen käme! Da ist er, da ist er."

Die beiden Damen blickten in die Richtung, wohin der General sah, und er sagte: „Eben spricht er mit einem der wenigen Herren, die ich noch kenne, dem alten Oberhofmarschall Graf Dohm."

In Gräfin Markas weiße Haut stieg das Blut. Die Prinzessin aber antwortete ruhig: „Ach, Herr van Tautenbrook."

„Habe ich nicht recht?"

„Er sieht sehr gut aus."

Der Jonkheer blickte in dem Augenblick herüber, und nun auch der Oberhofmarschall. Er machte eine freundschaftliche und doch förmliche Verbeugung gegen die Prinzessin. Im nächsten Augenblick kamen die Herren. Graf Dohm glitzerte, gleißte von Ordenspracht. An der reichgestickten Hofuniform schien kaum noch eine Stelle frei, wo sich noch ein silberner oder goldener oder emaillierter Vogel hätte niederlassen können. Das weiße Haar lag in dünnen, langen Strähnen vom Scheitel auf der linken Seite hinüber zum rechten Ohr, der weiße Vollbart war ausrasiert, so daß die einstige Oberhofcharge eine entfernte Ähnlichkeit besaß mit Kaiser Wilhelm dem Ersten. Durch die Last der Jahre

gebückt, schien er kleiner, als er wohl einstmals gewesen. Exzellenz von Bobersdorff machte ihm eine Verbeugung. Der Oberhofmarschall betrachtete ihn einen Augenblick, dann sagte er mit der Namenssicherheit, die er in langen Berufsjahren sich erworben hatte: „Herr von Bobersdorff, wenn ich mich recht erinnere? Sind Sie auch einmal hier. Wie lange habe ich Sie nicht gesehen!“

Und wie die Prinzessin fragte er: „Was macht denn der Gesang?“

„O Exzellenz, der ist längst an den Nagel gehängt.“

„Ach, das ist aber schade, man hörte Sie doch so gern.“

Dann wandte er sich zu Gräfin Marka, die steif dastand, Herrn van Tautenbrook halb den Rücken zudrehend. Der alte Graf nahm ihre Hand und tätschelte sie: „Was macht der Papa? Wie geht es denn der Mama? Meine Güte, und so groß geworden! Da wird wohl fleißig getanzt? Ich habe Sie schon empfohlen, meine kleine Gräfin!“ Er trat ganz nahe an sie heran und betrachtete sie mit seinen unter tausend Falten verborgenen klugen, hellen Äuglein: „Es ist nicht gleichgültig, mit wem Sie tanzen. Glauben Sie einem alten Mann wie mir, der das so lange mitgemacht hat. Wie Sie zuerst lanciert werden, werden Sie dann beurteilt. Ich habe die besten Familien für Sie ausgesucht, denn Sie sollen gleich ins richtige Fahrwasser kommen. Ich will Ihnen sagen, wie. Das tu' ich dem Papa zuliebe und für Ihre liebe Tante. Das ist mal eine gute Tante, daß sie Ihretwegen wieder

ausgeht! Denn ich weiß ja, daß sie sich nichts daraus macht. Nun, jeder nach seiner Art. Übrigens als ich den Abschied genommen hatte — ich war nämlich schwer krank, aber Unkraut verdirbt nicht, — da habe ich auch gedacht, auf einen Hofball, wo du mal regiert hast, als einfacher Bummler wiederkommen, nein, das tust du nicht. Na, meine liebe Gräfin, da bin ich wieder! Und jetzt bin ich der alte Onkel, der all die Mädelchen auf die richtige Spur setzt. Also nun hören Sie mal zu."

Der alte Herr, dessen Kopf immerfort nervös zitterte, neigte sich zu Gräfin Marka und begann leise mit ihr zu sprechen, wobei er den runzeligen Zeigefinger eindringlich hin und her bewegte. Herr van Tautenbrook, mit dem General bekannt gemacht, war nach seiner Art, wenn er jemand zum erstenmal sah, zurückhaltend, fast steif. Als er nach ein paar Worten gegangen war, sagte Prinzeß Sabine zu Herrn von Bobersdorff: „Es tut mir leid, daß Sie gar nicht miteinander ins Gespräch kamen!"

„Ach, ein rauher Kriegsmann wie ich! Ich verletze Sie ja nicht, Durchlaucht, wenn ich etwas sage: Von weitem hatte der holländische Herr mir sehr gefallen, aber er ist wohl ganz Parkett- und Hofmensch?"

Die Prinzessin wurde lebhaft: „Er ist außergewöhnlich gebildet, sehr musikalisch, er interessiert sich für alle Künste."

„Er sagte ja aber kein Wort."

„Vielleicht schwieg er aus Bescheidenheit."

„Nun ja, er wird einige Zwanzig sein, da können wir nicht mit, Durchlaucht."

Sie sagte vor sich hin: „Sie sind nicht sehr höflich."

Der General hörte es nicht in der Unruhe und fuhr fort: „Ach, wie oft sage ich mir erstaunt: Himmel, du bist ja einige Fünfzig! Ja, das liegt weit zurück schon, wie ich bei Ihnen verkehrte, als Sie jung verheiratet waren! Und wer hätte gedacht —"

In dem Augenblick wurde auf das Parkett geklopft. Das Stimmengesurr hörte auf. Der Dienst trat voran, die Herrschaften kamen. Die Mitte wurde frei gemacht. Es war fast still. Erst allmählich löste sich die Ruhe, als die Musik begann und getanzt wurde.

Oberhofmarschall Graf Dohm, der sofort geschwiegen, sagte nun zu Gräfin Marka: „Und ich will Ihnen noch einen Rat geben: Nur nicht zu bescheiden sein. Wer das tut, kommt unter den Schlitten."

Kammerherr von Weyden erschien wieder, in seiner vorgebeugten Haltung, immer um Entschuldigung bittend: „Gnädigste Frau, verzeihen Sie! Einen Augenblick! Darf ich durch, Gräfin? Erlauben Sie, gnädiges Fräulein."

Er flüsterte mit Prinzeß Sabine, sah Gräfin Marka an, dann steuerte er zurück und gab ihnen einen Wink, zu folgen.

Die Prinzessin reichte schnell dem Generalleutnant die Hand: „Auf Wiedersehen, Herr von Bobersdorff! Wir werden eben gerufen zu ..."

Man verstand schon nicht mehr den Namen, denn eilig bemühte sich Prinzeß Sabine, mit Gräfin Marka im Fahrwasser des voransteuernden Kammerherrn nachzukommen.

In der Mitte war die spiegelnde Parkettfläche frei.

Der Herzog von Behringen, breit, rothaarig, bekannter süddeutscher Weinbauer, Menschenfreund und Menschenkenner, der außer den Sternen auf der linken Seite seiner bayrischen Uniform nicht gerade etwas Fürstliches hatte, setzte seinen Kneifer auf und fragte französisch den Botschaftsrat Prinz Sergei Ursakoff nach einer Dame, die neben Herrn van Tautenbrook stand. Der kleine Herr mit schwarzem Haar, Mongolenaugen und breiten Backenknochen, bewegte die fast weiblich zarten Händchen hin und her: „Ah, c'est ce qu'il y a de plus amusant, monseigneur, la petite baronne Bruschaert de Tirlemont."

Und er erzählte, während seine Augen unter den Wülsten des feisten Gesichts verschwanden, daß man nur noch schwarze Striche sah, allerlei Geschichten. Der Herzog hatte an der belgischen Baronin manches zu tadeln. Doch der Russe fand sie entzückend und setzte allerlei ihrer Vorzüge auseinander, als ob ein Maler sein Modell beurteile. Doch der Herzog meinte immer wieder, ihre Art sich zu benehmen gefiele ihm nicht. Schließlich mußte der Russe zugeben: „C'est chic — mais du genre canaille!"

Als der Herzog kopfschüttelnd, als ärgere er sich allein schon über das Dasein eines solchen Wesens, in der Menge untergetaucht war, steuerte der Botschaftsrat zu der Belgierin hinüber. Doch sie war mit Herrn van Tautenbrook in so lebhaftem Gespräch, daß er nur schmunzelnd zuhören konnte, während wieder seine dicken, schlaffen Backen sich so hoch hinaufschoben, daß die Augen vor Lachen verschwanden. Die Baronin Bruschaert de Tirlemont versteifte sich darauf, deutsch

zu sprechen: „Monsieur van Tautenbrook, Sie solle nicht spreken französisch. Ick abe gelernt deutsch in die Schweiz. Mon Dieu, das war ein Lehrer, so lieb!“

Herr van Tautenbrook fragte: „Sie waren also in ihn verliebt?“

Sie tat, als sei sie ärgerlich: „Was sage Sie wieder? Der Lehrer at uns alle geliebt.“

„Soviel auf einmal?“

„Ja, weil wir aben geschrieben eine Liebesbrief der ganze Pensionat. Ah qu'il était drôle, ah qu'il était drôle!“

Einen Augenblick darauf erzählte sie von Brüssel, dann wieder von einer italienischen Reise, von London, von Paris. Sie hatte überall Bekannte. Es ging wie ein Wasserfall, wenn sie sprach. Herr van Tautenbrook musterte ihr schwarzes Haar und die schöne Gestalt, welche die Pariser Toilette so zur Geltung brachte, daß eben drüben auf der anderen Seite der freien Tanzfläche Frau von Wulmstorff ihre Schwester Ziel nach der Fremden fragte. Die Dame vom Lande war empört: so ginge man in Berlin nicht aus, am allerwenigsten aber auf einen Hofball. Und sie redete etwas von „windiger Französin“ und von „Manieren, die wir nicht mitmachen wollen“.

Die Frau des Ministers nahm ihre Lorgnette und blickte hinüber. Dann sagte sie zu ihrer Schwester: „Ich finde es eigentlich nicht so schlimm, Helene, und sie ist wirklich sehr nett und sehr amüsant.“

„Kennst du denn die?“

„Natürlich. Sie war neulich auf unserem Rout!“

„Solche Leute siehst du bei dir?“

„Sie ist doch auch hier auf dem Hofball. Übrigens hängt das nicht von mir ab, wen ich empfange. Glaubst du, daß alle Leute meinem Manne angenehm sind, mit denen er verkehren muß und artig sein? Es ist Dienst!“

„Ach, das lasse ich mir nicht einreden. Die sollte mal zu mir kommen, ich wollte ihr schon meine Meinung sagen!“

„Was würdest du ihr denn sagen?“

Frau von Wulmstorff, die immer ein paar Winterwochen in Berlin zubrachte, weil ihr Mann, der Landrat, diese oder jene Hoffestlichkeit mitzumachen für Pflicht hielt, sagte scharf: „Ich würde ihr einfach sagen: ziehen sie sich so an, wo immer sie wollen. Aber bei uns in Deutschland sind wir noch nicht so weit, Gott sei Dank.“

Beim Schwirren der Musik und beim Schlürfen der Tanzenden hörte es kein unberufenes Ohr. Die Ministerfrau nahm ihre Schwester auch nicht tragisch: „Na, Helene, wenn du solche Sachen sagtest auf dem exponierten Posten, auf dem ich stehe, hätten wir längst schon diplomatische Verwicklungen, vielleicht würden gar die Kanonen sprechen.“

„Laß sie nur sprechen. Eugen sagt, wir haben viel zu lange schon faulen Frieden. Mit unserer Armee wagt doch keiner anzubinden. Siehst du, das ist eben unsere Gesundheit. Immer los mit dem Krieg. Wer Prügel bekommen will, mag nur anfangen.“

Gräfin Ziel lachte: „Nicht so laut! Nicht so laut!“

Aber die wohlgerundete Landdame ereiferte sich von neuem: „Ach was, das ist mir ganz gleich, im

eigenen Lande darf man doch wohl noch seine Meinung sagen!"

„Helene, es kommt nur darauf an, wo!"

Der Minister, in Kürassieruniform, kam auf seine Schwägerin zu:

„Guten Tag, liebe Helene, wie geht es dir?"

Gräfin Ziel meinte: „Sie ist sehr böse!"

„Oho!"

Aber Graf Ziel war zerstreut. Die hohe, hagere Gestalt beugte sich zwar wie teilnehmend zur kleinen, rundlichen Schwägerin, doch seine Augen gingen überall hin. Seine Frau erklärte ihm den Grund der Erregung Helenes. Der Minister lächelte nur: „Die Dame, von der du sprichst, ist sehr klug und sehr kultiviert. Die schweren Verwicklungen, die du, wie Mary eben sagt, herbeiführen möchtest, dürften uns nicht den Beifall Europas eintragen. Die Damen romanischer Länder machen eben vielfach „acte de présence" auf andere Weise als unsere Damen. Sie stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel, sind auch lebhafter, schlagfertiger als unsere Rasse. Aber daraus ihre Eigenschaft als Dame in Zweifel zu ziehen, wäre eine Verkennung."

Doch Frau von Wulmstorff machte nur ein selbstsicheres Gesicht und sah ihn an, als wollte sie sagen: ‚Du willst preußischer Minister sein? Eine Landratsfrau kennt ihr Volk besser.' Der Minister war aber schon im Gespräch mit einem kleinen Herrn, dem ein dünner, grauer Vollbart aus dem gelben, mongolischen Gesichte niederhing.

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan tanzte mit der Baronin Bruschaert de Tirlemont. Wenn er auch

ein wenig groß war für sie, so folgten doch aller Augen dem schönen Paar.

Generalleutnant von Bobersdorff war wieder in die Nähe der Prinzeß Sabine gekommen, die sich eben mit Lord Griswold unterhielt. Er blieb hinter den beiden stehen und ließ kein Auge von ihr. Der Lord meinte: „Ach, mein Freund Tautenbrook spricht, ich finde, ein uenig viel mit die Mademoiselle de Tirlemont.“

„Oder sie mit ihm.“

Der Lord kreuzte die Arme über der Brust. Seltsam steif stand er da, kaum den Kopf zu der Dame neben ihm gewendet: „Kann sein. Aber er soll nicht immer tanzen, ich finde, mit die Mademoiselle de Tirlemont.“

Prinzeß Sabines Nasenflügel bewegten sich, und sie ließ den Fächer unruhig hin- und hergehen: „Warum soll er nicht?“

Der Lord machte ein ernstes Gesicht: „Uissen Sie, ich habe über alles in der Uelt meine Idee. Und ich habe auch meine Idee über die Frau.“

Die Prinzessin lächelte: „Nun, was denken Sie denn über die Frauen?“

Der Engländer ließ die Arme sinken und sah seine Nachbarin an: „Ich liebe nicht die ‚Fast ladies‘. Und ich denke, uenn er so viel spricht mit die Mademoiselle de Tirlemont, man uird reden. Und über my friend Tautenbrook uünsche ich nicht, daß man redet.“

„Und wer hat den Nachteil davon, die Dame oder der Herr? So wie nun einmal die Rollen in der Welt verteilt sind, Lord Griswold, kann er noch so viel mit ihr sprechen: es fällt auf — sie.“

Er blickte die Prinzessin fest an: „Ach! Ich ueiß, Sie sind eine gute Freundin.“

Zögernd meinte sie: „Ich denke doch.“

„Nein, ich ueiß. Ich habe my friend Tautenbrook immer gesagt, er soll sich freuen, daß eine so vorzügliche und vornehme Dame ist so gut mit ihm. Und Sie haben Einfluß auf ihn, Durchlaucht.“

Sie forschte ängstlich nach seinem Blick: „Ich weiß nicht ...“

„Doch, ich ueiß, Sie haben Einfluß. Sie sollten ihm sagen, er soll nicht so viel sprechen mit die Mademoiselle de Tirlemont. Herr van Tautenbrook ist my friend, und er soll nicht heiraten die Mademoiselle de Tirlemont.“

„Wer spricht denn davon?“

„Man hat mir gesagt ...“

„Das wäre ja ein Unglück!“

„Ach, das sage ich auch. Ich habe eine Idee. Ein Mensch muß sein mit seine Frau eins. Die ähnliche Temperament, die ähnliche Volk, und das ist nicht die Mademoiselle de Tirlemont. Und dann: sie hat mich gefragt, und ich habe versprochen, es nicht my friend zu sagen, sie hat gefragt — ich bin nicht sehr dumm — nach my friend Tautenbrooks Geld. Und uenn eine junge Mädchen fragt, ob ein Herr hat Geld, habe ich meine Idee. Verzeihen Sie, ich spreche so schlecht deutsch.“

Während er redete, gewahrte Prinzeß Sabine hinter sich Herrn von Bobersdorff. Sobald er den Blick sah, trat der General neben sie: „Ich freue mich, daß die

junge Gräfin Zwegg so flott tanzt. Sie geht ja von einem Arm in den andern."

Prinzeß Sabine fragte zerstreut: „Hat sie so viel getanzt?"

„O, unausgesetzt, mit all den Kürassieren."

In diesem Augenblick schwebte Herr van Tautenbrook vorbei mit der Baronin Bruschaert de Tirlemont. Als er an der Prinzessin vorüberkam, war es, als schlüge er die Augen nieder, und auch sie wandte sich zur Seite. Drüben stand Marka allein. Die Prinzessin bat den General: „Herr von Bobersdorff, wollen Sie so gut sein, meiner Nichte zu sagen, sie sollte lieber nicht mehr tanzen? Sie muß sich ein wenig abkühlen. Ich schwankte, ob ich sie überhaupt herlassen sollte, denn sie war erkältet. Aber wegen des Hofballes —"

Die hohe Gestalt des Generals steuerte durch die Reihe der Tanzenden auf Gräfin Marka zu. Schnell wandte sich Prinzeß Sabine an den Lord: „Hat Herr van Tautenbrook denn die Dame, von der Sie sprachen, so viel gesehen?"

„Jauohl. Er ist in die Haus gegangen, uo sie bei ihrer Freundin eingeladen ist, und immer trifft er die Mademoiselle de Tirlemont."

Die Prinzessin meinte wie im Selbstgespräch: „Ich habe ihn jetzt wenig gesehen. Gerade auf den Bällen, wo wir waren, fehlte er."

In dem Augenblick stand Tautenbrook vor ihr und lächelte sie an. Sie meinte: „Sie tanzen ja sehr fleißig!"

„Ach, es ist zu amüsant!"

„Wer ist amüsant?"

„Haben Sie die Dame nicht gesehen?“

Jetzt erst gewahrte er seines Freundes Griswold ernstes, fast feindseliges Gesicht, so daß er lachend fragte: „Was hast du denn?“

„Eine Idee —“

„Was denn?“

„Das ist mei Geheimnis.“

Prinzeß Sabine sagte: „Sie schienen sich sehr gut zu unterhalten, Herr van Tautenbrook.“

Seine ruhigen blauen Augen lachten: „Ja, wenn alle Bälle, wenn alle Damen so wären, wie —“

Der General kam mit Gräfin Marka, und der Jonkheer sagte noch schnell zur Prinzessin: „O, ich muß Ihnen erzählen, erzählen!“

Sie antwortete nicht. Er merkte es nicht. Seine Gedanken schienen anderwärts: „Wirklich, wenn ich einmal eine ruhige Stunde hätte, Prinzessin . . . Mir geht allerlei im Kopf herum. Ich muß Ihnen etwas mitteilen!“

Ein wenig steif gab sie zurück: „Sie wissen, die D-Tage —“

„Prinzessin, könnte ich nicht einmal kommen, wenn niemand stört?“

Sie wandte sich zum General: „Danke sehr, Herr von Bobersdorff. Marka, bleib jetzt mal hier. Du mußt vernünftig sein! Was hast du davon, wenn du dich erkältest? Dann kommst du ganz um dein Vergnügen!“

„Vergnügen, Tante?“

„Ja, ich freue mich ja so, wie viel und gut du tanzt!“

Gräfin Marka machte ein fast verächtliches Gesicht und zuckte mit den noch ein wenig spitzen Schultern: „Tante, mir ist es so gleich, ob ich tanze oder nicht!“

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan fragte Gräfin Marka und sah dabei zerstreut hinüber, wo die Baronin Bruschaert de Tirlemont, eben von einer Anzahl junger Offiziere umgeben, lebhaft gestikulierend stand: „Tanzen Sie nicht gern?“

Gräfin Marka antwortete kurz, während ihre Brust sich noch vom Tanze hob und senkte: „Ich mache mir nichts daraus!“

„Dann brauche ich mir auch nicht vorzuwerfen, daß ich nicht dazu gekommen bin, Sie aufzufordern.“

Wie aus der Pistole geschossen kam es: „O, Herr van Tautenbrook, ich hätte doch nicht getanzt.“

Prinzeß Sabine sah ihre Nichte an: „Marka!“

Die gab sofort zurück: „Ich soll nicht mehr tanzen! Ich soll mich abkühlen, hat Tante Sabine gesagt.“

Die Prinzessin sah den Jonkheer an: „Ja, Sie waren sehr beschäftigt.“

Er trat auf ihre andere Seite: „Seien Sie nicht boshaft mit mir. Darf ich einmal kommen, vielleicht am Nachmittag?“

„Meine Nichte ist da.“

„Ich appelliere an die Freundschaft.“

„Mittwoch. Nein, warten Sie, Montag.“

„Um sechs?“

„Montag um sechs.“

Der Hof war aufgebrochen. Die Menschheit wirbelte durcheinander. Der Herzog von Behringen grüßte Prinzeß Sabine von weitem. Oberhofmarschall Graf

Dohm zog noch einmal in seiner langsamen Sprechweise eine Art Schlußfolgerung aus dem Ball. Als Graf Sergei Ursakoffs ewig lächelndes, aufgeschwemmtes Kalmückengesicht zwischen Baronin Bruschaert de Tirlemont und deren Freundin erschien, wurde der Jonkheer unruhig und war, als Prinzeß Sabine sich umsah, jäh verschwunden.

Während Prinzeß Sabine zwischen ihrer Nichte und Graf Hans-Karl Zwegg die Freitreppe hinunterschritt, rauschte eine ältere Dame mit mehreren Damenorden vorüber, blieb einen Moment stehen, und die Oberhofmeisterin Freifrau von Schalten sagte: „Graf Zwegg, ich habe mit Bedauern von der Krankheit bei Ihnen zu Hause gehört!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sie sich zu Gräfin Marka: „Wohl der erste Hofball? Ja, das ist ein Ereignis!“

Und dann zur Prinzessin: „Es war sehr angeregt heute, liebe Sabine, nicht wahr? Ich habe deinen Bruder gar nicht gesehen!“

„Fritz?“

„Ja, den Major.“

„Der begleitet uns nicht, seitdem er die Uniform ausgezogen hat. Er ist in eine Operette gegangen!“

Gräfin Marka, immer genau, flüsterte ihrer Tante zu: „In die Großherzogin von Gerolstein.“

Die Oberhofmeisterin hatte es gehört: „Auch ein Hof! Ganz amüsant, Sabine, ganz amüsant! Leb' wohl!“

Und sie eilte, das Kleid vorne hebend, die Stufen hinab, den Hermelinumhang um die Schultern, wäh-

rend ihre Schleppe nachglitt. Unten erwartete sie ein Lakai, den Hut in der Hand.

Der Wagen fuhr vor. Kammerherr von Weyden kam vorüber, den Pelz umgehängt: „Nun, gnädigste Gräfin, haben Sie sich mit Marie angefreundet?“

„Es tut mir leid, ich habe sie gar nicht gesehen.“

Er hörte nicht bis zu Ende zu: „Nun ja, bei soviel Menschen. Also ein andermal!“

Dann rief er ziemlich laut, daß die Nächsten sich umblickten: „Bürkel! Bürkel! Hier! Warum stehen Sie denn immer an der falschen Stelle! Sind die Damen da?“

Er stürzte auf den Diener los, der, den ganzen Arm voller Mäntel und Umhänge, sich mit großen, törichten Augen umsah.

Als Prinzeß Sabine in ihr Kupee stieg, sah sie noch eben Herrn van Tautenbrooks Kopf. Sie wollte die Abfahrt verzögern, doch in dem Gewirr und Lärm all der vorfahrenden Gefährte drängte sie der Diener hinein: „Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht, der nächste Wagen kommt schon!“ Er hatte eben noch Zeit, den Schlag zuzuwerfen und auf den Bock zu springen, dann zogen die Pferde an.

Gräfin Marka saß regungslos in der Ecke. Prinzeß Sabine spähte durch die geschliffenen Scheiben. Sie sah gerade einem großen Offizier ins Gesicht, der, die Mütze auf dem Kopf, den Helm in der Hand, draußen am Lustgarten irgendwo seine bescheidene Droschke zu suchen schien. Als er die Prinzessin erkannte, blieb er stehen, schloß die Absätze, legte die Hand an den Mützenrand und machte eine Verbeugung.

Dann starrte er lange dem Wagen nach. Die Prinzessin aber lehnte sich unwillig zurück. Nach einer Weile sagte sie: „Marka, du bist so stumm!“

„Ich, Tante?“

„Hat dir's denn nicht Spaß gemacht?“

„Ich bin dir so dankbar, so dankbar, daß du dich für mich opferst.“

„Wer sagt das?“

„Du gingest doch sonst nicht aus!“

„Wahrscheinlich nicht.“

„Ist dir sehr schlecht, Tante?“

„Nein.“

„Hast du dich unterhalten, heute abend?“

„Ich kenne so etwas zu genau.“

„Siehst du, Tante!“

„Aber ich tue es gern, nur mußt du nicht so trübselig sein.“

Gräfin Marka schwieg. Als sie schon fast am Pariser Platz angekommen waren, fragte sie: „Wie heißt die Dame, Tante?“

„Welche denn?“

Nach all dem Eifer antwortete sie nun ruhiger, fast beschämt: „Die, mit der Herr van Tautenbrook so viel tanzte —“

Die Prinzessin nannte den Namen und fragte: „Gefällt sie dir?“

Leidenschaftlich kam es zurück: „Nein!“

„Warum nicht?“

„Sie ist so schwarz.“

„Nichts als das?“

„Sie ist mir schrecklich.“
Prinzeß Sabine sagte kurz und hart: „Mir auch!“
Ihre Nichte aber sah sie ganz erstaunt an.

* * *

„Durchlaucht, ich wollte doch nicht abreisen, ohne Ihnen meine Aufwartung gemacht zu haben.“

„Das ist sehr nett von Ihnen, Herr von Bobersdorff.“

„Ich bin so unbescheiden gewesen und habe dem Diener gesagt, Sie würden mich gewiß empfangen, wenn Sie überhaupt zu Hause wären. Er schien nämlich zu zögern. Ich muß Ihnen gleich sagen, Durchlaucht, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Ich wollte bloß einmal wieder ... Sie sollen wissen, daß alte Freunde Ihnen treu bleiben. Ich darf mich so nennen, wenn ich auch offiziell vielleicht die Berechtigung dazu nicht habe, was von meiner Seite aus die Gesinnung anbetrifft.“

Prinzeß Sabine, in ihrer Ecke am blauseidenen Schirm, spielte mit dem Falzbein, das sie noch in der Hand hielt und mit dem sie soeben den englischen Roman aufgeschnitten hatte: „Herr von Bobersdorff, ich habe Ihnen auch wohl im Schloß gezeigt, daß ich mich freute, Sie wiederzusehen.“

„Gewiß, Durchlaucht, ich bin auch sehr dankbar dafür. Ich bin nur ein einfacher Mensch und aus recht einfachen Verhältnissen, wenn ich auch einmal in einem so bevorzugten Regiment stand und die Ehre habe, heute Generalleutnants-Achselstücke zu tragen. Ich verdanke das nicht mir, sondern meinem Vater. Als

junger Offizier habe ich nicht davon gesprochen, daß mein Vater bürgerlich war und meine Mutter auch. Mein Vater, ein vorzüglicher Offizier und mehrmals verwundet, wurde als General geadelt. Bobersdorff klingt ja alt; die beiden f noch dazu; ist es aber trotzdem nicht. Sie machen ein erstauntes Gesicht, Durchlaucht, nun, ich habe meine Gründe, weshalb ich Ihnen dieses alles auseinandersetze. Genug, ich hatte mehrere Geschwister, sie leben nicht mehr. Meine Eltern waren nicht vermögend — in guten Verhältnissen bin ich nie gewesen. Ich trat in das vornehme Regiment, wo man nur hineinkommt, wenn man adelig ist — das war ich ja nun durch meinen Vater — und wenn der Vater Hervorragendes geleistet hat, Kommandeur war, vor dem Feind geblieben ist, oder so. Ich hatte keine Bekannten, keine Verwandten. Damals habe ich die Ehre gehabt, in Ihrem Hause verkehren zu dürfen. Durchlaucht gestatten mir, daß ich von Ihrer Ehe nicht spreche. Ich kann nur sagen, daß der Prinz sehr liebenswürdig gegen mich war. Ich setzte meinen Fuß in Häuser, wohin ich sonst vielleicht nicht gekommen wäre, kraft des Rockes, der bei uns in Deutschland die Türen öffnet, und noch durch etwas anderes, denn das allein würde nicht ausreichen zu engerem, zu näherem Verkehr — vermöge einer Gnade der Natur: meiner Stimme."

„Sie sangen auch schön, und Sie konnten singen, Herr von Bobersdorff."

„Mag sein, Durchlaucht, und es ist sehr gnädig von Ihnen, es zu sagen, aber leider war ich stolz und eingebildet darauf, mit anderen Worten: dumm. Ich

wurde benutzt und ließ mich benutzen, nach Tisch eine verdauende, schläfrige Gesellschaft zu unterhalten, und merkte nicht, daß ich nicht eingeladen wurde um meiner Person willen —"

Die Prinzessin unterbrach ihn: „Bitte, Herr von Bobersdorff, es ist nicht überall so gewesen!"

„Ich weiß, Durchlaucht. Bei Ihnen nicht, weil Sie vornehm denken; das tun aber durchaus nicht alle Leute mit einem vornehmen Namen. Kurz, ich eitler, junger Mensch merkte davon nichts. Das hat dann, wie Sie wissen, dumm geendet. Als ich kurz vor dem Hauptmann stand, erfolgte die Katastrophe. Ich hatte im Regiment knapp zu leben. Ich habe keine Dummheiten gemacht, habe nicht getrunken, nicht gespielt, nicht auf andere Weise mein Geld vertan, wovon man vor einer Dame nicht spricht. Trotzdem kam ich nicht aus. Man mußte gut angezogen sein. Ich verbrauchte viel, sehr viel an Uniform, an Lackstiefeln — so lächerlich das klingt — an Droschken, Trinkgeldern dort, wo ich eingeladen war. Genug, ich lebte über meine Mittel. Ich hätte einen Strich unter die Geselligkeit machen sollen, aber dazu, Durchlaucht, war ich zu eitel. Nun, wissen Sie, kann man bei den Garderegimentern, so groß die Auszeichnung ist, dort zu stehen, durch das Geringste zu Fall kommen, durch etwas, das durchaus nicht ehrenrührig ist, denn sonst würde man in einem anderen Regiment auch nicht dienen können. Statt daß man nämlich, wie anderwärts, mit einer Strafe davonkommt, wird man bei der Garde versetzt. Wer Schulden macht, wird in einfachere Verhältnisse getan. Um sage und schreibe achtzig Taler — denn nach

Talern rechnete mein Vater, der nicht zahlen wollte, da er als alter Soldat empört über mich war — um achtzig Taler kam ich an die Grenzen des Reichs. Dort, Durchlaucht, bin ich noch heute. Als Divisionär. Immer sage ich es, weil es mich so freut, denn es kam unerwartet. Ich dachte, offen gestanden, ich würde mit dem Regiment, später mit der Brigade, mein militärisches Dasein beschließen. Weiter bringe ich es nun aber bestimmt nicht. Wenn ich den Abschied nehme, werde ich mir irgendwo eine Jagd pachten, eine sehr bescheidene nur. Ich bin schon zufrieden, wenn ich ein paar Hasen zu schießen habe. Dann werde ich ein alter Einsiedler da draußen, denn die Reichslande sind mir ja jetzt zur zweiten Heimat geworden. Ich habe mein Auskommen, habe nicht Kind und Kegel, brauche niemand etwas zu vererben, denn ich besitze keinen Menschen auf der Welt. Aber ... nun kam ich auf den Hofball und habe Sie wiedergesehen, Durchlaucht —"

Der Generalleutnant stützte die Ellbogen auf die Knie, verschränkte die Hände ineinander und blickte vor sich hin auf den Teppich: „Gestatten Sie mir, etwas zu sagen. Wir sind reife Menschen; ich bin über das fünfzigste Jahr lang hinaus. In diesem Alter redet man anders. In diesem Alter ist es auch keine Unzartheit, wenn ich von dem spreche, was einst einmal war. Und, Durchlaucht, ich möchte Ihnen etwas gestehen."

Er öffnete die Hände, richtete sich auf und sah sie an, während sie nun ihrerseits unsicher zur Seite blickte: „Ich hatte zur damaligen Zeit, als Sie die Güte hatten, mich in Ihrem Hause zu sehen, als der

Prinz noch lebte, eine tiefe Neigung zu Ihnen gefaßt. Das durfte nicht sein, denn Sie waren eine verheiratete Frau. Seien Sie gerecht, Durchlaucht, habe ich je ein Wort verlauten lassen? Haben Sie selbst es geahnt?“

Sie hob ein wenig verwirrt den Blick: „Nein, allerdings nicht!“

„Sie können es nicht gemerkt haben, denn ich habe es Ihnen nie gezeigt, habe gekämpft, Sie nicht länger als schicklich anzusehen, nur abgemessen mit Ihnen zu reden. Ich bin immer der einfache, fremde Premierleutnant von Bobersdorff, der Bratenbarde und Sänger geblieben.“

Er atmete tief. Prinzeß Sabine drehte das Falzbein in den Händen: „Sagen Sie mir, verehrter Herr von Bobersdorff, Sie dürfen mir nicht böse sein, weshalb lassen Sie mich nicht auch heut in Unkenntnis darüber?“

Der General stand auf: „Ihnen das zu sagen, Durchlaucht, bin ich eben gekommen. Ich habe Sie nicht vergessen, habe Ihr Leben weiter verfolgt, habe mich aber nie gerührt, als der Prinz gestorben war, aus dem einfachen Grunde, weil ich dachte: ‚Es ist ja doch vergebens!‘ Ich weiß zwar genau, was ein preußischer General ist, aber trotzdem: Sie sind eine geborene Gräfin Zwegg, sind Prinzessin, haben den Titel Durchlaucht — es ist auch heute ein Wagnis, ... nun, trotzdem, ich falle jetzt mit der Tür ins Haus, möchte ich Sie bitten, die Frau des Generals von Bobersdorff zu werden ...“

Die Prinzessin steckte das Falzbein in den Roman,

der auf dem Tischchen neben ihr lag: „Herr von Bobersdorff ...“

„Durchlaucht, bitte, nur noch ein paar Worte. Also, da komme ich auf den Hofball, sehe Sie, und Sie sind ganz genau noch so, wie Sie waren, ganz genau.“

„Herr von Bobersdorff, zwanzig Jahre liegen dazwischen, und Sie sagen selbst, wir sind beide reife Menschen geworden!“

Ihre Stirn furchte sich: „Bei einem Manne, bei dem es auf charakteristische Züge ankommt, nicht auf glatte Schönheit, wirken die Jahre nicht so. Aber eine Frau, Herr von Bobersdorff? Ich bin eine — — — alte Frau!“

Der General trat lachend einen Schritt auf sie zu: „Durchlaucht, Sie? Nein, ich will keine Artigkeiten sagen, dazu bin ich nicht hier. Aber ich habe mir als einfacher Mensch, der ich bin und der es zu einer gewissen Stellung in der Welt nur mit Mühe und, wirklich, zu eigenem Staunen gebracht hat, gar keine Illusionen gemacht. Sonnabend war Hofball, den gestrigen Tag habe ich verstreichen lassen. Morgen reise ich nach Metz ab. Nur heute hatte ich noch Zeit, und da dachte ich mir: ‚Diese Frau, für die du einst entflammt warst und die noch immer in deiner Erinnerung und in deinem Herzen einen so hohen Platz einnimmt, hast du durch einen Zufall wiedergesehen, nachdem du nicht etwa zwanzig Jahre fortwährend an sie gedacht hast, nein, nachdem sie dich aber verhindert hat, eine andere zu nehmen, und sie doch immer wieder in deinen Träumen erschienen ist. Du wirst nun zu ihr

gehen und wirst ihr sagen, wer du bist, und wirst sie einfach fragen. Kommst du ungelegen, dann reist du ab.' Durchlaucht, wollen Sie darüber nachdenken? Sind Sie imstande, über mich so zu urteilen, daß Sie sich's überlegen könnten, oder ist es jetzt schon abgetan und Sie sagen nein?"

Auch Prinzeß Sabine erhob sich: „Herr von Bobersdorff, ich will nicht sagen, daß Sie mich in eine unangenehme Lage brächten. Denn Sie sind ein viel zu guter Mensch, als daß ich Sie mit so etwas kränken dürfte. Aber, ja, aber ... aber ..."

Er sagte leise: „Ich verstehe."

„Nein, so sollen Sie nicht gehen. Ich möchte Ihnen, ja, ich möchte Ihnen sagen, daß ich ... es ist schwer ..."

Ruhig antwortete er: „Quälen Sie sich nicht. Es war ja nur eine Frage. Es war wie die Division, die ich bekommen habe, ich wußte nicht wie, und auf die ich nicht gerechnet hatte. Ja, so ist es hiermit. Ich weiß, ich bin abgeschlagen, die Schlacht ist verloren, das Gefecht wird abgebrochen. Aber Sie werden mir gestatten, daß ich als alter Soldat auch auf den Rückzug bedacht bin und — und — und — — —"

Er sah sie mit großen Augen an, hob die Arme zur Seite und ließ sie schlaff niederfallen: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen wollte ..."

Da streckte ihm Prinzeß Sabine die Hand entgegen und sprach warm, sehr warm: „Herr von Bobersdorff, ist es nicht seltsam, wie Menschen sich zusammenfinden und wieder nicht zusammenfinden? Wie der eine will und der andere nicht kann? Denken Sie an mein

eigenes Leben. Ich war viele Jahre verheiratet und habe meinen Mann geliebt, geliebt, Sie würden lachen, wenn ich Ihnen sagte wie sehr, und mein Mann — hat mir das nicht vergolten."

Er fragte schnell: „Sie haben noch die Erinnerung an ihn, Durchlaucht?"

„Nein, nein! Das ist vergessen! Das ist alles fort! Das ist so viel Jahre her! Oh, wir Menschen ändern uns! Alle Ideen ändern sich."

„Ich nicht."

„Sie werden sich auch ändern. Es wird eine andere Zeit kommen und —"

„Ich habe mich, wie es scheint, während meiner besten Mannesjahre bis jetzt, wo es bald bergab geht, nicht geändert. Verstehen Sie das nicht?"

„Doch, ich begreife es, und ich könnte ... ich weiß nicht, ob ich mich heute ändern könnte, wie ich in diesem Augenblick fühle, wie ich seit einem Jahr fühle. Kurz, Herr von Bobersdorff, ich glaube ... ich danke Ihnen herzlich, und es wäre mir ein sehr schmerzliches Gefühl, wenn Sie mir das nachtrügen. Sie sagten, wir sind reife Menschen; also können wir vernünftig scheiden, nicht wahr?"

„Das wollte ich nicht anders."

„Sehen Sie ..."

„Es war ja auch nur eine Frage. Denken Sie, wir hätten von etwas anderem gesprochen. Ich komme zwar nun nicht wieder nach Berlin. Vielleicht nur, um mich abzumelden, wenn ich den Abschied bekommen habe, und beim großen Abschied schickt wohl irgendein

Freund die Orden zurück, dann kann ich ja nicht mehr selbst nach Berlin kommen."

Er versuchte zu lächeln, aber es wurde ihm schwer. Sie stand mit gesenkten Augen vor ihm, und er fuhr fort: „Sehen Sie, Durchlaucht, ... hm ... hm ... ja, was wollte ich sagen, ich habe mir in den letzten Jahren etwas gespart. Die achtzig Taler, um die ich von Berlin fort mußte, sind bezahlt, und ich habe nie das gebraucht, was ich einnahm. Ich bin ein einfacher Mensch, ich kann mir ein kleines Landhäuschen kaufen. Da werde ich leben. Mit ein bißchen Jagd ... ach, pardon ... das sagte ich ja alles schon. Aber ich wollte ja von Ihnen sprechen. Antworten Sie mir jetzt nicht; Sie haben einmal nein gesagt, tun Sie es nicht ein zweites Mal. Durchlaucht, es gibt keinen Menschen, wer es auch sei, der nicht einmal in eine böse Lage kommen könnte. Ich will Ihnen auch von Herzen wünschen, daß diese Lage nie kommt, aber wer ahnt unser Menschenschicksal? Durchlaucht, ich bin ein alter Soldat, ich kann scharf sein, ich kenne die Menschen, ich kenne das Leben. Wenn Sie einmal einen brauchen, der es sehr, sehr gut mit Ihnen meint und der jetzt nicht geärgert und bitter ist, senden Sie ein Telegramm, Durchlaucht! ... Leben Sie wohl!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er richtete sich gerade auf in seiner ganzen, schlanken Größe, zog ihre Finger an die Lippen, nicht lange, eben die rechte Spanne Zeit, mit dem rechten Druck und sagte, nachdem er ihre Hand losgelassen und sich verbeugt hatte, daß man die Sporen klirren hörte: „Ein Telegramm, und ich komme!"

Dann ging er mit kräftigen, langen Schritten hinaus, ohne sich umzublicken. Prinzeß Sabine blieb stehen. Sie vergaß zu klingeln. Dem General würde draußen vielleicht kein Diener den Mantel halten. Sie blieb lange unbeweglich. Dann ging sie nach ihrem Schreibtisch und sah nach der Uhr. Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan mußte in einer Stunde kommen. Bis dahin aber setzte sie sich hinter den Schirm mit der blaßblauen Seide, halb in das Dunkel. Und dort sah sie ihr Bild im Venezianerspiegel gegenüber. Sie schüttelte den Kopf. Sie stützte den Ellbogen auf und verbarg die Augen mit der Hand. Nichts rührte sich. Es ward ganz langsam dunkel.

An der Stelle, wo vor einer Stunde noch die hohe Gestalt des Generalleutnants von Bobersdorff gestanden hatte, lehnte jetzt fast ebenso groß Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan. Er trug schon den Frack für den Abend. Nach den ersten Begrüßungsworten, mit heiterem Lächeln auf den glattrasierten Lippen, nahm er im gleichen Stuhle Platz wie der General, mit dem feinen, hübschen Gesicht, dem goldenen Blond seines leicht gelockten Haares, unter dem Kinn der hohe Kragen, die weiße Krawatte und aus den schwarzen Ärmeln die Manschetten ragend, an denen Knöpfe saßen, ganz einfach, doch von hohem Wert. Zwischen den spitzen Lackschuhen und der schwarzen Hose sah man den dünnen, glatten, seidenen Strumpf und die männlich starken und doch fein geformten Knöchel.

Prinzeß Sabine hielt das Falzbein in der Hand,

mit dem sie vorhin gespielt, und fragte: „Nun, Sie wollten mir etwas sagen?“

Er lächelte: „Aber erst ein anderes Gesicht, Prinzessin! Ihr Freund ist hier.“

Ihre Züge hellten sich wirklich auf.

„Ich beginne nicht wieder von der Kunstreiterin. Tempi passati. Halt: immer freundlich müssen Sie mich ansehen. Denn was ich Ihnen jetzt sagen will, ist keineswegs Ernst. Ich will Ihnen etwas Seltsames erzählen, etwas, das es eigentlich nicht gibt.“

Bemüht, auf den leichten Ton des Scherzes einzugehen, drohte sie mit dem Falzbein: „Also einen kleinen Schwindel, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht ganz. Das ist eben mein Unglück. Sie wissen, es gibt Fabelwesen, deren die Melusine eines ist, die kein Herz besitzen und doch gern eins haben möchten. Manchmal denke ich, ich bin ein solches Fabelwesen. Ich bin dem weiblichen Geschlecht gegenüber unempfindlich. Daß ich mich nicht einmal flüchtig verliebt hätte, will ich nicht sagen, aber eine Liebe war es nicht, denn die Liebe dauert doch nicht bloß acht Tage. Geblieben ist es bei mir niemals. Das ist nun das Manko, von dem ich reden will: ich habe kein Herz.“

Die Prinzessin folgte seinen Worten mit ängstlichen Blicken. Doch bemüht, den leichten Ton ihres Gegenübers festzuhalten, sagte sie: „Lieber Herr van Tautenbrook, das bilden Sie sich nur ein!“

Er legte beteuernd die Hand aufs Herz: „Gewiß nicht!“

„Ah so! Der Herr van Tautenbrook hat kein Herz;

aber wenn er etwas sagen will, legt er just seine Hand dorthin, wo es schlägt."

„Das ist das Anatomische!"

„Ah, das haben Sie also?"

„Gewiß, und es ist auch gesund."

Der Jonkheer kräuselte die feinen Lippen zu einem Lächeln, und man sah darunter die weißen, wie poliert glänzenden Zähne.

Prinzeß Sabine fragte: „Und Ihre Gefühllosigkeit wollten Sie mir beichten?"

Er legte die Hand wieder aufs Herz: „Im Gegenteil. Ich wollte Ihnen etwas anderes getreulich melden. Es ist nicht still hier —"

Sie zog die Augenbrauen in die Höhe, während sie krampfhaft das Falzbein preßte: „Es wird wieder nervös sein."

„Ich glaube nicht."

„Sind Sie beim Arzt gewesen?"

Er rückte vor auf seinem Sitz und sprach mit warmem Ton: „Nicht gewesen, Prinzessin, ich bin da."

„Wie das?"

„Ich bin bei meinem Arzt, bei meiner gnädigsten Freundin!"

„Aber Sie irren, ich bin nicht Spezialist für Erkrankungen des Herzens."

„Doch, Prinzessin, denn Sie haben die Güte gehabt, mir zu erlauben, mein Herz auszuschütten, das es bis jetzt nicht gab, mein Herz, das aber mit einemmal, wenn ich nicht ganz mich täusche, angefangen hat zu schlagen."

„Seit wann?"

„Seit ein paar Wochen.“

„Und warum sind Sie nicht zeitiger zum Arzt gegangen?“

„Man merkt ein Leiden meist erst, wenn es schon einige Zeit da ist.“

Der Prinzessin Ton wurde spitz: „Sie gehen also nur zum Arzt, wenn Sie krank sind?“

„Tut das nicht jeder Patient?“

„Gewiß, Herr van Tautenbrook. Aber wenn der Patient mit seinem Arzt sonst freundschaftlich verkehrt, kommt er auch außerhalb der Sprechstunde.“

Der Jonkheer fügte die Handflächen zusammen, gleichsam bittend: „Ich weiß, was das heißt. Ich habe meinen Arzt so lange vernachlässigt! Ich weiß, aber das hätte ich nie getan in gesunden Tagen. Ich tat es eben, weil ich krank bin.“

„Ich glaube, Sie haben zu viel getanzt.“

„Das kann sein. Es ist nicht gesund für ein krankes Herz.“

„Allerdings nicht. Vor allem das Übermaß schadet. Vielleicht hätten Sie deutschen Walzer tanzen müssen und nicht fremdländische Touren.“

Er lehnte sich in den Stuhl zurück: „Mein Arzt ist gut. Er stellt die Diagnose vorzüglich. Nun, Prinzessin: um die Wahrheit zu sagen, bin ich doch da. Wenn man sie verschweigt, kann der Arzt nicht raten. Und Sie wollen mir doch raten?“

„Aber wer einen Rat verlangt, tut gewöhnlich das Gegenteil.“

„Weshalb?“

„Weil er vorher schon weiß, was er will, und seine Meinung nur bestätigt haben möchte.“

„Ich glaube, Sie werden sie auch bestätigen.“

„Dessen bin ich nicht so gewiß.“

Er sprang auf: „Prinzessin, ich bin überzeugt, daß Sie sie bestätigen werden, oder Sie kennen mich nicht.“

Sie unterbrach ihn erregt: „Ich kenne Sie.“

„Dessen bin nun ich nicht ganz gewiß. Hören Sie. Ich bin äußerlich ein ruhiger Mensch und bin doch oft so leidenschaftlich, wie Sie es nicht glauben werden. Ich bin mit meinem Pächter jetzt so aneinander geraten, daß ich ihn an die Luft gesetzt habe. Hinterher habe ich mich gefragt, ob ich denn verrückt geworden bin, denn ich brauche diesen Menschen und kann gar keinen besseren finden. Aber leider war es immer bei mir so. Ein Wort gibt das andere, ein Gedanke den anderen, dann sage ich, was ich gar nicht gewollt habe. Und nun, herunter die Maske —“

„Eine Maske tragen Sie vor mir?“

Er blieb bei seinem Hin- und Herwandern stehen: „Eine Maske tragen wir im Leben alle. Soll man jedem auf die Nase binden, was man fühlt? Sagen Sie, die gute, vornehme Frau, jedem, was Sie fühlen?“

Verwirrt ein wenig und erregt ließ die Prinzessin das Falzbein fortschnellen, daß es über den Tisch glitt und zu Boden fiel. Er bückte sich, es aufzuheben. Sie sagte: „Man braucht auch nicht jedem Menschen sein Gefühl zu zeigen. Wir Frauen gerade können es nicht. Dürfen wir selbst sprechen? Ist nicht unser ganzes Wesen darauf gestellt, gefragt zu werden?“

„Und wie stimmt das zusammen mit unserem Freundschaftsbündnis, Prinzessin?“

„Ganz gut.“

Er blieb vor ihr stehen: „So, dann soll also nur ich sprechen, und Sie —“

„Und ich Ihnen raten, Ihnen helfen. So haben wir es doch ausgemacht.“

„Das beschämt mich. Ich soll nur empfangen?“

„Sie wissen nicht, was Sie selbst geben.“

„Was hätte ich zu geben?“

„Fangen Sie wieder so an? Sie geben mir soviel, soviel, soviel!“

Sie seufzte, drehte sich um und ging in den anderen Teil des Zimmers, das durch den Schirm geteilt war. Er blickte ihr nach: „Prinzessin, bin ich unzart gewesen? Habe ich Ihnen etwas getan?“

Sie sah ihn schmerzlich an: „Nein, Sie haben mir nichts getan. Im Gegenteil, Sie haben mir viel geschenkt, Sie schenken mir noch jeden Tag, wenn auch Bitternisse dabei sind. Sie schenken mir, seitdem ich Sie kenne.“

Ein wenig erfreut in seiner leichten Eitelkeit, blieb er stehen, verschränkte die Hände und bewegte die Finger hin und her in seiner immer so natürlichen Haltung und doch ganz leicht posierend: „Es ist sehr gnädig von Ihnen, so zu denken, aber wie heißt es im Faust? ‚Was soll ich armer Teufel geben?‘“

Alle Zurückhaltung verließ sie, und sie trat ganz dicht an ihn heran: „Sie, sich, sich selbst!“

Eine Sekunde glitt es wie ein Begreifen über sein

Gesicht, und er öffnete den Mund, während er sie musterte, zum erstenmal beinah körperlich: „Ah so —"

Doch aus ihren Augen sprach die Angst, sie öffneten sich groß. Dann sagte sie in rasender Hast: „Ich glaube, Sie verstehen mich nicht. Sie sollten sprechen, Sie beichten, nicht ich. Ich habe ja nichts zu beichten. Sie fassen es falsch auf. Ich meine es so: ich mache mein kleines Haus, ich sehe Menschen. aber die einen, meine Verwandten, reden von dem, was in der Tiefe mein Herz nie berührt hat: von Ball, Gesellschaft, Golf, Tennis, Pferden, Viehzucht, Landwirtschaft und ich weiß nicht was. Von ihren Gütern und ihren Kindern, von dem, was die anderen tun und schwatzen, wie sie essen, was sie trinken. Soll das ein Leben füllen? Die anderen aber, die ich mir herangezogen habe, stehen wohl geistig höher, aber mir nicht näher. Es bleibt immer etwas Fremdes. Ist es Lack, Kultur, Gesellschaft? Ist es Stellung? Ist es, weil ich das Unglück habe, nicht Frau Generalin zu sein an den Grenzen des Reiches, was ich nicht sein will, oder ... denn das ist ja noch zu hoch ... Frau Soundso aus guter Bürgerlichkeit, sondern weil mein Schwager Minister ist und meine Brüder Majoratsherr, Gesandter, Offizier, weil ich einen Prinzentitel führe? Die einen kommen mir nicht nah und nicht die anderen. Ich bin allein, immer allein. Aber sie sollen mir auch nicht nahe kommen. Ich brauche niemand, keinen Menschen, keinen auf der ganzen Welt — —"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan stand vor ihr ein wenig fassungslos: „Prinzessin, was ist

Ihnen? Prinzessin, aber so sollte doch unsere Unterredung nicht sein!"

Prinzeß Sabine saß am Schreibtisch, das Taschentuch vor den Augen. Sie stützte die Ellbogen auf, und ihre Schultern zuckten leise. Er blieb ein Stück von ihr stehen. Die Minuten verstrichen, er wagte nicht zu sprechen. Da mit einem Male erhob sie sich. Ihre Tränen waren versiegt, aber ihr starres, zerfurchtes Gesicht war alt. „Sie sollen mich nicht mißverstehen, Herr van Tautenbrook. Vergeben Sie den augenblicklichen Nervenzusammenbruch Ihres Arztes."

Fest blickte sie ihn an: „Er hat einen Fehler, dieser Arzt, einen großen Fehler. Wenn der Arzt auch Mitgefühl empfindet, so soll er doch äußerlich kalt bleiben. Wie der Schauspieler der Herr seiner Mittel bleibt, auch im größten Affekt. Ich bin ein schlechter Arzt. Ich bin nicht kalt genug. Vielleicht geht mir alles, was Sie anbetrifft, zu nahe."

„Prinzessin, liebe Prinzessin!"

Als er an sie herantreten wollte, wich sie einen Schritt zurück: „Nein, nein, ich will es Ihnen erklären. Ich habe von zwei Gruppen gesprochen, die mich umgeben, und ich hatte nicht die Kraft, fortzufahren, weil mein dummes Herz dazwischen redete, meines, das ich nicht erst entdeckt habe, das immer gewesen ist, das zu stark geklopft hat. Der Sie heilen soll, ist selbst krank. Bedauern Sie mich nicht! Nicht so ein Gesicht! Ich kann das nicht ertragen. Ich mag von keinem Menschen bedauert sein. Nein, der Arzt kennt seine Mittel selbst, er hat seine Therapie und Hand-

apotheke. Mein Leiden ist —" sie richtete sich stolz auf, wagte aber nicht, ihn anzusehen „— mein Leiden datiert aus alter Zeit. Es kommt aus einer langen, unglücklichen Ehe. Dieses Ihnen zur Kenntnis und zum Trost, Herr van Tautenbrook. Aber wo bin ich? Wo bin ich denn? Ich will Ihnen ja ganz anderes erzählen. Ich wollte sagen, mich umgeben zwei Gruppen von Menschen, die ich Ihnen schilderte. Sehen Sie, und Sie traten zwischen die beiden hinein. Daher mein Interesse. Sie sind der von meiner Welt, in der ich erzogen und groß geworden bin und haben doch etwas von der anderen Welt, die mir nicht nahe kommen will, der Welt der Intelligenz, der Kunst, der Interessen. Begreifen Sie nicht, daß das zusammenführt? Und dann mißverstehen Sie mich?"

„Ich hatte ja Mitleid mit Ihnen! Glauben Sie, ich sei ohne Gefühl?"

„Haben Sie ein Wort gesagt? Haben Sie mir auch nur die Hand gedrückt, daß ich wüßte ..."

Sie preßte wieder das Taschentuch ans Gesicht. Nun trat er ganz nah an sie heran und sprach, beinah ihr ins Ohr: „Aber, Prinzessin, wenn Sie mir auch Freundschaftsrecht eingeräumt haben, begreifen Sie denn nicht, daß bei der besten Freundschaft zwischen Mann und Frau immer eine Kluft bleibt? Was würden Sie von meiner Erziehung sagen?"

Sie sah ihn mit flammenden Augen an: „Erziehung? Bah! Ich bin nicht befangen, ich bin ein freier Mensch, ich bin, ach —"

Er stand ratlos neben ihr: „Prinzessin, was haben wir einmal gesprochen? Wie oft bei geistig hoch-

stehenden Leuten, Künstlern und solchen, die gute Kinderstube fehlt. Kann man nicht eben so herzlich sein und beachtet die Entfernung, die zwischen einem jungen Attaché besteht und einer Dame wie Sie?“

Sie blickte ihn schmerzlich an: „Und — unsere — Freundschaft?“

„Eben darum. Es gibt Schranken ... Lassen Sie mich einmal offen reden, und diese Offenheit soll Ihnen ein Zeichen sein meiner Verehrung, der hohen Achtung vor diesem seltenen Menschen, der Sie sind. Gibt es nicht Dinge im Leben der meisten Männer, die ein Sohn seinem Vater nicht sagt, viel weniger aber ein Vater seinem Sohn? Gibt es nicht Dinge, die Bruder und Schwester einander nicht sagen, und stünden sie einander noch so nah? Ich war gekommen, Ihnen Vertrauen zu zeigen. Wir haben zuerst gescherzt, so bin ich vom Wege abgekommen. Ich wollte in Ihr Herz wie in das einer Mutter ausschütten, was in mir vorgeht. Kommen Sie, Prinzessin, setzen Sie sich her, lassen Sie mich reden. Und Tränen und Nerven sollen vergessen sein. Nicht wahr? Meine liebe, liebe gnädigste Freundin.“

Er zog ihren Arm durch den seinen, und ihre Fingerspitzen, während sie schritten, an die Lippen führend, setzte er die nicht mehr Widerstrebende in den Stuhl vor dem blaßblauen seidenen Schirm. Er ließ ihre Hand nicht los und, ihr immer in die Augen blickend, fing er an: „Nun keine Scherze mehr. Den Unsinn vom Arzte lassen wir weg und den vom Herzen. Hören Sie, meine liebe, liebe Freundin, meine liebe mütterliche Freundin —“

Sie schloß die Augen und lehnte sich zurück.

„Ihre Hand zittert, Prinzessin? Nein, nicht wieder so wie vorhin! Das soll ja vergessen sein. Ich glaube, all diese Jahre, die Sie unselig und unglücklich waren, haben Sie schwerer erschüttert, als Sie selbst und irgendein Mensch ahnen. Ich fühle es jetzt erst."

Kaum hörbar sagte sie: „Erzählen Sie mir nur."

„Also nun."

Immer noch hielt er ihre Finger, und bei jedem Satz legte er die Rechte auf ihre Hand und streichelte sie: „Also, diesen Winter ist eine junge Dame hergekommen — ach, Sie sind ja so schlau, ich brauche Ihnen den Namen nicht zu nennen — an die hat Ihr Freund sein Herz verloren. Eins, zwei, drei, ganz einfach. Aber ängstigen Sie sich nicht, sie ist nicht so, wie sie scheint. Man muß nur alles abziehen, was bei diesen Leuten anders ist, als wir es gewöhnt sind. Erst wenn sie nicht von Herren umgeben ist, zeigt sie ihr wahres Gesicht. Dann erzählt sie mir, was sie liest, wie sie malt, und Prinzessin, schöne Augen hat sie, wunderschöne Augen! Ist sie nicht hübsch, Prinzessin?"

Ein leises Zittern lief über den Körper der gequälten Frau: „Ja, sie ist hübsch."

„Nun sehen Sie. Sie sollten aber erst einmal ihre Seele kennen, von der erfährt man ja nichts auf Bällen. Wenn wir bei ihrer Freundin ruhig nach Tisch in einem Eckchen sitzen, und es ist niemand da, wo es sich lohnte mit den Augen herumzuwerfen — nun das würde ich ihr schon abgewöhnen — dann kommt ihre Seele heraus. Dann erzählt sie mir aus

ihrer Jugend, spricht von der Erziehung, die sie genossen oder vielmehr — seien wir ehrlich — nicht genossen hat, denn sie verlor zu früh ihre Eltern. Und dann ist etwas, daß unsere Seelen zusammenklingen — der ich auch früh die Eltern verlor. An eigene freudlose Jugend denke ich dann, an alles, was ich hätte haben können und werden müssen, und das ich nicht gehabt habe und das nicht geworden ist. Dann fühle ich: das, was ihr fehlt, ersehnt sie. Kann sie dafür, wie die Verhältnisse sie gemacht haben? Nun fährt die Waise, in deren Leben keine Ordnung ist und kein Halt, in der Welt umher, mal bei einer Freundin in Indien eingeladen, mal in Java. Dann läßt sie sich weiterreichen zu Bekannten von diesen nach Japan und zu Bekannten von den Bekannten wieder nach Amerika, endlich von Bekannten der Bekannten dieser Bekannten Gott weiß wohin. Nicht wahr, Prinzessin, jetzt lachen Sie auch! Sehen Sie, so ist das arme Geschöpf herum in der Welt. Da denke ich nun manchmal, ob es nicht den Mann auf der Welt gäbe, der dieses Mädchen mit wirklich gutem Fonds umkrempelte und erzöge. Eine harte Faust wäre wohl nötig, aber ... Prinzessin, ich will nicht länger reden ... Sie sind heute müde, abgespannt. Ein andermal, wenn Sie erholt sind, komme ich wieder zu Ihnen. Vielleicht bin ich mir selbst dann auch klarer. Aber ich habe eine große, große Bitte —“

Prinzeß Sabine blickte ihn nicht an.

„Sehen Sie, dies böse Gesicht. O, ich kenne Ihre Gedanken. Sie denken, der rennt in sein Unglück, wollen es aber nicht sagen. Darum finden Sie keine

Antwort. Antworten Sie nicht, Prinzessin, antworten Sie nicht. Überzeugen Sie sich persönlich von ihr."

„Das habe ich längst getan."

In dem Feuer seiner Begeisterung merkte er nichts davon: „Sie haben mir versprochen, alles für mich zu tun."

Ihr Ton ward wärmer: „Das habe ich."

„Nun dann. Ich habe eben heute eine große, große Bitte. Sie können Sie gewähren. Wollen Sie? Sie zögern? Soll ich unbescheiden sein und pochen auf das, was — — nein, ich weiß, Sie tun es. Wollen Sie mir meine Bitte erfüllen? Ich werde Ihnen so dankbar sein!"

Er hob ihre Hand und hielt sie eng zwischen seinen beiden Händen. Sie kämpfte mit sich, doch unter dem Druck seiner Finger war es, als wiche alle Kraft von ihr, und sie sagte: „Ja!"

Er stand auf und lachte freudig über das männlich schöne, jugendliche Gesicht: „Loden Sie sie ein!"

Sie zögerte. Er fragte: „Prinzessin, und Ihr Wort?"

Da sprach sie kurz, aber darin zitterte etwas wie Schmerz und Wehmut: „Das halte ich." — —

Frau von Baubergen ging am Arm des Majors Graf Zwegg die Potsdamer Straße hinab. „Also Karoline kommt doch noch mit ihren beiden Gören. Na, die Arbittener scheinen ja viel Jeld übrig zu haben. Ich dächte, die Rennjeschichte kostete Hans-Karl genug!" „Ist's denn wahr, daß der Junge so viel Schulden gemacht hat?" Der Major redete weiter: „Keine Spur! Dieser greuliche Klatsch. An jeden hängt er sich in

Berlin. Man kann noch so unschuldig sein, man kriegt was auf'n Kopp!"

„Ach, das ist nicht in Berlin allein, ist in der ganzen Welt so. Von Klatsch lebt die Gesellschaft. Da will ich dir mal was anderes erzählen. Übrigens kein Klatsch, denn du weißt, ich sterbe nicht an Herzdrücken, und der Witz beim Klatsch ist doch der, daß es einer dem andern unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitteilt. Ich erledige alles in voller Öffentlichkeit."

Sie sprach auch wie immer so laut, daß dieser und jener erstaunte Blick der Vorübergehenden sie traf:

„Was einem so alles gesteckt wird! Aber die olle, ehrliche Baubergen läßt sich nicht so leicht lackieren. Versetzt mir da neulich die Hohenfurt einen Dolchstich, vergiftet natürlich! Traf aber nicht mein Herz, sondern nur die Korsettstange. Sie war nämlich beim Visitefahren und schickte nur den Diener rauf. Ich aber nahm sie natürlich gerade an, der einzige Fall, wo ich bestimmt zu Hause bin, denn so'n Schwindel muß bestraft werden."

Die Exzellenz blieb einen Augenblick stehen, das Gehen wurde ihr sauer.

Der Major wartete, die alte Dame am Arm. Als sie den Weg fortsetzte, fragte er: „Nun, und der Dolchstich?"

„Ach so! Also ihre Hoheit geruhte mir so was zu versetzen wie: ‚Wie geht's denn der Prinzeß Kalksburg?' Ich sagte, denn ich fühlte schon den Dolch blitzen als Rache für das Angenommenwerden: ‚Meiner Nichte D-Abende werden immer netter.' — ‚Wer ist denn da so wohl?' — ‚Nun, nicht nur Gesellschafts-

stiefel, sondern auch Künstler und gescheite Leute.' — Jetzt blitzte der Dolch: ‚Ich höre, der holländische Herr, Herr van Tautenbrook heißt er ja wohl . . .', sie kennt 'n ganz genau, hat sich oft genug von ihm blauen Dunst vormachen lassen . . . ‚Gewiß, Hoheitchen, er ist ein sehr angenehmes Element dort, er hat die Abende sehr gern.' Nun kam der Stich: ‚— Und Sie ihn —' Ist das nicht unverschämt?"

Der Major blieb stehen: „Was hast du denn da gesagt?"

„Na, über mein Sabinchen soll mal einer herfallen. Meine Antwort war, wie die Hoheit wohl noch keine gekriegt hat. Ich habe einfach gesagt: ‚Sie sind wohl meschugge?' — Das war mein Dolchstich. Aber denke dir das Pech. Das Weib, das allen Klatsch weiter trägt, lebt offenbar doch in höheren Regionen, als ich dachte: sie hatte mich einfach nicht verstanden und sah mich mit ihren großen Augen an. ‚Was heißt denn das, Exzellenz?' — Da war ich entwaffnet, und ich habe geantwortet" — die alte Baubergen blieb stehen, sah den Grafen an und verdrehte fromm die Augen: „Das is so 'n moderner Ausdruck für sehr scharfsinnig sein."

Der Major schüttelte den Kopf, während er die alte Dame zur Droschke geleitete, nach der sie jetzt verlangte: „Also es wird jeredet! Na, mir soll's mal einer sagen. Alles wird begeifert, es ist, als ob kein Mann und keine Frau ein Wort reden könnte, ohne daß was dahinter steckt."

Die alte Menschenkennerin sagte aus der Droschke heraus, für ihre Verhältnisse leise sprechend, aber noch immer so laut, daß es jeder Mensch auf dem Bürger-

steige verstand: „Na, Fritz, in diesem Fall ist's ja verrückt, und ich lege für Sabine meine Hand ins Feuer. Denk dir doch, sie könnte ja fast seine Mutter sein! Nun, Fritz, mach', daß du fortkommst, sonst wird über uns auch noch geredet."

Und sie winkte ihm zu, während der müde Schimmel davontrabte.

Der Major kehrte den Weg zurück, den sie gekommen. Er stieß seinen Stock so heftig auf das Pflaster, daß die Zwinge gellte. Am Potsdamer Platz traf er Herrn von Beveld.

„Zwegg, du siehst ja aus wie acht Tage Regenwetter!"

„Ich habe mich furchtbar jeärgert!"

Er erzählte dem andern, was man offenbar in irgendwelchen Schichten der Gesellschaft zu klatschen begann. Doch der lachte ihn aus: „Laß mal jemand was über deine Schwester sagen, ich laufe mit der geladenen Pistole herum."

„Gut! Dann sind wir zwei."

Während sie die Leipziger Straße ziellos hinaufbummelten, meinte der Major: „In diesem Falle wird die Jeschichte mit ‚Zwegg und Ziel' stimmen. Mein Bruder Hans-Karl sollte das mal hören, und Heinrich wird auch auf dem Posten sein. Am Ende der Minister und der Oberst und Rudolf, der Oberpräsident, nicht minder. Und das kann ich dir sagen: ich stelle, wer mir übern Weg läuft."

Doch Herr von Beveld lachte: „Ereifere dich nicht so. Ich glaube, der Klatsch ist längst überholt. Der gute Tautenbrook ist ganz wo anders beschäftigt."

Und er erzählte seinem alten Freunde und einstigen Regimentskameraden die ganze Geschichte. Der Major hatte in seinem Leben-außerhalb-der-Gesellschaft, das er sich nach so viel Jahren Uniformzwang gönnte, wirklich noch nichts davon gehört.

Sie waren an die Lindenecke gekommen und wandten sich dem Schlosse zu. Immer noch berichtete Herr von Beveld, was dieser und jener wohl über die Baronin Bruschaert de Tirlemont meine: „Griswold hat einen höllischen Bittern auf sie!“

Des Majors Laune war so wieder hergestellt, daß er scherzte: „Vielleicht hat er 'n Korb jekriegt?“

Da tönte die Stimme der Prinzessin, die mit Marka sie eben überholte, und der Major fragte sofort: „Sabine, weißt du das Neueste? Beveld erzählt eben, Tautenbrook will die Bruschaert heiraten, oder heißt sie Tirlemont?“

Herr von Beveld fiel ihm in den Arm: „Zwegg, da muß ich mich doch salvieren! Ich habe nur gesagt: er macht ihr die Cour, nicht mehr, bitte, keine Spur mehr.“

Der Major, der selber jetzt einen neuen Klatsch verbreitete, sah alle der Reihe nach erschrocken an und drehte verlegen den dicken Schnurrbart. Dann fragte er seine Schwester ein wenig ärgerlich, ob sie etwas davon bemerkt hätte. Sie richtete sich gerade auf: „Ich kann nicht darüber urteilen.“

Herr von Beveld meinte: „Als ich gestern mit unserem jungen Freund redete, war mir's allerdings so.“

Die Prinzessin fragte schnell: „Spricht er denn mit anderen davon?“

Doch der Major nahm Marka beim Arm: „Kinder, kommt mal mit auf den Mittelweg. Hier wird man jehört. Wir mögen alle den Bengel so gern. Der soll nich reinfallen. Wenn an der nichts ist, müßte man ihm die Augen öffnen."

Herr von Beveld lachte: „Öffne mal die Augen einem, der verliebt ist."

„Für einen Mann ist das schwer, aber — aber — eine Frau —"

Er sah die Damen an. Gräfin Marka hatte die Augen niedergeschlagen. Der Major fuhr fort:

„Na, Marka, dich meine ich nicht. 'n Mädchen ist natürlich außerm Spiel. Aber Sabine! Ich habe mich immer jefreut, wie reizend du mit dem jungen Menschen bist. Von 'ner älteren Dame nimmt er's vielleicht an. Ich sehe schon, du scheinst nich ran zu wollen. Aber im Ernst, wir wollen ihn nich reintapern lassen. Wirklich, Sabine, nimm ihn mal vor. Wir wollen's gleich verabreden. Ich werde ihm sagen, daß er Donnerstag zu dir kommt, aber nein, heute ist ja Freitag, also Dienstag. Und da kommen wir auch, Beveld, was?"

„Sehr gern."

„Und da werdet ihr beide in 'n Zimmer jesteckt, daß du ihm die Leviten lesen kannst, Sabine. Es kommt niemand hinein, wir stehen Wache! Was, Beveld?"

Er lachte mit seinem gutmütigsten, breitesten Lachen. Doch Prinzeß Sabine schüttelte den Kopf: „Fritz, das geht nicht. Dienstag singt Fräulein Brugger bei mir. Später kann sie nicht mehr, denn sie studiert in der neuen Straußschen Oper eine überaus anstrengende Partie."

Herr von Beveld wußte Rat: „Ein Vorschlag. Ich diniere heute abend mit Herrn van Tautenbrook bei seinem Chef. Da kann ich mit ihm reden. Morgen hat er gewiß Zeit. Wie wäre es, Prinzessin, wenn wir morgen nachmittag ein halbes Stündchen zu Ihnen zum Tee kämen?“

Die Prinzessin zögerte. Da sie dem Vorschlag nicht gleich stattgab, sagte Herr von Beveld: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich uns so einlade!“

„Nein, Herr von Beveld! Kommen Sie nur! Aber dann muß ich schnell einmal fort. Ich hatte mich nämlich für morgen verabredet. Da müßte ich mich freimachen.“

„Durchlaucht, dann lieber später.“

„Nein, nein, es bleibt dabei. Aber, Fritz, dann muß ich dir Marka anvertrauen, nimm sie ein bißchen mit!“

Sie grüßte und war davon.

Während die drei den Mittelweg der Linden dem Brandenburger Tor zuschritten, fragte der Major seine Nichte: „Seid ihr denn morgen einjeladen?“

„Tante hat mir nichts gesagt.“

„Das weiß der Deubel. Na, Marka, was könnten wir denn unternehmen? Hast du die Ruhmeshalle schon jesehen?“

Herr von Beveld lachte: „Die ist doch jetzt geschlossen.“

„Dann nicht. Weißt du was, wollen wir Pferde ansehen? Nu — ja, das macht dir keinen Spaß. Aber da rück' doch mal raus mit der Sprache. Oder willst du was jekauft haben? An die Uhrkette? 'ne Brosche, was? Ich habe heute die Spendierhosen an.“

Gräfin Marka meinte: „Onkel, du bist zu gut, aber Schmuck soll ich nicht tragen, sagt Mama."

„Na, ich will dich nicht verderben. Ich hab's, weshalb ich überhaupt ausjegangen bin heute: bei Rössig und Steiner ist die Amateurphotographen-Ausstellung. Da sollen ein paar wunderschöne Köpfe sein vom Tautenbrook. Hat ja auch in der Zeitung jestanden."

Herr von Beveld lachte: „Ich bin dagewesen. Die Baronin Bruschaert de Tirlemont hat er photographiert. Übrigens wundervoll, das muß man sagen. Daher kommt ja zum Teil der Klatsch!"

Der Major setzte sich sofort in Bewegung, ohne zu wissen, wo die Ausstellung lag: „Kinder, das müssen wir sehen!"

Er blickte seine Nichte an, aber die verzog keine Miene, so daß er fragte: „Na nu, macht dir wohl keinen Spaß?"

Da hatte sie plötzlich einen Wunsch. Wie aus der Pistole kam es geschossen: „Onkel, du wolltest mir doch einen Gefallen tun? Bitte, lieber Onkel, sei doch so gut, ich möchte so furchtbar gern . . . so furchtbar gern . . . mal . . . bei Hilpert Baisers essen."

Der Major blieb entsetzt stehen. „Nu brat mir einer 'n Storch! Nee, das kannste nich verlangen!"

Herr von Beveld tröstete ihn: „Es gibt gewiß auch 'n Schnaps dort!"

„Na, ich hab's nu mal versprochen, also los!"

* * *

Die Kammerjungfer der Gräfin Mary Ziel kam mit dem Diener den Gang zurück und übernahm die Antwort an seiner Stelle: „Exzellenz läßt ins Schlafzimmer bitten! Es sind Herrschaften da zum Tee. Exzellenz läßt um einen Augenblick Geduld bitten. Exzellenz wird sofort kommen."

Prinzeß Sabine blieb am Fenster stehen, das in den Park hinaussah. Ab und zu wandte sie sich um, ob ihre Schwester noch nicht erschiene, dann starrte sie wieder auf die kahlen Äste, die Kieswege draußen. Da tönte eine Stimme: „Verzeih, wenn ich nicht gleich kam. Ich habe mich nur unter einem Vorwand fortgestohlen, da du mich allein sprechen wolltest. Ist's denn so eilig?"

„Ja, Mary. Du mußt mir helfen. Ich habe ... eine Notlüge gemacht."

Die Frau des Ministers, auf deren Brust die Perlenkette, die sie als einzigen Schmuck zum dunklen Kleide trug, sich kaum merklich hob und senkte, meinte lächelnd: „Sabine eine Notlüge? Das sieht dir doch sonst nicht ähnlich."

„Ja, ich habe mich nämlich verabredet ... Ich habe gesagt ... es ist ja gleich, was ... ich hätte eine Verabredung ... und ich bitte dich, du sollst das sein. Und das habe ich rückgängig gemacht ... weil ich morgen wegen etwas durchaus frei sein möchte."

Gräfin Mary Ziel blickte ihre Schwester erstaunt an: „Ich verstehe kein Wort."

Prinzeß Sabines Augen irrten hin und her, und ihr Gesicht bekam etwas peinvoll Unruhiges: „Aber das ist doch klar genug!"

„Gut, Sabine, dann bin ich eben zu dumm.“

„Aber, Mary, ich habe dir doch alles erklärt. Ich begreife nicht, daß du mich nicht verstehst.“

Da zog ihre Schwester sie auf ein mit hellem Kretonne überzogenes Sofa. Doch die Prinzessin wollte sich nicht setzen: „Du hast ja doch keine Zeit.“

„Aber, Sabine, sei nicht so nervös! Die drüben mögen nur warten, erst kommt meine Schwester.“

Die Prinzessin sah sie verstört an: „Ach, die kommt zuletzt!“

„Das ist ungerecht. Ich begreife dich überhaupt manchmal nicht. Du bist so aufgeregt jetzt immer, gar nicht wie sonst.“

„Wer sagt das?“

„Ach, das haben wir alle schon bemerkt! Alle sagen es!“

„Ich bin doch nicht aufgeregt?“

„Siehst du, Sabine, aus deinem Ton geht es schon hervor! Warum sich denn so ereifern?“

„Wenn du mir vorwirfst, ich wäre aufgeregt, und ich bin es nicht?“

„Na also, dann lassen wir das mal jetzt. Aber kannst du nicht begreifen, daß es mich ängstigt? Schütte mir mal dein Herz aus. Was hast du denn?“

Sabine sprang auf: „Quäle mich nicht! Laß mich in Ruhe! Geh zu deinen Gästen! Aber, bitte, vergiß nicht, worum ich dich bat, oder — ach nein, es ist ja ganz gleich, ganz gleich!“

Auch Gräfin Ziel hatte sich erhoben. Sie nahm wieder ihrer Schwester Hand. Die suchte ihr Gesicht

nicht zu zeigen. Aber die Gräfin wandte sie herum und blickte ihr in die Augen: „Wie siehst du denn aus, Sabine? Wir müssen einmal ernstlich miteinander reden, nur gerade in diesem Augenblick —“

„Aha, Mary, ich sagte es. Du hast für deine Schwester . . .“

„Bitte, das ist ungerecht! Glaubst du, daß ich mich nicht sorge über deinen Zustand?“

Die Prinzessin ging zur Tür: „Was weißt du von mir!“

„Mehr als du denkst.“

Es schien der Gräfin im gleichen Augenblick wieder leid zu tun, aber schon näherte sich Prinzeß Sabine ihrer Schwester: „Nun denn, was ist los? Was habe ich getan? Was hast du gehört? Was fehlt mir? Ich bin nicht anders als sonst! Ich bin nicht aufgeregt. Ich bin nicht nervös.“

„Das sieht man.“

„Was?“

„Ach, Sabine, ich habe in dem Moment keine Zeit. Ja — ich weiß schon, was du sagen willst! Wenn es um Dringendes ginge, sagte ich jede Gesellschaft ab. Aber bloß, um uns mal zu sprechen? Da werde ich auch nervös! Was ich mit dir reden könnte, kann ich dir morgen ebensogut sagen wie übermorgen oder wie ich dir's hätte vor acht Tagen sagen können oder ich weiß nicht, wann ich's zuerst gehört habe.“

Prinzeß Sabine trat an ihre Schwester dicht heran: „Mary, was hast du gehört?“

„Ach, Sabine, ich komme mal zu dir!“

„Was hast du gehört?“

Gräfin Ziel machte ein ärgerliches Gesicht und blickte zu der Tür, aus der sie gekommen, wie zu einer Rettung: „Bist du heute abend — ach, da kann ich ja wieder nicht, aber . . .“

Die Prinzessin sah sie mit großen Augen an: „Was hast du gehört?“

Einen Augenblick zögerte die Gräfin noch, bis sie einen Entschluß faßte: „Es ist ja nur Klatsch und Tratsch und Gleichgültigkeit, und ich dränge mich nicht ein in deine Gedankenwelt. Haben wir je, mein Mann und ich, ein Wort darüber verloren, daß du bei dir Schauspieler und Musiker und Maler und ich weiß nicht wen siehst?“

Die Prinzessin ließ den Arm ihrer Schwester los: „Ach, das ist es!“

Doch Gräfin Mary ereiferte sich: „Nein, Sabine, das ist es nicht allein. Aber wir haben dich trotzdem immer verteidigt, wenn man sich aufhielt.“

„So, man redet also über mich! Was?“

„Nun, wenn du mich geradezu stellst — ich habe jetzt keine Zeit, es dir in sanften Worten beizubringen — wenn du mich zwingst, so will ich dir's sagen: Tautenbrook —“

Die Prinzessin stand da, als habe ihr jemand einen Schlag versetzt. Sie riß die Augen auf, ihr Mund stand offen. Gräfin Ziel tat es jetzt leid. Eben wollte sie beginnen zu erklären, durch das Drängen Sabines, wegen der wartenden Menschen drüben wäre es ihr entfahren, da rief ihre Schwester, und ihre Hände zitterten, und ihre Schultern bebten: „Das ist gemein! Pfui, gemein!“

Gräfin Ziel ging auf sie zu. Doch Prinzeß Sabine wich zurück voller Ekel und rief abermals: „Pfui!"

Die Schwester, die sich nun selbst angegriffen fühlte, war in zitternde Erregung geraten, nur mehr Weib, hatte sie nichts mehr von der Weltdame an sich als das schöne Kleid und die stolze Gestalt: „Ich habe es doch nicht gesagt, wir haben es doch nicht gesagt. Sabine, das weise ich ab von mir, von uns. Vor allem von meinem Mann. Der weiß gar nichts davon. Dem sagen sie so etwas überhaupt nicht."

„Bei dem kämen sie auch an den Rechten."

„So, aber bei mir nicht? Das ist ja sehr nett von dir! Was kann ich dafür? Der sagt's und jener sagt's, und dieser erzählt's und jener erzählt's, und man tuschelt und man raunt."

„Wer tuschelt, wer raunt?"

Gräfin Ziel trat der Tür einen Schritt näher: „Ich kann dir's jetzt nicht sagen, wer, ist ja auch ganz gleichgültig, es kommt an einen heran, so oder so. Ich weiß was von Karoline, und unter vier Augen schreibt Helene —"

Die Prinzessin war blaß geworden: „Und das alles hinter meinem Rücken?"

„Ja, Sabine, hinter deinem Rücken. Denn wenn einer krank ist, sagt man's ihm nicht."

„Krank?"

„Es ist nur ein Vergleich!"

„So. Aber ich soll's sein!"

„Gewiß! Und ich hätte dir's auch gesagt, ich wollte einmal zu dir kommen. Es wurde mir doch auch erst

allmählich klar! Zuerst schiebt man den Klatsch von sich, und dann sind die Leute auch vorsichtig. Aber es dringt zu uns, durch tausend Poren, man versteht es durch den Blick des Einverständnisses, den zwei sich zuwerfen. Man fragt, man quetscht einen aus, und in die Enge getrieben, sagt dann doch einer einmal die Wahrheit, genau wie ich eben jetzt."

Der Prinzessin trat das Blut aus den Wangen: „Ich habe nichts aus dir herausbringen wollen. Ich mag von Klatsch nichts wissen. Ich habe mir aus meiner stillen Häuslichkeit, die ich mir ausschmückte durch ein paar Menschen des Geistes, des Herzens, der Phantasie, der Kunst, ein kleines Reich gemacht! Und das wird mir beschmutzt und besudelt —"

Die Schwester lenkte ein: „Du mußt aber auch nicht so sein, Sabine. Es ist doch nicht viel dahinter!"

„So, Mary, nicht viel dahinter, wenn, wie der liebenswürdige Klatsch zu sagen scheint, Herr van Tautenbrook mir den Hof macht in einer Weise, daß man darüber spricht?"

Gräfin Ziel sah ihre Schwester erstaunt an: „Das sagt man doch gar nicht!"

„Nun, vielleicht nicht dir ins Gesicht."

„Nein, das behauptet man überhaupt nicht."

„Was denn sonst?"

Die Gräfin griff nach der Türklinke: „Ach, ich weiß gar nicht, wie wir auf dieses dumme Gespräch gekommen sind. Das sagt man nicht. Aber es ist sehr nett, wenn du für Herrn van Tautenbrook besorgt bist."

„Ja, das bin ich, wie für jeden meiner Freunde.

Aber ich lasse dich nicht davon: wenn man das nicht sagt, was sagt man dann?"

„Sabine, ich habe keine Zeit! Wirklich! Die Leute warten drüben. Was sollen sie denn von mir denken? Siehst du, so gibt ein Wort das andere. Nicht, daß ich dir nicht alles sagen möchte. Aber wir müssen eine ruhige Stunde dazu haben. Ich wiederhole dir noch einmal, man sagt nicht, daß Tautenbrook dir die Cour macht —"

„Das versteh' ich aber doch eben?"

In ihrer Unruhe, fortzukommen, schnitt die Gräfin nun kurz ab: „Nein, das behauptet kein Mensch. Wenn ich nichts sagte, so ist es nur, weil ich meine Schwester lieb habe! Aus Mitleid für dich."

„Mitleid? Warum Mitleid?"

Die Gräfin fand die Antwort nicht. Ihre Unterlippe sank herab. Aber die Prinzessin drängte in einem Ton, der fast wie Hohn klang: „Bitte, willst du mir das erklären? Habe ich während meiner Ehe je um Mitleid gebeten? Bin ich zu euch gekommen, euch etwas vorzujammern? Habt ihr von meinem Unglück irgend etwas gewußt? Mitleid habe ich von keinem Menschen auf der ganzen Welt je verlangt! Und du hast Mitleid mit mir? Weshalb denn jetzt plötzlich Mitleid?"

Gräfin Ziel stotterte: „Ja, wegen . . . weil . . ."

Plötzlich wurde sie wütend, halb aus ehrlicher Entrüstung über das, was man von ihrer Schwester gesagt, halb aus Ärger, die ganze Frage jetzt angeschnitten zu haben. Dazu bedrängte es sie, daß ihre Gäste drüben wahrscheinlich nicht begriffen, wo sie blieb, denn auf die Äußerlichkeiten des gesellschaftlichen

Lebens war sie, die verhältnismäßig spät geheiratet und erst spät zu der hohen Stellung gekommen war, sehr bedacht: „Sabine, ich lasse meine Schwester nicht bemitleiden, nicht ins Lächerliche ziehen! Und das haben die Leute getan. Sie haben gemeint, du interessierst dich für den Tautenbrook und er nicht für dich, voilà —"

Prinzeß Sabine starrte ihre Schwester wie geistesabwesend an. Da fuhr Gräfin Ziel in weicherem Tone fort: „Nimm's nicht tragisch. Denke dir, was muß sich ein Minister von jedem Käseblättchen, in jeder Volksversammlung, im Reichstag für Dinge sagen lassen. Aber, Sabine, ich habe es mir nicht mal sagen lassen. Es ist mir zugeflogen, ich wußte selbst nicht wie. Ich habe meinem Mann auch nichts davon gesagt, ich dürfte ihm gar nicht mit so etwas kommen. Ich weiß nicht einmal, ob Hans-Karl etwas von diesen dummen Gerüchten ahnt. Sie sind wohl mehr unter uns Frauen geblieben. Fritz habe ich auch nichts gesagt, der läuft ja sonst sofort mit der geladenen Pistole herum. Und, Sabine, ich wäre ja auch schon zu dir gekommen, aber du weißt, mit dem Jungen geht es jetzt in Schulpforta auch nicht, und da hatte ich Briefe zu schreiben. Ja, Sabine, das sind die nächsten Pflichten, die man hat, wenn du auch die Lippen aufwirfst. Ich wäre ja gewiß gekommen, gerade jetzt, wo sie über den Tautenbrook herziehen, weil er der Tirlemont so den Hof macht. Das ist nett, nicht wahr, wenn man so hintenherum hört, wie die arme Schwester bemitleidet wird, weil sie in den Herrn van Tautenbrook verliebt ist, der sich aber gar nichts aus ihr macht, sondern der Tirlemont nachläuft!"

Prinzeß Sabines Augen waren wie verglast, ihr Kopf ging rechts und links, sie stützte sich auf die Lehne eines Polsterstuhles und schwankte leise vor und zurück. Die Gräfin betrachtete nur die Spitzen ihrer Lackschuhe, die sie unter dem Kleide abwechselnd vorschob. Sie redete immer sanfter, immer leiser weiter. Aber ein klein wenig zerstreut, denn mitten in ihren Worten dachte sie wieder an ihre Gäste und gab sich nun doppelt Mühe, zu beruhigen, damit sie nur fortkäme. Morgen, oder wenn ihre Zeit es erlaubte, würden sie sich dann einmal ordentlich aussprechen: „Es sind doch immer nur ein paar Menschen, die so reden. Na, das wird vergessen, wie es kam. Aber die Rolle, die meine Schwester dabei spielt, kann mir doch nicht gleichgültig sein? Darum habe ich entgegnet. Ich habe gesagt, alles ist Unsinn und Klatsch, denn so etwas fällt doch gerade meiner lieben Sabine nicht ein. Wer dich kennt, dich, das zurückhaltendste Geschöpf, das es gibt, der lacht einfach; und dann, denke dir, wir in unseren Jahren und solch ein blutjunger Mensch —!"

Sie hatte den Blick emporgerichtet, der beruhigten Schwester, die ja kein Wort mehr entgegnete, Lebewohl zu sagen, als sie Sabine schwanken sah. Deren beide Hände in den grauen Handschuhen griffen noch einmal nach der Lehne, dann, ehe Gräfin Ziel zugreifen konnte, kippte die Prinzessin seitwärts und schlug schwer zu Boden.

* *
*

Prinzeß Sabine blickte an sich herab, strich ihr Kleid zurecht, schob ein Armband vor, lockerte mit den

schlanken, ringglänzenden Fingern das Schläfenhaar und betrachtete ängstlichen Auges die grauen Fäden auf ihrem Scheitel. Dann ging sie der Ankommenden entgegen. Die stand da in ihrer dunklen Schönheit, fast zaghaft die Augen gesenkt. Als die Prinzessin ihr die Hand entgegenstreckte, sie französisch anredend, antwortete Baronin Bruschaert de Tirlemont deutsch:

„Bitte, Princesse, beschämen Sie mich nicht, ich kann ganz gut deutsch!"

„Es freut mich, Sie endlich einmal zu sehen."

„Es ist sehr gütig von Sie, daß Sie mich aben sehen wollen und ganz allein."

„Sie sollten doch keinen offiziellen Besuch bei mir machen!"

Die Prinzessin ließ sie voran in ihr kleines Zimmer treten, und in dem Moment, wo sie hinter ihr stand, glitt ihr Blick an der Gestalt der jungen Belgierin hinab und hinauf, als wolle er alle Einzelheiten fassen. Als sie sich dann gegenübersaßen, sah die Prinzessin immer noch ängstlich prüfend den Besuch an, von den kleinen spitzen Schuhen bis zu den Bändern auf dem Hut. Sie redeten über die Gesellschaft, dann über den Aufenthalt in Berlin.

„Bleiben Sie noch länger in Berlin?"

Mademoiselle de Tirlemont sagte bescheiden: „Wenn man mich behält?"

„Sie sind doch bei einer Freundin?"

„Oh, Princesse, eine Frau wie Sie weiß, was Freundschaft ist. Sind Frauen untereinander Freund? Eine ärgert sich über die andere, wenn eine mehr Erfolg at wie die andere. Und was ist Erfolg? Es

ist Erfolg am Abend. Und die nächsten Tag ist er vergessen."

„Doch nicht bei allen!"

„Bei allen Erren?"

„Nein, ich meine: bei allen Menschen."

Die kleine Belgierin zuckte die Achseln in der graziösen, ein wenig gezierten Weise, die ihr angeboren schien: „Ist nicht die ganze Gesellschaft Schwindel?"

Aus Prinzeß Sabines Stimme klang leiser Spott, als sie zurückgab: „Darauf beruhen die meisten Beziehungen zwischen uns Menschen."

Die andere wurde lebhaft: „Ja. Ich bin auch so! Denn wer nicht gefällt, da sind die Erren auch schlecht und lassen einen liegen. Da mache ich Schwindel wie die anderen. Jeder sorgt für sich. Princesse, ich glaube, ich darf zu Ihnen offen reden. Was aben Sie von so eine junge Mädchen?"

„Ich wollte gern mit Ihnen sprechen."

„Ah, Princesse, das at mich eben so gefreut. Wenn ich eingeladen bin zu all die Menschen, die alle sind serr öflich mit mir, glauben Sie, ich weiß nicht warum? Ich spiele Klavier, ich singe, die Menschen ören gern französisch, und manche finden, ich bin eine gute Schmuck in einen Salon. Princesse, denken Sie nicht schlecht, ich abe die Dummheit, immer zu sagen, was ich denke. Ich weiß, ich bin gut angezogen, weil ich eitel bin. Und die jungen Erren amüsieren sich mit mir. Wie ich nämlich ergekommen bin, abe ich nicht gewußt, wie es ist in Deutschland, ich abe geglaubt, man liebt uns nicht serr, und meinte, du mußt etwas tun, daß man dich gern at. Da abe ich von Anfang an getan, als

könnte ich nicht deutsch, und spreche doch viel besser, als ich abe gesagt. Aber eine petite Belge ist für die Erren nur amüsant, wenn sie Dummheiten sagt, und nicht, wenn sie deutsch spricht wie in Goethe, den ich lese so gern. Wie ich nun abe gemerkt, daß die Erren lachen und daß ich nicht mehr auf dem Ball allein bin in einer Ecke, sondern alle kommen zu mir, abe ich immer schlechter gesprochen und abe Sachen gesagt, die komisch sind, bloß daß die Erren sollen lachen. Sehen Sie, so bin ich. Aber die Mädchen sind alle so, nur sagen sie es nicht."

Prinzeß Sabine sah in die schwarzen Augen, die sich treuherzig rundeten, während die Augenbrauen immer mehr in die Höhe gingen, daß das hübsche, sonst so heitere Gesicht etwas Schwermütiges bekam. Sie fragte: „Glauben Sie, daß es ein Vorteil ist, der Allgemeinheit zu gefallen?"

Die Belgierin sah sie an, als begriffe sie nicht ganz: „Aber wenn man niemand at, dem man will besonders gefallen, ist es gut, man at ein gutes Renommee."

„Und glauben Sie, daß man es bei uns so erwirbt?" Im gleichen Augenblick fügte sie zartfühlend hinzu: „Ich will damit nichts gegen andere Länder sagen. Sitten und Anschauungen sind verschieden. Aber soll einem nicht an dem Urteil der Besten gelegen sein?"

„Wenn man nicht weiß: wer sind die Besten?"

Die Prinzessin sah sie an: „Fühlt man das nicht?"

„Fühlen, mon dieu, ich fühle überhaupt nicht in Gesellschaft. Was weiß man von die Menschen, ob sie

sind so oder so. Ich glaube, man weiß erst von ihnen in der Familie, und in der Familie sieht man sie nicht."

„Sind Sie in kein Haus gekommen?"

„Ja. Aber nie en famille. Sie haben mich immer eingeladen zu Diner, Souper, Ball, Reception."

„Vielleicht haben Sie nicht nach anderem verlangt?"

Plötzlich blickte die Belgierin die Prinzessin an: „Sie aben ganz recht, Princesse. Das kommt von meine Benehmen. Ach, ich geh' fort, ich geh' fort!"

„Weshalb?"

„Ich abe es so satt, ich möchte nicht immer lachen, möchte einmal ernst sein, aber wenn man als lustige französische Blut seine Etikette bekommen at, muß man so bleiben, nur wenn ich jetzt wo anders hin gehe, kann ich eine andere Mademoiselle de Tirlemont sein."

„Und Sie wollten anders sein?"

Das junge Mädchen schlug die Hände zusammen: „Mon dieu, wie gern! Es ist zu spät ... à mon âge!"

Lebhaft sagte Prinzeß Sabine: „Sie? Sie sind doch noch zu jung!"

„Ah nein, Princesse. Ich bin nicht jung. Ich bin sechsundzwanzig."

Prinzeß Sabine betrachtete Mademoiselle de Tirlemont, als wollte sie ihr die Seele beklopfen. Und die Belgierin begann von neuem: „Ich muß denken für mich, denn ich abe niemand auf der Welt, keinen Menschen."

„Ich auch nicht."

„Ah, Princesse, Sie aben Ihre Familie. Ich bin

immer bloß die Gast, die Gast der Madame so und der Madame so. Und Sie, Princesse, sind Frau —"

Prinzeß Sabine runzelte die Stirn: „Was wissen Sie von mir!"

Baronesse Bruschaert de Tirlemont wurde lebhaft: „Princesse, ich abe so viel gehört von Sie, so viel und so schön!"

Die Prinzessin unterbrach sie beinah ärgerlich: „Sie sind sehr höflich."

„Sie denken, ich will Sie schmeicheln."

„Vielleicht!"

„Princesse, warum soll ich Sie schmeicheln? Ich bin eine Gast, und wenn ich fort bin, abe ich vergessen die Unsinn mit die Erren. Aber glauben Sie, wer gut gegen mich ist, abe ich nicht vergessen. Ich danke Ihnen, daß ich abe kommen dürfen. Ich abe gehört von Ihnen sprechen, so schön, so oft, daß Sie nicht dürfen sagen, ich will schmeicheln!"

Die Prinzessin spielte mit ihren Ringen und fragte, ohne das junge Mädchen anzublicken: „Wer hat Ihnen das gesagt?"

Mademoiselle de Tirlemont rückte auf ihrem Sitze hin und her: „Ah, dieser und der, enfin tout le monde."

Die Prinzessin schüttelte den Kopf: „Mich kennen die meisten gar nicht, und gerade da, wo Sie gewesen sind —"

„Princesse, ich will Ihnen sagen, ich bin immer franche, mit wem ich abe gesprochen über Sie: Monsieur de Tautenbrook."

Prinzeß Sabine antwortete gedehnt: „Ah, Herr van

Tautenbroof." Der Prinzessin Stimme versagte fast: „Ja, er kommt öfters zu mir."

„Er at es mir gesagt."

„Was hat er gesagt?"

Mademoiselle de Tirlemont blickte einen Moment die andere an, dann schlug sie die Augen zu Boden: „Ah, er at gesprochen von Sie, Princesse, at gesagt, wie gern er ist bei Ihnen und daß man bei Ihnen sieht gelehrte Menschen. Herr van Tautenbroof at mir alles erzählt, was Sie tun."

Die Prinzessin runzelte die Stirn:

„Erzählt von mir?"

„Ja, er at immer gesagt, was ist gesungen worden. Oh, ich liebe so sehr Musik!"

„Aber wir Deutsche nehmen die Musik ernst! Es ist gleich, ob es dabei Herren gibt oder Damen, oder nur Damen oder nur Herren. In meinem Haus handelt es sich nur um die Kunst."

„Oh, Princesse, wenn ich dürfte einmal komme, ehe ich abreise!"

„Ich bitte Sie darum."

„Wann darf ich kommen?"

„Jeden Dienstag und jeden Donnerstag."

„Ah, die D-Tag."

„Hat Ihnen das Herr van Tautenbroof auch gesagt?"

„Ja, und ich war immer traurig, denn er at gesprochen von die D-Tag wie das größte Glück, und es ist traurig, wenn man sich muß nur erzählen lassen von Glück und at es nicht."

Prinzeß Sabine sagte nachdenklich: „Ja, das ist traurig!“

„Aber warum soll man nicht sehen, daß man das Glück erreicht?“

Die Prinzessin warf die Lippen auf und zog die Schultern in die Höhe:

„Es gibt Menschen, an denen das Glück immer vorübergeht. Es gibt Menschen, die, wenn sie es einmal zu besitzen glauben, ins Leere greifen. Das geschieht ihnen von ihren jüngsten Tagen, bis — — bis sie nicht mehr jung sind! Und das ist bitter.“

„Nicht jung sein, Princesse?“

Ein Blick schoß zu der eleganten, kleinen Baronin Bruschaert de Tirlemont hinüber, deren schwarze Augen jetzt nichts Herausforderndes hatten, sondern die Prinzessin nur ansahen, wie eine bittende Tochter, die etwas erklärt haben will: „Ja!“

Die Belgierin begann in ruhigem Tonfall, als hinge sie nur ihren Gedanken nach: „Ah, Princesse, ich weiß nicht, ob es gut ist, jung zu sein. Ich weiß nicht, ob ein kluger Mann at etwas an eine junge Mädchen. Die ist nur gut auf die Bälle zum Amüsement, so wie ich, aber nicht für das Leben. Ich verstehe, wenn die Erren sagen: gut zu lachen, aber nicht gut zu eiraten.“

„Denken Sie das wirklich?“

„Assurément! Wenn ein Mann nicht ist auf die Äußerlichkeit, sondern gern spricht auch mit ein Mädchen, die älter ist, so ist das nur ein Zeichen von Geist. Wenn ein Mann nur geht auf die Amüsement und

schöne Augen, ich glaube nach ein paar Jahren — voilà l'ennuie."

Prinzeß Sabine richtete sich auf: „Und doch gehen fast alle Männer auf solche Äußerlichkeiten."

Lebhaft unterbrach sie die Belgierin: „Es gibt Ausnahmen."

„Und wer zum Beispiel?"

„Monsieur de Tautenbrook. Darum ist Monsieur de Tautenbrook der einzige Mann, mit dem ich kann sprechen."

Die Prinzessin sah sie jetzt wieder an, als wolle sie das junge Mädchen zersetzen: „Sie sind doch so umschwärmt, Sie unterhalten sich so gut?"

„Ah, Theater!"

Nun begann sie mit voller Natürlichkeit und mit ungewohnter Wärme, indem sie mit ihren großen, schwarzen, jetzt so treuherzigen Augen der Prinzessin ins Gesicht blickte: „Es ist alles nicht wahr, es ist ‚blague'. Monsieur de Tautenbrook sagt das auch. Eines Tages bei Gräfin Ziel at er in eine Ecke mit mir gestanden und at gesagt: ‚Machen Sie nicht Theater! Sie sind gar nicht so.' Und at gesagt, ich mache nicht Eindruck bei ihm. So ist er der einzige Mann, mit dem ich spreche, wie ich bin."

„Haben Sie oft mit ihm gesprochen?"

Sie senkte die Augen: „Meine Freundin at gesagt, ich spreche zuviel mit Monsieur de Tautenbrook, es fällt auf. Aber ich kann nicht anders, ich muß reden mit ihm."

Steinern fragte die andere: „Warum?" Die leb-

hafte, kleine Belgierin schwieg. Die beiden blickten sich an, bis Prinzeß Sabine von neuem ruhig begann: „Wenn Ihre Freundin Ihnen sagt, daß man sich darüber aufhält, warum müssen Sie es trotzdem tun?"

Mademoiselle de Tirlemont rückte unruhig auf ihrem kleinen Sessel hin und her: „Ich kann nicht ... C'est plus fort que moi!"

Sie senkte ihr Haupt, daß man die Flut ihrer Haare von dem leicht gelblichen Halse blauschwarz sich abheben sah. Die Prinzessin antwortete ernst: „Mademoiselle de Tirlemont, man muß können!"

„Wenn man at keine Kraft?"

„Es gibt eine Kraft. Das ist das Gefühl, daß man nicht Dinge darf — — ach, ich weiß ja nicht, warum wir dieses überhaupt reden!"

Die Belgierin sagte ganz demütig: „Ich reise ja bald fort. Ich bin eingeladen in die Touraine, Princesse. Ich bin immer eingeladen, ich bin die Gast. Aber at nicht die Gast, die immer muß fort, wenn man sie satt at, auch ein Erz? Die Gast, wo immer die anderen Frauen sich ärgern über mich und sind eifersüchtig?"

Prinzeß Sabine sah ihre Besucherin nicht an: „Warum eifersüchtig?"

„Weil es ist der Charakter der Frau. Weil ich nicht bin äßlich und weil ich bin kokett. Monsieur de Tautenbrook ist sehr bös gewesen darum. Ich sehe alles ein, aber immer wenn Erren sind gekommen, ist immer die Freundin, die mich at eingeladen, nach einiger Zeit kalt geworden und immer kälter, und ich abe gefühlt, sie ärgert sich über mich, und ich muß fort. Ich wäre anders, wenn ich eine Eimat fände. Aber

wie ist das anders möglich für eine Mädchen, als durch einen Mann? Ich wäre ganz anders, wenn ich ätte den Mann, den mein Erz, mon dieu, mon dieu ... que c'est stupide, que c'est triste tout cela quand même!"

Sie atmete heftig. In der Prinzessin Augen lag Jammer. Nach einer Weile sagte sie tonlos: „Ja, ja, warum muß das alles auf dieser Welt so sein."

Dann schwiegen sie wieder, bis Prinzeß Sabine mit heiserer Stimme fragte: „Sie lieben ihn also?"

Die Belgierin ergriff mit einem Male der Prinzessin Hand und führte sie an die Lippen. Erschrocken zog die Ältere sie zurück. Die andere aber mühte sich, als wollte sie der Deutschen immer wieder beweisen, daß sie ihre Sprache verstand, in überstürzender Hast deutsch ihre Gedanken auszudrücken: „Ich flehe Sie an, Princesse! Sie sind gut. Geben Sie mir Gelegenheit, daß ich mich ihm darf zeigen, wie ich wirklich bin, nicht die amüsante, belgische Mädchen, mit schöne Toilette und Augenwerfen. In mir ist vlamisch Blut, von meine Großmutter. So will ich sein. Deutsch. Sie sind gut, lassen Sie mich Ihre And küssen. Lassen Sie mich mit ihm sein! Ich abe nicht den Mut, abzureisen, ich kann nicht fort, ich muß ihn sehen. Wann ist er hier? Sagen Sie mir! Ist das frech von mir? Ich kann nicht anders."

Falten wuchsen auf der Prinzessin Stirn, ihr Mund verzog sich schmerzlich; es war, als litte sie körperliche Qual. Endlich sagte sie: „Ich kann nicht."

„Seien Sie gut, elfen Sie mir."

Der Prinzessin Brust ging heftig, ihre Augen irrten hilflos umher: „Bei mir ist Friede. Meine stillen

Abende sind nicht dazu da! Vielleicht tut es anderen weh!"

Plötzlich stand sie auf und machte sich frei: „Nein, nein! Was denken Sie! Wie komme ich dazu? Gerade ich? Ich bin nicht dazu da, um zu vermitteln, wo ich nicht wissen könnte, was vielleicht Herr van Tautenbrook ... Hat er Ihnen etwas gesagt?"

Sie griff nach dem Arm der Belgierin, und ihre Nägel gruben sich ein. Die schien die Erregung nicht zu begreifen: „Monsieur van Tautenbrook?"

„Ja, was hat er Ihnen gesagt?"

Sie schüttelte den Kopf. Doch die Prinzessin herrschte sie an: „Sie sollen mir die Wahrheit sagen, Sie sollen mir — Oh, Sie kennen mich nicht. Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, all das anzuhören. Abschütteln will ich's von mir. Das ist zuviel in meinem Haus — —"

Das schlanke, zierliche Mädchen verzog den Mund: „Sie tun mir weh!"

„Sie haben mir auch weh getan!"

Staunend blickte Mademoiselle de Tirlemont sie an: „Ich versteh' nicht!"

In einem Augenblick hatte Prinzeß Sabine ihre Fassung wieder gewonnen: „Ich meine — denken Sie sich in meine Lage. Soll ich mein Haus dazu hergeben, daß Sie sich mit einem Herrn aussprechen — und dabei sehe ich Sie heute das erstemal bei mir? Und wenn ich Sie hundertmal gesehen hätte und wenn ich Sie kennte von Jugend auf, sagen wir, wenn Sie meine Nichte wären, da ich doch keine Kinder habe, bin ich dazu da, ein — ein Rendezvous zu vermitteln?"

Mademoiselle de Tirlemont stand demütig vor ihr. Nichts an ihr von der übermütigen Person, die alle Herren hänselte, sie kokett anzog, um sie dann fallen zu lassen. Sie antwortete nur: „Princesse, wenn ich Sie abe verletzt, ich bitte um Verzeihung.“

Ehe die Prinzessin ihre Hand zurückziehen konnte, war sie niedergekniet und hatte wiederum der Älteren Fingerspitzen an die Lippen gezogen.

Alles Gute, das aus Prinzeß Sabines Augen spiegelte, wachte auf. Sie zog ihre Gegnerin empor: „Ich will Sie nicht kränken in meinem Hause. Denken Sie das nicht. Aber wenn man Leidenschaft sieht, wird man selbst voller Leidenschaft, und ich habe viel getragen. Ich muß aber meine Ruhe behalten. Ich will nicht, daß man klatscht: deshalb muß ich es Ihnen abschlagen. Aber wenn ich Ihnen etwas zu Gefallen tun kann?“

Baronin Bruschaert de Tirlemont verabschiedete sich. Einen Augenblick ging etwas von Edelmut über Prinzeß Sabines Gesicht, und sie wollte die Belgierin an sich ziehen. Doch es blieb bei halber Bewegung. Da sagte Mademoiselle de Tirlemont: „Princesse, ich will stark sein. Ich reise ab.“

„Gehen Sie, es ist besser.“

Während sie durch die Zimmer bis zum Salon schritten, glitt Prinzeß Sabines Blick wieder über die Gestalt der kleinen Belgierin, aber ruhiger, nicht mehr prüfend bis in alle Einzelheiten. Schon streckte im Vorübergehen die Prinzessin die Hand nach der Klingel, da blieb die Baronin Bruschaert de Tirlemont noch einmal stehen. Es zuckte auf dem feinen Gesicht, die

Augenbrauen gingen hin und her wie ein Blitzen: „Princesse, Sie wollen mir nicht elfen? Ich weiß, ich stehe immer allein auf der Welt. Alle Frauen sind gegen mich, wo ich bin zu Gast. Jede sorgt für sich. Warum ich nicht auch? Warum soll ich nicht sehen Monsieur de Tautenbrook?"

Der weiche Blick, die verschleierten Augen, die demütige Haltung, das mädchenhaft kindliche Handküssen war vergessen, sie stand da wie ein kleines gereiztes Raubtier. Die Prinzessin sagte unwillkürlich: „Was bedeutet denn das?"

„Daß ich möchte wissen, Princesse, warum Sie mir wollen verbieten, zu sehen Monsieur de Tautenbrook?"

„Weil ich es nicht will!"

„Warum?"

„Weil es nicht gut für ihn ist."

„Ich glaube, Princesse, Sie wollen sagen anderes."

„Ich sage, was ich denke."

„Eute nicht."

„Mademoiselle de Tirlemont, überlegen Sie, was Sie sprechen."

„Ich abe sehr gut überlegt."

„Dann haben Sie falsch überlegt und — —"

Die Belgierin unterbrach sie: „Ich abe gut überlegt. Ich abe gute Augen, gute Gehör, gute Nase. Ich weiß, Princesse, warum ich nicht soll sehen Monsieur de Tautenbrook. Eine Frau at un flair für die andere. Eine Frau ist ein Feind der anderen, und Sie sind mein und ich bin Ihr Feind. Aber Sie kennen mich nicht, ich lasse mir nicht einen Mann aus die Finger ziehen."

Die Prinzessin unterbrach sie scharf: „Ich bitte Sie, zu schweigen!“

„Ich schweige nicht. Man at mir erzählt, Sie lieben Monsieur de Tautenbrook.“

Prinzeß Sabine herrschte sie an: „Gehen Sie.“

Die andere lächelte: „Ich gehe schon, ich bleibe nicht bei einer schlechten Frau.“

„Verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer.“

„Tout de suite, Madame. Aber ich will Ihnen noch etwas sagen: Sie sind zu alt für Monsieur de Tautenbrook.“

Aber die Prinzessin ging es wie ein Krampf, und sie rief, ins Französische fallend: „Je vous défends . . .“

Baronin Bruschaert de Tirlemont machte nur eine leise, spöttische Verbeugung. Ihre Augen blitzten, ihr schwarzes Haar schien Funken zu sprühen im Licht der letzten Sonne, die schräg durch die Scheiben fiel, und sie machte eine förmliche Verbeugung, lächerlich tief: „Madame!“

Dann schloß sich hinter ihr die Tür.

Prinzeß Sabine blieb vor dem weißen Holz stehen. Ihr war, als müsse sie hinausstürzen, und sie konnte doch kein Glied rühren. Sie tat ein paar Schritte in den Salon zurück und warf sich in einen Stuhl. Dann stand sie wieder auf und lief in ihr Zimmer, wo sie eben noch gesessen. Dort irrte sie umher.

Ihr Auge fiel auf ein kleines Spitzentaschentuch, das zerknüllt in der Ecke des Stuhles lag.

Die Prinzessin griff danach. Im selben Augenblick, an Gewebe und Duft, wußte sie, daß es nicht ihr gehörte. Mit spitzen Fingern hielt sie es und klingelte.

Die Jungfer kam: „Euer Durchlaucht befehlen?"

Mit übermenschlicher Gewalt zwang sie sich zur Ruhe: „Bringe das der Dame, die eben hier gewesen ist. Du triffst sie vielleicht noch auf der Treppe. Aber schnell, Betty!"

Erstaunt nahm das Mädchen das Tuch, besah es und ging langsam davon. Die Prinzessin rief: „Rasch! Rasch!"

Dann machte sie eine Miene, in der etwas wie Ekel stand, und sagte gleichsam im Selbstgespräch vor sich hin: „Daß es aus dem Hause kommt."

* *
*

Prinzeß Sabine blickte sich um, ob die Tür zu der kleinen Telephonkammer in ihrer Wohnung auch gut geschlossen sei. Dann erst nahm sie den Schallbecher auf:

„Ja . . . hier Sabine. Fritz, du bist's doch? Ich will dir nur schnell etwas sagen: Mademoiselle de Tirlemont ist eben bei mir gewesen. Es gab eine Szene. Die läßt Tautenbrook nicht los. Jetzt müssen wir mit ihm sprechen. Aber Eile ist nötig, denn sie betrachtet mich als ihre Feindin und wird nun alles tun, um Herrn van Tautenbrook schnell zum Entschluß zu bringen. Es ist kein Moment zu verlieren. Fahren wir einfach in seine Wohnung. Wenn du mit mir fährst, tu' ich es . . . Du meinst, das geht nicht? . . . Aber ich bitte dich, Fritz, wenn du dabei bist . . . Gut, dann telephoniere Tautenbrook und sage mir die Antwort. Ich bleibe am Telephon. Sie darf ihn vorher nicht sprechen, unter keinen Umständen . . . Ja, du hast recht, ich bin erregt, weil ich es nicht mit ansehen

kann, wie jemand in sein Verderben rennt. Also, bitte, tu alles mögliche, ich warte."

Die Prinzessin nahm das Teilnehmerverzeichnis und begann darin zu blättern. Sie lauschte immer wieder, aber Minute auf Minute verstrich ohne Antwort. Endlich klingelte es.

„Hier Sabine. Hast du ihn erreicht? . . . Aber nein, bringe ihn nicht zu Tisch mit, es paßt heute nicht! . . . Gut, also später. Wir sind in einer halben Stunde mit dem Essen fertig . . . Meinetwegen also um neun. — Schluß."

Bei Tisch sprachen Marka und ihre Tante beinah kein Wort. Erst als sie wieder drüben saßen und die Uhr schon dreiviertel schlug, sagte Prinzeß Sabine: „Onkel Fritz kommt um neun mit Herrn van Tautenbrook. Du brauchst nicht zu erschrecken! Willst du hier bleiben?"

„Wenn ich darf, Tante!"

Die Prinzessin fand ein leises Lächeln: „Also, Marka, es wird nicht mehr ausgerissen?"

„Das war eine Dummheit, und ich bitte dich um Entschuldigung, wenn ich damals ungezogen war."

„Du warst nicht ungezogen. Ich habe dich schon verstanden."

Gräfin Marka war mit ein paar schnellen Schritten neben ihrer Tante.

„Nun, Marka, willst du mir wieder etwas sagen?"

„Ja, danken will ich dir. Und . . . und . . ." Sie rang noch einen Augenblick mit sich, dann platzte sie heraus: „Ich möchte so gern nach Haus."

Nun wurde die Prinzessin immer heiterer, als

hätte sie vergessen, daß es fast neun war und die Herren jeden Augenblick kommen mußten: „Wieder wie den Sommer? Das ist das Schreckliche? Deswegen bist du so undankbar? Du liebes, liebes kleines Ding!"

„Tante, du hast mich doch so lange Wochen bei dir gehabt, da ist es doch nicht hübsch, wenn ich sage, daß ich gern fort möchte."

„Aber die Wahrheit. Und Wahrheit in richtiger Form ist nie verletzend. Sie stellt uns Menschen sicherer, ehrlicher zueinander. Ich verstehe dich, liebes Kind!"

Sie legte den Arm um den schlanken Leib ihrer Nichte und sprach, Wange an Wange gelehnt, als wollte sie die andere nicht verlegen machen, indem sie ihr ins Gesicht sah: „Du armes Ding, ist denn in deinem kleinen Herzen noch immer nicht Ruhe eingekehrt? Nun, es geht im Leben nicht alles so, wie wir es wünschen, und man lebt eben doch weiter. Fahr' nach Haus, Marka, ich nehme es dir nicht übel! Aber jetzt ist es vielleicht doch besser, du bist nicht hier — die Herren kommen gleich. Und — du weißt, Herr van Tautenbrook kommt mit."

„Das ist mir ganz gleich. Ich bin mir klar geworden: Herr van Tautenbrook interessiert mich gar nicht, aber auch gar nicht. Es ist ja alles Schwindel, was die Herren uns vormachen. Man könnte sich ekeln. Oder nein, Tante, man muß lachen, auslachen soll man sie."

Sie wurde immer eifriger und begann zu sprechen, als sei ihr Geist in den kurzen Wochen in Berlin erschlossen und geschliffen: „Papa hat so recht mit dem,

was er uns immer sagte, es wären so ‚windige Gesellen' unter diesen Herren. Tante, wie gleichgültig ist doch, was sie reden! Es kommt auf ganz andere Dinge an: auf wirtschaftliche, und daß man an der Scholle hängt, wo man geboren ist, wo es viel, viel schöner ist als in diesem schrecklichen Berlin, bei diesen törichten, albernen Menschen mit ihren überspannten Ansichten. Hier liegt nicht unsere Kraft! Die liegt auf dem Lande — sagte Papa — liegt in dem Bewußtsein, daß wir auf eigenem Grund und Boden stehen und nicht, wie hier, in Mietskasernen wohnen. Man möchte ja förmlich ersticken hier! Die Leute bei uns sind vielleicht nicht alle so gut angezogen, aber sie sind treu und ehrlich. Hier ist alles Schwindel. Nicht wahr, Tante, du faßt es nicht als Undankbarkeit auf, wenn ich fort möchte, denn ich habe dich so lieb, so furchtbar lieb!"

Sie umarmte ihre Tante, die ihr nur immerfort über das Haar strich:

„Marka, Marka, wer hätte denn das gedacht?"

Das junge Mädchen sagte einfach: „Tante, ich habe nie von selbst gesprochen, aber man denkt doch etwas, wenn man auch nicht fortwährend redet."

Eben wollte die Prinzessin antworten, als es klingelte.

Die beiden lauschten.

Marka flüsterte: „Onkel Fritz brummt!"

Prinzeß Sabine nahm hastig der Nichte Hand: „Kind, sage mir schnell noch eins, du hast doch nicht etwa mit Herrn van Tautenbrook eine Szene gehabt?"

Fast verächtlich kam es zurück: „Er hat nie mit mir gesprochen."

„Und du nicht mit ihm?“

„Fällt mir nicht ein!“

Unbefangen gab Gräfin Marka Herrn van Tautenbrook die Hand, wandte sich aber sofort ab zu ihrem Onkel. Nach ein paar Augenblicken schon sagte der zu seiner Schwester und blinzelte dabei, in der Meinung, kein anderer würde es sehen, während sie es doch alle merkten: „Sabine, du wolltest ja Herrn van Tautenbrook etwas sagen. Geht doch hinüber. Wir bleiben solange hier.“

Um des Jonkheers Mund lag ein Zug von Unwillen, doch er lächelte sofort, als Prinzeß Sabine ihm ein Zeichen gab, ihr zu folgen. Sie schritt voran, den Kopf geneigt, vom großen Salon bis hinüber in ihr Zimmer. Erst vor dem blauseidenen Schirm wandte sie sich um und gab ihrem Kleid einen Schwung, daß die kurze Schleppe hinter ihr lag.

„Gnädigste Prinzessin, Sie wollten mich sprechen?“

„Ja. Sie hatten den Wunsch geäußert, ich sollte Mademoiselle de Tirlemont empfangen.“

„Allerdings.“

„Sie ist bei mir gewesen.“

„Nun — ich bin gespannt.“

„Herr van Tautenbrook, wollen Sie sich nicht setzen?“

„Gnädigste Prinzessin, Sie nehmen vielleicht Platz. Ich bleibe lieber stehen. Es ist ja doch auch nur ein Augenblick . . . die Herrschaften drüben . . .“

Prinzeß Sabine ließ sich in ihren Stuhl nieder, stützte die Arme auf und faltete die Hände: „Glauben Sie, Herr van Tautenbrook, daß ich nicht fühle,

wie irgend etwas in Ihnen vorgeht? Glauben Sie nicht, daß eine Frau ein feines Verständnis hat für Dinge, die hinter den Mienen, hinter den Worten liegen?"

„Prinzessin, so wollen wir doch nicht miteinander reden. Ich denke, Freunde sind dazu da, einander die Wahrheit zu sagen."

„Ja, Herr van Tautenbrook, Freunde sind da, einander Dinge zu sagen, die andere nicht sagen würden, Dinge, die man von andern auch nicht hinnähme, einfach, weil es sie nichts angeht. Einen Freund, eine Freundin aber geht alles an, was den andern betrifft. Jede Kleinigkeit, geschweige denn etwas, das tief in des andern Leben eingreift. Ich möchte noch einmal versichern, daß mich zu dem, was ich Ihnen jetzt sagen werde, nur das Interesse für Sie treibt. Ich habe keinen persönlichen Gedanken dabei."

„Das wäre ja auch nicht freundschaftlich gehandelt."

„Nein, freilich, das wäre nicht Freundschaft!"

Sie streckte dem Jonkheern ihre Hand entgegen: „Lieber Freund, glauben Sie mir, daß ich es gut mit Ihnen meine?"

Er sagte ein wenig zögernd: „Jawohl!"

„Nun gut. Sie haben auf der ganzen Welt nicht einen einzigen Menschen, der es so mit Ihnen meint wie ich. Und ich — warne Sie vor Mademoiselle de Tirlemont!"

Er zog seine Hand zurück mit leise spöttischem Ton: „Was hat sie Ihnen denn getan?"

Prinzeß Sabine richtete sich auf: „Getan, Herr van Tautenbrook? Getan hat sie mir nichts. Was soll

sie mir tun? Ihre Ungezogenheiten bleiben zu meinen Füßen liegen."

„Hat sie die Form verletzt?"

„Sie hat, als sie mich verließ, ‚Madame' gesagt und eine Verbeugung gemacht, aber etwas anderes ist es. Ich warne Sie vor dieser Dame nicht wegen ihres Benehmens bei mir, sondern weil ich der Überzeugung bin, nein, weil ich weiß, daß, wenn Sie diese Dame heiraten würden, Sie in Ihr Unglück liefen. Ja, Herr van Tautenbrook ... lächeln Sie nur darüber ... vielleicht ist es nicht hübsch, den Mund zu verziehen, wo aus ehrlichem Herzen eine Freundin, die beste, die einzige, die Sie vielleicht haben, Sie vor einem Schritt bewahren möchte, den Sie Ihr ganzes Leben bereuen würden."

Er erwiderte etwas spitz: „Nun dann, Prinzessin, sagen Sie mir doch bitte lieber frank und frei, was an ihr auszusetzen ist."

„Sie ist falsch."

Er fuhr in die Höhe: „Prinzessin, wollen Sie mir das beweisen, wenn Sie diese Dame in solcher Weise anschuldigen?"

„Ich schuldige sie nicht an. Ich wiederhole, daß sie mir nichts getan hat, da sie mich nicht verletzen kann, trotz des sich Einschleichens, das sie bei mir versuchte."

Er sah sie mit seinen stahlharten, blauen Augen an: „Einschleichen?"

„Ja, einschleichen. Denn wenn man unter der Vorspiegelung, eines guten Rates der Älteren zu bedürfen, oder wer weiß mit welchen Falschheiten kommt ... Herr van Tautenbrook, diese Mademoiselle de Tirle-

mont ist unecht, ein Gast, wie sie sagt, aber ein unheimlicher, ein gefährlicher, ein gerissener Gast."

„Durchlaucht, ich halte es für nötig, jeden, von dem ich glaube, daß ihm unrecht geschieht, zu schützen!"

Nun erhob sich langsam auch die Prinzessin, und ihre schlanken Arme bewegten sich, ihre Lippen zitterten, während sie sprach: „Dann hätten Sie, lieber Freund, wohl auch mich schützen müssen, daß ich nicht in solcher Weise überfallen und ausgeforscht werde."

„Dazu ist sie nicht gekommen."

„Wie wollen Sie das wissen?"

„Weil sie es mir gesagt hat."

„Sie hat Ihnen gesagt, daß sie zu mir geht?"

„Gewiß. Ich habe sie sogar geschickt."

Der Prinzessin Augen irrten hilflos hin und her: „Also abgekartetes Spiel ..."

„Kein abgekartetes Spiel. Prinzessin, Sie wissen nicht, was Sie sagen. Wenn das junge Mädchen in Aufregung und Liebe vielleicht die Fassung verloren hat, so ist sie eben einige zwanzig; aber einer Dame in Ihren Jahren . . ."

„Herr van Tautenbrook!"

Er biß sich auf die Lippen: „Ich habe doch nichts Schlechtes gesagt? Sie wissen, Prinzessin, daß ich Sie verehre —"

„Sie kränken mich."

Sie tupfte sich mit dem Taschentuch Mund und Augen: „Herr van Tautenbrook, ich kann Sie nicht ins Verderben rennen lassen. Ich hatte Ihnen versprochen, diese Dame zu empfangen. Ich habe es getan, und

ich kann nicht anders, ich muß es sagen: eine Abenteurerin ist sie!"

Er griff nach irgend etwas auf dem Tisch, erwischte ein Buch, hob es und ließ es niedersausen. „Durchlaucht, ich lasse diese Dame nicht beschimpfen, denn sie wird meine Frau."

„Das darf nicht sein!"

„Wer verbietet mir's?"

„Jeder, der's mit Ihnen gut meint. Ich, ich!"

„Sie liebt mich."

„Weil sie Ihr Geld will, weil sie eine Stellung will, weil sie Frau sein will, weil an diesem ‚Gast' alles unecht ist und Betrug und Schwindel."

Er kreuzte die Arme über der Brust: „Durchlaucht, ich suche nach einem Wort, zu wiederholen, daß ich meiner Braut gegenüber derartiges nicht dulde. Und ich halte Ihre Beleidigungen nur einem zugute, das zwar keine Entschuldigung ist, aber vielleicht eine Erklärung."

Mit bebenden Lippen fragte Prinzeß Sabine: „Was?"

„Eifersucht!"

Sie griff nach dem Stuhl, ließ sich langsam nieder; eine Weile blieb sie regungslos sitzen und starrte vor sich hin.

Der Jonkheer machte ein Gesicht, als ärgere er sich über sich selbst. Er ging auf und nieder, den Kopf gesenkt, die Hände in den Taschen der Frackhose. Dann blieb er stehen, schielte nach der Prinzessin und trat an sie heran. Er wollte um Verzeihung bitten und fühlte doch, es war unnütz. So sagte er nur:

„Ich bin roh gewesen, es tut mir sehr leid, ich bitte Sie um Verzeihung. Es ist mir so entflohen. Vergeben Sie mir. Lassen Sie es vergessen sein. Wollen Sie?"

„Sie haben es aber gesagt. Eine häßliche Form können Sie zurücknehmen, Ihre Entschuldigung können Sie mir machen, das ist unter wohlerzogenen Leuten möglich und üblich. Ihre Meinung aber, Ihr Herz haben Sie enthüllt. Und, Herr van Tautenbrook, das können Sie nicht zurücknehmen. Das bleibt."

„Aber ich wollte Sie nicht kränken, liebe, liebe Prinzessin! Glauben Sie das von mir?"

Sie lächelte schmerzlich: „Nein, kränken wollten Sie mich vielleicht nicht. Lassen Sie mich einmal ganz offen reden: Ist Eifersucht möglich ohne Liebe? Ja, Herr van Tautenbrook, mein Herz schlägt für Sie. Vielleicht seit dem ersten Augenblick. Ich bin alt. Ihre Verneinung macht es nicht anders. Ich bin es. Aber kann man sein Herz ändern? Lassen Sie mich ganz ruhig mit Ihnen reden. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, wie ich die Tage gezählt habe, bis Sie wiederkamen, wie ich die Minuten zählte, wenn Sie da waren, wie nach einem unsäglich unglücklichen Leben ich glücklich geworden war durch Sie. Nur dadurch, daß Sie leben. Habe ich Ihnen geschrieben? Habe ich Sie gequält mit Fragen? Habe ich Anforderungen an Sie gestellt? Haben Sie etwas gemerkt? Ich habe den Traum geträumt, daß mein Dasein einen Wert hätte, und dieser Wert, Herr van Tautenbrook, waren Sie. Das ist jetzt vorbei."

Sie sah vor sich hin. Er, dicht neben ihr, die Ell-

bogen auf die Knie gestützt, hob den Kopf, griff wie beteuernd nach ihrer Hand, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Nein, Herr van Tautenbrook, geben Sie mir keine Versicherung. Es ist nicht so, und wenn Sie es einmal gedacht hätten, so täuschen Sie sich. Ihr Herz gehört dieser Dame. Wir haben über sie Worte gesprochen, die nie zwischen uns hätten fallen sollen. Ich will nie wieder von ihr reden, und Sie sollen nicht von ihr sprechen. Ihr Geschick wird sich erfüllen, so oder so. Eine ehrliche Freundin wie ich, die Ihnen allen Segen, alles Gute wünscht, hat zu Ihnen ein Urteil gesprochen. Einmal, nie wieder. Meine Freundschaft war uneigennützig. Was ich in meinem Innern darüber hinaus empfand, hatte ich mit mir selbst ganz allein abzutun. Hatte nur zu wachen, daß es Ihnen nie bekannt würde. In dem Augenblick aber — jetzt werden Sie es selbst empfinden — wo Sie das wissen, was Sie wissen, ist es aus zwischen Mann und Frau. Unrettbar aus. Das Äußerste habe ich getan, habe Ihnen wie ein Schulmädchen meine Liebe gestanden, ich, die Ältere ... Nein, ich bin wirklich alt, lassen Sie mich sprechen ... Ich habe Ihnen meine Liebe gestanden. Jetzt sind wir geschiedene Leute. Mit diesem Wissen im Herzen müssen Sie von mir gehen. Und, lieber Freund, ich kann Sie auch nicht wieder empfangen."

Er stand auf. Sein Gesicht war rot. Auch die Prinzessin hatte sich erhoben:

„Herr van Tautenbrook, Sie werden es mir nicht zumuten, die Warnung zu wiederholen, die ich ausgesprochen habe. Ich habe also über Sie und Ihre

Zukunft nichts mehr zu sagen. Ich bitte Sie aber herzlich um eines: schreiben Sie mir auch nicht. Ich bitte Sie, daß dieses das letzte Mal ist, daß wir uns überhaupt sprechen. Ich weiß durch meinen Bruder, wie leicht es für die Herren ist, versetzt zu werden. Ich bitte Sie, Herr van Tautenbrook, lassen Sie sich sofort versetzen. Wenn Sie für Ihre Freundin ein Opfer bringen wollen, so ist es dieses. Und wenn Sie diese Dame heiraten, so ist es ja besser, wie sie selbst sagt, Sie kommen in ein anderes Milieu. Nun bitte, geben Sie mir Ihre Hand, ich kann Sie jetzt nicht hinausbegleiten."

Sie streckte ihm ruhig die Finger entgegen.

Er stammelte: „Prinzessin, ich möchte —"

Sie schnitt ihm das Wort ab: „Bitte, Herr van Tautenbrook, eine letzte Güte: gewinnen Sie es über sich zu gehen, ohne noch ein Wort zu sprechen. Es würde mir zu schwer, zu, zu, zu schwer."

„Prinzessin, ich kann doch nicht —"

„Wollen Sie meinen Wunsch nicht erfüllen?"

Da beugte er sich nieder auf ihre Hand. Dann ging er, ohne sie anzublicken, schritt durch das erste Zimmer, dann durch das zweite. Die Tür zum großen Salon war geschlossen. Als er eintrat, sah er den Major und die Gräfin Marka stehen. Das junge Mädchen ging sofort an ihm vorüber, den Weg, den er gekommen, und schloß die weißen Flügel hinter sich. Graf Fritz Zwegg aber klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Hören Sie mal, Tautenbrook, wir haben die Klappe zujemacht. So 'ne Courmacherjeschichte ist nichts für'n junges Mädchen. Und ich muß für meine

Nichte stehen. Na, hat Ihnen denn Sabine ordentlich den Kopf jewaschen? Machen Sie mir keene Dummheiten!“

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan hob sein gerötetes Antlitz: „Mir ist das Gespräch nahe gegangen. Lassen Sie mich bitte fort.“

„Na nu, was machen Sie denn für'n Jesicht?“

Der andere blickte ihn kaum an: „Ich will es Ihnen nur sagen, aber bitte, es darf noch nicht bekannt werden. Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit!“

„Na selbstverständlich!“

„Ich werde den Abschied nehmen. Ich reise in ein paar Tagen ab. Ich sehe Sie noch einmal vorher. Ich habe mich nämlich vor einer Stunde verlobt.“

„Mit der Tirlemont?“

„Jawohl.“

„Na, wir waren doch noch zusammen? Wie ist denn das jeschehen?“

„Ich war bei ihrer Freundin. Da haben wir uns ausgesprochen.“

„Sooooo?“

Der Major stand da, dermaßen erstarrt, daß er dem Jonkheer nicht einmal glückwünschend die Hand reichte. Er begleitete ihn hinaus, und auch während er ihm in den Mantel half, fand er keine Worte.

Gräfin Marka war bei Prinzeß Sabine eingetreten. Leise fragte sie: „Tante?“

Sie bekam keine Antwort. Sie lugte in den Spiegel, da sah sie die Prinzessin sitzen, das Taschentuch vor den Augen. Immer blickte sie in das Glas, ob die Tante sich nicht regen würde. So lief sie um

den Schirm herum, und in einem Augenblick war sie zu Füßen der Prinzessin, umschlang sie mit ihren dünnen Armen und legte ihren Kopf an den ihren: „Tante, liebe, liebe Tante! Arme Tante! Du mußt nicht weinen! Es wird alles wieder gut. Es ist viel besser so!“

Die hob ihr tränendes Gesicht: „Was ist besser?“

„Laß ihn gehen.“

„Was meinst du, Kind?“

Gräfin Marka umschlang sie wieder: „Sei nicht böse! Ich habe es doch gewußt! Man sagt nur nicht immer alles. Und das dürfte ich mir doch auch nicht erlauben! Du mußt aber nicht weinen! Du bist viel zu gut dazu. Tante, du bist viel besser, viel, viel besser!“

Die Prinzessin lehnte sich in den Sessel zurück: „Besser?“

Marka flüsterte: „Als er.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Du kommst wirklich nicht mit? Sonst warst du doch immer beim Preisreiten?“ fragte Herr von Beveld den Major Graf Zwegg.

„Interessiert mich jar nich mehr, aber ooch jar nich! Aber ich mag hier nicht stehen bleiben, da kommt wieder 'ne janze Jesellschaft. Man kennt ja jeden! Leb' wohl!“

Der Major ging eiligst nach der anderen Seite davon. Herr von Beveld faßte Rittmeister Graf Dingelsheim unter und führte ihn ein Stück abseits von dem Eingang zum Tattersall, aus dem ein warmer Luft-

hauch von Stallgeruch wehte: „Ich wollte Sie was fragen. Die anderen brauchen's nicht gerade zu hören. Sagen Sie mal, was halten Sie von Tautenbrooks Verlobung?"

„Für 'n kolossalen Reinfall halte ich's!"

„Na, das freut mich doch; 'ne ganze Menge unserer Herren sind entzückt von seiner Braut. Ich finde: als Ballunterhaltung — hm — ganz amüsant, aber wie man so was heiraten kann, ist mir unfaßlich! Zwegg aber ist noch kurz vor Tautenbrooks Abreise bei ihm gewesen. Sonst hat er ja eigentlich keinen Menschen gesehen, nur offiziell Karten abgeschmissen. Tautenbrook hat den guten Zwegg natürlich rumgekriegt. Der singt jetzt der Tirlemont Arien. Tautenbrook hat ihm erklärt, sie wäre ein tiefsinniges Rätsel, so 'ne Art deutscher Sekt mit französischer Etikette."

Der Rittmeister blickte ihn an: „Also ganz gemeiner Schwindel!"

„Nee, so meine ich's doch nicht!"

Graf Dingelsheim zog seine Kürassierstiefel herauf: „Unser guter Zwegg ist ja immer Feuer und Flamme. Wer zuletzt redet, hat ihn. Na, und Prinzeß Sabine ..."

Er brach ab. Herr von Beveld führte ihn noch ein Stück weiter fort vom Eingang, wo Wagen vorfuhren, denen Zuschauerinnen des Preisreitens entstiegen, und wo die Zahl der Uniformen von Minute zu Minute wuchs: „Dingelsheim, wir wollen uns nichts vormachen! Denken ja beide dasselbe. Prinzeß Sabine tut mir so furchtbar leid! Dieses Prachtexemplar von einem Menschen auf der einen Seite, und dann, so'n kleines

Ding wie diese Tirlemont! Aber die kriegt ihn. Warum konnte unsere liebe Prinzessin dem Mann nicht früher begegnen? Obgleich das freilich nichts geholfen hätte, denn die Frau ist ja für ihn zu alt!"

„Also Sie haben auch gemerkt, daß mit ihr etwas vorging?"

„Das fühlt doch der Blinde mit dem Stocke."

„Glauben Sie denn, daß davon geredet wird?"

„Selbstverständlich, obgleich so'n Klatsch nie lange vorhält. Heute interessiert die Menschen nur die Frage, wer wohl einen Preis bekommen wird. Und dabei verstehen die meisten von den Zuschauern — wie die alte Baubergen sagt — soviel vom Reiten, wie die Giraffe vom Strümpfestopfen. Na, aber nun ist's, glaube ich, Zeit."

Sie schritten nebeneinander dem Eingang zu.

Rund um die Reitbahn hatte man Sitze hergerichtet, die an der Stirnseite einer Art von Tribüne glichen. Dort in der Mitte waren die Plätze für die Herrschaften vom Hofe. Aber in Vertretung des allerhöchsten Kriegsherrn erschien heute nur ein Prinz. Gerade an der Ecke, wo die kurze und lange Bande zusammenstieß, setzte sich eben Gräfin Mary Ziel mit ihrer Schwägerin Baubergen und ihrem Schwager, dem Oberst. Der Minister hatte zu derartigen Dingen keine Zeit. Als schon die ersten Reiter in der Bahn aufmarschierten, wandten sich die Köpfe nach der Ecke, wo die Ziels saßen, denn Prinzeß Sabine war eben eingetreten in Begleitung eines älteren Herrn, der ein wenig kleiner war als sie. Vorzeitig ergraut, trug er einen fast weißen Vollbart. Zwei Leutnants, am Reiten

nicht beteiligt, flüsterten miteinander: „Ist das nicht Prinzessin Kalksburg?“

Der Gefragte zog einen Kneifer hervor, setzte ihn wieder ab und steckte ihn zwischen die Mantelknöpfe: „Jawohl!“

„Daß die herkommt!“

„Warum denn nicht?“

„Nach der Tautenbrook-Geschichte?“

Der Kurzsichtige flüsterte: „Ach, wer weiß, was wirklich dran ist!“

„Sie tut einem ja leid, obwohl — so 'ne alte Schraube — na, was Lächerliches hat's doch immer. Und weiß ist sie geworden! Wenn ich denke, noch am letzten Hofball! Na, die hat höllisch eingepackt!“

Der Kurzsichtige setzte wieder seinen Kneifer auf und sah hinüber zu Prinzeß Sabine, der eben Oberst Graf Ziel Platz gemacht hatte, so daß sie zwischen Frau von Baubergen und ihre Schwester kam: „Na, die Geschichte mit dem weißen Haar über Nacht — das ist Blech!“

„Ich sage dir, ich hab's doch selbst erlebt. Unser Oberförster, der — —“

Doch der andere unterbrach ihn: „Pst — nachher! Es geht los.“

Alles achtete auf die Pferde und ihren Gang, wenn auch die meisten Damenaugen an den Gesichtern und schlanken Gestalten der Offiziere hängen blieben. Darüber hatten die Reiter zum Galopp angesprengt, ritten Volten, gingen auf einen Zirkel, verfolgt von den Blicken der Preisrichter, die ab und zu miteinander ein Wort tauschten.

Als die erste Abteilung vorüber war, kam aus dem Stall ein Geruch von Pferden gezogen, wie, wenn man an einem Küchenfenster vorübergeht, einem der Speisenduft entgegenschlägt.

Man sah auf das Programm. Weiße Zettel hoben sich. Lorgnetten wurden an die Augen gehalten. Hier und da tauchte ein Opernglas auf. Wieder richteten sich manche Blicke zu den Zwegg und Ziel. Eine Dame sprach ihre Verwunderung aus über der Prinzessin Erscheinen, als ob ihr stilles Fühlen allgemeines Geheimnis wäre: „Ich wäre nicht gekommen!"

Eine andere betonte: „Gerade wäre ich gekommen!"

Auch Frau von Baubergen schien dieser Ansicht, denn sie neigte sich zu Sabine, bemüht, wenn auch nicht mit vollem Erfolge, leise zu sprechen:

„Sehr richtig, daß du da bist! Nur den Leuten keine Schwäche zeigen."

Wie ein angstvolles Kind blickte Prinzeß Sabine Frau von Baubergen an: „Aber, Liebste, weiß denn das alle Welt?"

„Sabine, eine Bande ist die ganze Menschheit. Du sitzt auf 'ner Insel für dich. Dich mein' ich nicht, aber die anderen, pfui doch! Ich gehöre übrigens selbst dazu, kann also ruhig schimpfen!"

Sie bekam einen Gegendruck von der Prinzessin Hand: „Bitte, bitte, laß es!"

„Ach was!"

„Aber bitte, nicht jetzt! Man hört's."

Doch die Exzellenz stieß mit ihrem Krückstock auf: „Mir höchst wurscht!"

Nur damit Frau von Baubergen nicht mehr reden sollte, drehte sich die Prinzessin um zu ihrem Bruder, dem Gesandten: „Heinrich, das hast du wohl lange nicht gesehen!“

Er sprach bedeutend leiser als Frau von Baubergen, und dabei auffallend langsam: „Ich sehe es überhaupt zum erstenmal!“

Mary wandte sich um: „Ja, lieber Heinrich, weil du nie nach Berlin kommst! Mein Mann sagt immer, du solltest deinen Urlaub hier verbringen, es wäre besser, du zeigtest dich.“

Der Gesandte strich sich den fast weißen Bart, und man sah seine damenhaft feinen Finger: „Ach, Mary, wem es zur Beförderung nötig ist, sich zu zeigen, der taugt nichts. Meine Berichte scheinen mir wichtiger als mein Gesicht. Ich habe meinen Urlaub besser verwendet, nämlich um das Volk, bei dem ich die Person Seiner Majestät vertrete, kennen zu lernen. Wenn ich auf einer Hazienda, einem Rancho nicht als Gesandter weile, sondern privatim eingeladen bin, bekomme ich einen ganz anderen Begriff. Da habe ich ja auch mal wieder reiten müssen, wenn auch mehr — du kennst wohl deutsche Karten — wie der Affe auf der Eichelneun. Hier wird, wie Fritz sagte, ja auch Sitz und Haltung bewertet. Da war in Tokio vor ein paar Jahren ein junger Holländer, der sah zu Pferde aus wie Gott Ares in eigener Person. Und ich, wie gesagt, wie 'n Affe. Und doch bin ich überall hingekommen, wohin ich wollte; mein junger Freund aber — ich sage dir, Mary, ein Bild von einem Kerl — brachte seine Pferde nirgends hin.“

Frau von Baubergen wandte ihr scharfes Gesicht ihm zu: „Wie hieß denn der Kerl? Ich interessiere mich nämlich für schöne Männer. Aber erst, seitdem ich über siebzig bin, und auch nur als Lachobjekt, denn 'n ‚schöner Mann' ist das Fürchterlichste, was es gibt."

Der Gesandte strich wieder seinen weißen Bart zu einer feinen Spitze: „Exzellenz, der hätte Ihnen vielleicht doch gefallen. Er war nicht der Typus des Augenklapperers aus dem Modejournal, mit langen Wimpern und weichseidenem, dunklem Schnurrbart. Er sah mehr wie ein korrekter Engländer aus. Sie kennen ihn nicht und werden ihn wohl kaum kennen lernen, denn lange wird er's kaum gemacht haben, vielleicht ist er schon außer Dienst. Diplomatische Geheimnisse wird er von den Japs nicht gerade nach dem Haag gemeldet haben, dafür hat er ihnen die wunderbarsten alten Bronzen entführt. Die Holländer haben ja oft Doppelnamen, und für unser Ohr meist recht komische. Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan hieß er."

Fast zugleich fuhren Gräfin Mary Ziel und Frau von Baubergen herum und warfen ihm Blicke zu, als wollten sie sagen: ‚Um alles in der Welt, sei doch ruhig.' Und da zu gleicher Zeit die nächste Abteilung, darunter Graf Dingelsheim, ihre Pferde vorritt, sagte die Frau des Ministers: „Nun passen wir mal auf das Reiten auf." — —

Die Herren, denen Preise zugesprochen worden, waren abgesessen und kamen zur Loge hinauf. Während sie die Gold- und Silbergegenstände mit kurzen Worten der Anerkennung überreicht erhielten, blieb das Publi-

kum rechts und links stehen. Dann aber eilte alles möglichst schnell davon, als ob es ein Vorteil gewesen wäre, die wenigen Minuten etwaigen Wartens mit dem Schieben und Drängen in der Masse zu bezahlen.

Damen kamen, Prinzeß Sabine zu begrüßen, Herren zogen den Hut oder legten die Hand an die Mütze. Die Prinzessin dankte, freundlicher vielleicht, als sie es sonst fernstehenden Leuten gegenüber getan hätte.

Gräfin Ziel nahm, während ihre Schwester mit Frau von Baubergen vorausging, ihren Bruder beiseite und deutete ihm in wenigen Worten an, was mit Herrn van Tautenbrook geschehen. Der bewegte bedauernd den Kopf hin und her. Die Exzellenz aber brummte zur Prinzessin, als ihnen die erfrischende Luft der Straße entgegenschlug: „Das war ja der reine Korso! Alles muß dir guten Tag sagen. Du brauchst dich aber nicht zu ärgern, Sabine, sie meinen's gut. Sonst ist freilich ‚der Mensch en gros ruppig und roh', aber dir will keiner was zuleide tun."

Während sie mit der Rechten ihren Krückstock handhabte, drückte sie mit der Linken Prinzeß Sabines Arm.

Die sprach kein Wort. Ihr Wagen wartete draußen, aber sie schickte ihn weg. Die frische Luft tat ihr gut. Sie machten einen Umweg am Schiffbauerdamm zum Reichstag hinüber. Dort trennten sich die vier. Prinzeß Sabine schlug mit ihrem Bruder den Weg in den Tiergarten ein. Bis zur Siegesallee fiel kein Wort, ja bis zum Stern kaum eine Silbe. Plötzlich begann der Gesandte: „Sabine, ich komme hier frisch hergeschneit gestern an, habe keinen Menschen gesprochen,

konnte keinen Menschen sprechen, weil ich bei dir wohne. Kuckuck nochmal, ich habe ja nichts geahnt!"

Sie blickte zu Boden, und unwillkürlich beschleunigte sie den Schritt.

Er fuhr fort: „Ich bin jetzt sechs Jahre nicht hier gewesen. Ich kann mich gar nicht mehr recht eingewöhnen. Die kalte Luft, nachdem man sein halbes Leben in subtropischem Klima zugebracht hat." Er schüttelte sich und zog den Pelz enger zusammen: „Sabine? Du sprichst ja kein Wort? Ich habe dir wohl weh getan?"

„Das kann mein lieber Bruder gar nicht."

„Freut mich, daß du so denkst. Unzartheiten sind mir zuwider. Nun muß gerade ich reintappen. Binchen, wenn dir's unangenehm ist, reden wir lieber nicht davon! Statt dessen mache ich dir einen Vorschlag: Komm zu mir nach Rio! Du führst mir den Haushalt! Das ist bei einem Gesandten besser, als daß die Frau des Sekretärs die Honneurs machen muß."

Prinzeß Sabine blieb stehen und fragte, indem sie ihn verstört ansah: „Weiß denn das nur ganz Berlin?"

Er schob seinen Arm in den ihren: „Darauf mußt du nichts geben."

Ihr Arm zuckte: „Haben denn die Menschen gar kein Erbarmen, Heinrich, und woher weißt du denn etwas davon?"

„Bis vor einer Viertelstunde hatte ich keine Ahnung. Mary erst hat mir's gesagt. Aber in bester Absicht, damit ich nicht wieder etwas aus Tokio anfangen sollte."

Prinzeß Sabine gewann mit einem Male Interesse: „Hast du Herrn van Tautenbrook oft gesehen?"

„Ach, wir wollen doch davon nicht reden! Also, Binchen, nicht wahr, du kommst zu mir nach Rio?"

„Nein, Heinrich, darüber ein anderes Mal. Ich könnte doch mein Heim hier nicht verlassen. Sage mir erst einmal, wie war denn Herr van Tautenbrook dort?"

„Ja, wenn du davon sprechen willst, ist's vielleicht das beste. Und dann, wenn ich recht gehört habe von Mary, ist die Sache ja abgetan. So reden wir doch darüber, reden wir! Also in medias res: Herr van Tautenbrook war mir nicht eben sympathisch."

Die Prinzessin unterbrach ihn kurz: „Du kanntest ihn wohl sehr wenig!"

„Doch einigermaßen. Herr van Tautenbrook war von jener Sorte unserer Kollegen, die mit ihrer Regierung schmollen, daß sie nicht in die Kulturzentren geschickt worden sind, nach Paris, London, Petersburg, Berlin, Wien. Ich weiß noch, wie er mir eines Abends sein Herz ausgeschüttet hat. Er sagte, er möchte schon sechzig Jahre sein! Er sagte: ich kann nichts, und deswegen ist eine so entsetzliche Unzufriedenheit in mir. Er behauptete, jeder Artist im Variété leiste mehr als er. Nun, da habe ich ihm gesagt, dann solle er doch täglich fünf Stunden jonglieren. Und so 'n Unsinn zu behaupten, er wolle, er wäre sechzig! Ich habe ihm geantwortet: ‚Verehrter Herr van Tautenbrook, was hätten Sie davon, als daß Sie auf ein Leben zurückblicken, in dem Sie nichts getan haben. Seien Sie froh, daß Sie noch einige dreißig Jahre vor sich haben, vielleicht leisten Sie dann am Ende doch noch etwas.' Aber, Binchen — unter uns — ich habe wenig Hoffnung darauf. Du sagst kein Wort? Du hast auch

plötzlich meinen Arm losgelassen? Ja, ja, ich kenne meine Pappenheimer! Weil ich ihn schlecht mache? Schadet nichts, du wirst mir mal zustimmen. Und nun komm her, Binchen, gib mir wieder deinen Arm."

* * *

„Erkennst du das Vorbild der Münchener Feldherrnhalle?" fragte Graf Heinrich Zwegg und deutete auf die Florentiner Loggia dei Lanzi. Prinzeß Sabine, in einem einfachen grauen Kleid, ihre Rokokolorgnette am kurzen Stiel gefaßt, blickte hinüber: „Wenn dort auch so herrliche Bildsäulen ständen wie hier!"

„Was hast du denn gegen München?"

„Nichts, Heinrich! Im Gegenteil, ich habe dort die schönste Woche meines Lebens verlebt. Aber ich möchte nie wieder hin."

Der Gesandte blickte ihr ins Gesicht: „Ach, deswegen mußten wir durchrutschen? Binchen, ich errate. An deiner Stelle ginge ich aber gerade nach München. Man wird Gespenster nur los, indem man ihnen zu Leibe rückt."

In dem Augenblick grüßte ein Herr. Der Gesandte blickte ihn zuerst erstaunt an, dann öffnete er beide Arme: „Ja, was machen Sie denn hier? Sie müssen doch in Kalkutta sein!"

Der andere lachte: „Und Sie, Exzellenz, in Rio!"

Um des Gesandten Augen und Mund zuckte es: „Nun sagen Sie bloß, was haben Sie denn in Florenz zu suchen?"

Der Fremde, der mit seinem blondgrauen Vollbart

den Germanen nicht verleugnete, lachte so dröhnend, daß das Gewimmel kleiner, schwarzer, gelber Italiener, das heute zum Markttage auf der Piazza della Signoria sich sammelte, erstaunt nach dem gewaltigen Blondbart blickte. Die Prinzessin stand unbeweglich dabei. Nun erst sagte der andere: „Exzellenz, bitte, wollen Sie mich vorstellen?“

„Generalkonsul Doktor Eckrath.“

Prinzeß Sabine streckte ihm die Hand entgegen. Der Gesandte erklärte: „Meine Schwester ist nämlich so gut, mich nach Genua zu bringen, denn mein Urlaub ist zu Ende. Da ich nun noch etwas Zeit habe, machten wir einen Abstecher nach Florenz. Aber sagen Sie bloß, Doktor, Sie, Sie müßten doch in Kalkutta sein.“

Der Blondbart lachte von neuem tief, mit der Behaglichkeit, wie nur ein Niedersachse lachen kann, und dabei glänzten die blauen Augen, und der ein wenig starke Leib schutterte nur so.

Der Gesandte wandte sich zu seiner Schwester, während er dem Generalkonsul die breite Achsel klopfte: „Wir necken uns immer ein wenig! Wir haben jahrelang zusammen gearbeitet. Kann der Mann lachen! Was, der kann doch lachen?“

Der Doktor entschuldigte sich: „Durchlaucht, ich muß Ihnen sehr töricht vorkommen, aber was ich eben in den Uffizien erlebt habe, hält noch vor. Potz Blitz nochmal, war das ein Spaß!“

Und er begann abermals zu lachen, daß seine Schultern zuckten und der blonde Bart zitterte. Die anderen stimmten unwillkürlich ein. Prinzeß Sabine bat: „Das dürfen Sie uns aber nicht vorenthalten.“

„Nun gut, Durchlaucht! Gestatten Sie, daß ich es Ihnen mit ein paar Worten erzähle. In einem der ersten Säle der Uffizien fiel mir ein Paar auf. Ein großer, blonder Herr, der aussah wie ein Skandinave, glatt rasiert, feines Gesicht, blaue Augen, famose germanische Rasse. Ist doch was anderes, Exzellenz, als die schwarzen, kleinen Kerls hier, was?“

Und als könnte er sich noch immer über sein Erlebnis nicht beruhigen, begann er wieder dröhnend zu lachen.

Der Gesandte drängte: „Na, Doktor, los, los. War denn der so komisch?“

„Nein, aber eine Dame war in seiner Begleitung. Das französische Affenschwänzchen, wie es im Buch steht. Verzeihen Sie, Durchlaucht, ich rede nämlich deutsch! Ein kleines Quirlchen mit armdünner Taille und ein Paar großen, ewig Beifall heischenden schwarzen Guckaugen. Ich weiß nicht, wie sie zusammengehörten, nehme aber an, es waren Mann und Frau, denn sie zankten sich. Ha, ha, ha! Na, ein bißchen Zanken kommt ja am Ende überall vor, aber so was — nee, so was habe ich doch noch nicht erlebt. Und in einer Galerie! Vorm Publikum! Alles lief zusammen! Sie hatten einen ganzen Rattenschwanz von Lachern hinter sich. Sie sprach französisch. Alles mögliche paßte ihr nicht. Die Bilder paßten ihr nicht. Die Skulpturen paßten ihr nicht. Florenz paßte ihr nicht. Vor allem aber ihr ‚Henri‘ paßte ihr nicht. Er suchte immer in einen anderen Saal zu entfliehen, aber das Publikum wurden sie nicht los. Der schöne, große Mann tat einem förmlich leid. In der ‚Tribuna‘ habe ich noch nie so viele Men-

schen beisammen gesehen, alles schien die Bilder zu betrachten, schielte aber doch nur nach dem Paar. Dabei reizte er sie gar nicht, im Gegenteil, er sprach kein Wort. Aber sie hörte nicht auf, ihr Henri hatte es in jeder Beziehung verschüttet. Die Luft war schlecht, das Wetter war schlecht, vor allen Dingen bekam er's ab wegen der Koffer. Die mußten irgendwo liegen geblieben sein. Das empörte sie am meisten. In diesen ‚Lumpen' könne sie sich nicht zeigen, behauptete sie, und hatte dabei ein wundervolles Kostüm an. Ich konnte es schließlich nicht mehr mit anhören. Mir tat der arme Henri zu leid, und ich mußte zu sehr, zu sehr lachen."

Und er lachte wieder mit dröhnender Stimme, lachte Tränen, daß er sich die Augen wischen mußte.

Sie gingen am Brunnen des Giovanni da Bologna vorüber dem Bargello zu. Ein Wort gab dann das andere, und die Prinzessin, die bemerkte, wie ihr Bruder sich über die Begegnung freute, forderte den Konsul auf, wenn er nichts anderes vorhätte, doch in ihrem Hotel mit ihnen zu essen. —

*　　*
*

Prinzeß Sabine saß vor dem Toilettentisch; Betty ordnete ihr das Haar.

„Wir wollen einmal etwas versuchen, Betty. Nimm Puder. Hier an den dunkleren Stellen tust du etwas darauf. Aber nicht zu lose. Hineinreiben. Ja, so! Daß es sich ausgleicht. Hier ist es so sehr weiß und da noch dunkel."

„Aber Durchlaucht, macht das nicht zu alt?"

Die Prinzessin lächelte sich selbst im Spiegel an: „Wenn auch! Ich bin nicht mehr jung."

„O, Euer Durchlaucht sehen doch noch so jung aus!"

„Betty, du sollst nicht schmeicheln!"

„Nein, Durchlaucht! Durchlaucht sind so gut gegen mich, ich hätte es doch nicht nötig. Ich muß mich auch noch untertänigst bedanken, daß ich ausgehen durfte."

„Du sollst nicht immer im Hotel hocken. Sollst auch etwas sehen. Hast du denn wenigstens Gesellschaft gefunden?"

„Jawohl ... eine ... eine andere Jungfer."

„Aus dem Hotel?"

„Nein, Durchlaucht. Ich sah gerade aus dem Fenster, da ging sie vorbei ... die ... Jungfer von Ihrer Durchlaucht der Herzogin von Behringen."

„Sind die hier?"

„Jawohl, Durchlaucht. Ich habe sie gleich angerufen. Er kann auch nicht italienisch, und da meinte er, wenn wir zusammengingen, brauchte ich mich nicht zu fürchten."

Prinzeß Sabine wandte sich um: „Er?"

Das Mädchen stotterte unter dem Blicke der Herrin: „Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht ... ich ... ich hatte mich versprochen ... es war ... der Kammerdiener!"

„Warum sagst du das nicht gleich? Warum denn erst lügen?"

Betty hatte sofort Tränen in den Augen. Die Prinzessin fragte jedoch, als sei nichts geschehen: „Nun, wo seid ihr denn da gewesen?"

„Ich bitte um Verzeihung, Durchlaucht, wir waren in dem großen Garten —“

„Ah, in den Cascinen.“

Die Jungfer sagte, und noch immer blitzten ihre Tränen, in leise gereiztem Ton, trotz äußerer Ergebenheit: „Jawohl, Durchlaucht, wir haben auch Bekannte aus Berlin gesehen, aber die fuhren im Wagen.“

„Wer war denn das?“

Betty reichte der Prinzessin den Handspiegel, dann klang es wie eine kleine Rache: „Herr van Tautenbrook!“

Sie ging eilfertig zum Bett, wo die Taille ausgebreitet lag, und hob sie mit zarten, spitzen Fingern auf.

Prinzeß Sabine sagte kein Wort mehr. Sobald sie fertig angekleidet war, schickte sie das Mädchen fort und setzte sich noch einmal vor den Toilettentisch, als wolle sie ihren weißen Kopf prüfen. Aber sie starrte nur, im Sessel zurückgelehnt, vor sich hin. Lange Zeit blieb sie unbeweglich sitzen. Als nach einer Weile Bettys Stimme klang: „Verzeihen, Durchlaucht, die Herren sind schon unten“, fuhr die Prinzessin jäh empor und rief: „O, wie hast du mich erschreckt.“

Sie ging an Betty vorüber mit ihrem fast weißen Haar, in dem schwarzseidenen Spitzenkleid, auf dem als einziger Schmuck die große, silbrig graue Perlenkette ruhte.

Nach Tisch sagte sie zu ihrem Bruder: „Heinrich, ich bitte dich, wir wollen morgen abreisen!“

„Wir sind doch kaum angekommen?“

„Tautenbrook ist hier.“

„Ach was!“

Sie drückte ihm die Hand: „Es ist nicht Feigheit, nicht seinetwegen, aber diese Frau bedeutet für mich ein physisches Unbehagen. Bitte, sage noch Betty die Zeit, wann sie mich wecken soll. Es ist ja noch nicht spät, ich kann ausschlafen.“ Dann fügte sie gedämpft wie im Selbstgespräch hinzu: „Falls ich schlafe.“

* * *

Die ganze Weite des strahlenden blauen Horizontes lag vor ihnen. Auf dem Meer schlossen sich zur Einfahrt die Fangarme der Molen zusammen, zwischen sich im Hafen all die Schiffe bergend, die festgemacht hatten. Aus der Ferne dröhnte Hämmern von Metallplatten herüber, und ab und zu klang der Ton einer Schiffssirene. Ein Zollkutter durchschoß die kaum bewegte Flut, Ruderboote überholend, und als sich Graf Heinrich Zwegg und Prinzessin Sabine am Landungskai, neben dem der riesige Ozeandampfer wie ein wehrlos gebundenes Ungetüm lag, umblickten, dem Meere den Rücken kehrend, stiegen vor ihnen die weißen Marmorpaläste und Villen Genuas hoch die Hügel hinan.

„Ja, nun ist die schöne Zeit vorbei!“

„Also hat dir's doch gefallen, Heinrich!“

„Ja, du, mein Binchen, aber die anderen? Hans-Karl denkt nur an den Reichstag, Karoline allein an ihre Kinder, mit Helene haben mich überhaupt nie zarte Bande verknüpft, und Mary ist, finde ich, sehr oberflächlich geworden, ganz Gesellschaft.“

Prinzeß Sabine wollte sie verteidigen: „Aber ich glaube, ihr Mann könnte keine bessere Frau haben. Er hat sich das Gesellschaftliche ganz abgewälzt und

sagte mir einmal: ‚Mary empfängt so gut, daß niemand merkt, ob ich da bin oder nicht'."

Sie schritten auf den Steinquadern auf und nieder, neben dem Riesendampfer, von dem aus die chinesischen Heizer mit ihren Zöpfen und gelben Gesichtern, über Bord blickend, das Treiben musterten. Passagiere kamen an. Über die Landungsbrücke wurde Gepäck hinaufbefördert. In seinem weißen Tropenanzug stand ein Offizier dabei, ein blonder Norddeutscher, ein wenig untersetzt, und regelte fast ohne ein Wort mit militärischer Genauigkeit die Arbeit.

Der Gesandte sagte: „Diesmal wird mir's doch schwer, fortzugehen, denn ich fühle, eine Stütze sind sie dir alle nicht. Auch Fritz nicht. Unser Bruder ist ein famoser Kerl, aber deinen Kampf um dein Herz wird er kaum verstehen."

„Das muß man auch mit sich allein abtun!"

„Und doch: Ich habe dir immer wieder von Tautenbrook gesprochen. Du kennst meine Theorie: Ruhig darüber reden, dann wird der Name dir etwas Selbstverständliches, bald ganz Gleichgültiges."

„Heinrich, das kann er nie!"

„Papperlapapp! Gewohnheit stumpft ab. Und die Gewohnheit wird auch bei dir ihr Werk tun. Mir ist's scheußlich, heute wegzufahren. Man weiß ja nicht, ob man sich wiedersieht. Weißt du was, gib deinem Herzen einen Stoß, komm mit."

Sie sah ihn diesmal ein wenig zögernd an. Und er fragte sofort: „Du möchtest doch nicht nach Berlin?"

„Nein."

„Also was willst du dann machen?"

„Reisen!“

„Ganz allein?“

„Ich treffe Fritz in München.“

„Doch nach München?“

„Du hast mir's ja verordnet!“

„Siehst du, das ist recht. Aber nach Berlin willst du nicht?“

„Nie.“

Lebhaft griff er nach ihren beiden Händen: „Dann komm, komm mit! Du kommst in eine ganz neue Welt, und ich verspreche dir, ich tue, was du willst. Entweder rede ich von Tautenbrook von früh bis abends, daß er dir zum Ekel wird, oder — ganz nach Befehl — nie kommt der Name wieder über meine Lippen. Aber komm mit, komm mit. Die Sachen läßt du nachschicken!“

Sie schüttelte den Kopf. Doch er ließ sie nicht los: „Binchen, dann hat dein Leben einen Zweck: Deinem alten Bruder die Wirtschaft führen.“

Prinzessin Sabine rief erregt: „Aber Heinrich, ist denn mein Leben so ganz ohne Sinn? Ich habe meine Armen und ...“

Er seufzte und ging weiter mit ihr auf und ab, um einen Stapel Kisten einen Bogen machend, dann sagte er in ganz anderem Ton: „Ich wollte dich ja bloß aufmuntern. Ich sehe schon, du kommst nicht mit.“

„Ich kann nicht.“

„Was verlierst du hier?“

Sie warf ängstliche Blicke umher: „Ich weiß doch wenigstens — ich bin da — ich könnte ihm ... Ach, ich weiß ja, er braucht mich nicht! Aber ich könnte ihm vielleicht doch nützen!“

Der Gesandte sah sie erstaunt an: „Und er hat eine andere gewählt?“

„Was geht die mich an! Aber wenn ich dächte, ich könnte ihm nützlich sein und wäre nicht da ...“

Da sagte der alte Junggeselle: „Ihr Frauen seid doch ein merkwürdiges Geschlecht! So würde nie ein Mann denken. Es gibt ja — verzeih, Binchen, den Ausdruck — Dinger unter euch, viel verworfener als der tiefstehende Mann sinken kann, aber daß es unter den Frauen welche gibt, die solche Gedanken haben wie du, das kann einen mit dem ganzen Geschlecht versöhnen. Wie merkwürdig ist das Leben! Mein ganzes Dasein hindurch suche ich mit der Diogeneslaterne eine Frau wie du und finde keine! Den Abend in Florenz habe ich noch mit Eckrath gesprochen über die Szene in den Uffizien. Er hat ja auch den Anschluß verpaßt wie ich. Und wir beiden alten Ochsen haben da gesessen und uns klar gemacht, was es für großartige Frauen gibt, edle, gute deutsche Frauen. Mir hat das Herz geklopft, als der Eckrath von englischen Frauen erzählte, die er ja in Indien genug kennt, dann ‚nee‘ sagte und sein Ideal schilderte. Eine deutsche Frau. Aber nicht etepetete oder Reformweib, sondern — du! Ich habe natürlich getan, als merkte ich es nicht. Wenn ein sonst zu ewigem Lachen aufgelegter Mann todernst wird und über die ‚deutsche Frau‘ orakelt, nachdem eben eine deutsche Frau bei uns gesessen hat, Binchen, da merkt man doch was! Und du, ausgerechnet du, mußt immer an den verkehrten kommen. Und nun ist es zu spät.“

Sie sagte leise: „Ja, nun ist es zu spät!“

„Schade, daß du meine Schwester bist, Binchen! Um dich hätte ich angehalten. Was weiß man denn von den Frauen: wirklich kennen tut man doch nur seine Schwester, kaum seine Schwägerin, nicht einmal seine Cousine. Und wenn ich dächte, ich sollte an so eine kommen, wie die mit den Glutaugen und den verloren gegangenen Koffern, ich glaube ...“

Prinzeß Sabine fiel hastig ein: „Weißt du, wer die Dame war?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Tautenbrooks Frau.“

Er blieb wie angenagelt stehen, bewegte den Kopf hin und her und pfiff leise.

Das Leben und Treiben am Dampfer hatte aufgehört. Ein Beamter des Lloyd, der den Gesandten kannte, kam eilfertig, die Hand am Mützenschirm: „Exzellenz, es ist höchste Zeit!“

„Ja, ja, ich komme, ich komme!“

Er umarmte seine Schwester. Seine Augen waren naß, und er sagte noch schnell im Scheiden: „Bleibe hier stehen, genau hier, damit ich weiß, wo du bist. Schreibe mir, und über alles . . . dein Unglück. Und dann, Binchen, irre nicht zu lange in der Welt herum. Geh vielleicht mal nach Arbitten. Das ist nicht Berlin, und da ist er ja auch nicht gewesen! Es ist am Ende unsere Heimat, wenn auch vieles dort jetzt anders ist. Und dann, kehre bald in deine vier Pfähle zurück. Was wollte ich denn noch sagen — — Ja, wenn du was hast: an die alte Baubergen kannst du dich halten, die hat dich sehr lieb, das habe ich wieder gemerkt. Und die hat auch Herz, je mehr Herz, je toller sie

schimpft. Wenn es aber gar nicht gehen will, kommst du zu mir, Platz ist genug. Nun muß ich fort. Noch einen Kuß! Und fest sein, fest sein! Nicht werfen lassen. Schreiben, hörst du, schreiben, schreiben!“

Dann lief er davon. Sie blieb nach seiner Weisung stehen, wo sie sich getrennt. Bald darauf rasselte der Landungssteg zurück, und der Riesendampfer glitt kaum merklich vom Kai fort in das offene Wasser des Hafenbeckens hinein. Drüben an der Bordwand sah man wieder die chinesischen Heizer mit ihren Zöpfen und gelben Gesichtern, dann die weißen Mützen der Offiziere und wehende Tücher. Die Gestalten wurden immer kleiner. Prinzeß Sabine erkannte ihren Bruder unter der Menge nicht mehr. Weiter und weiter steuerte das Ozeanungetüm in den Hafen hinaus. Fast kein Mensch mehr war auf dem Kai, als die Prinzessin, die dem Riesen nachschaute, wie er jetzt, schon aus den Fangarmen der Hafenmolen entlassen, hinausstrebte in das ruhige, blaue, sonnenspiegelnde Meer.

* * *

In München blickte Prinzeß Sabine sich um, als müsse sie, wie damals, als sie mit Marka angekommen, den blonden Kopf und die blauen Augen, die edelgeschnittene Nase und den feinen, bartlosen Mund des Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan irgendwo erblicken. Fritz, der sie abholte, sagte: „Wir wohnen im ‚Bayrischen Hof‘. Bin schon jestern abend anjekommen. Dieselben Zimmer hast du allerdings nicht jekriegt, aber Salon und Schlafzimmer im Stock drüber. Du bist ja janz braun jeworden von Italien! Na, da

jibt's was zu erzählen! Ich habe dir auch einiges zu erzählen!"

Als die Prinzessin ihr Zimmer betrat, begann der Major von neuem: „Ich muß dir mal mein Herz ausschütten, Sabine! Es is 'ne Menge passiert!..."

„Fritz, du bist ja so aufgeregt?"

„Na, ja, ich muß dir was sagen! Setz' dich her."

Prinzessin Sabine hatte nur ein Bedürfnis: nach der langen Reise erst einmal sich zu waschen und sich umzukleiden: „Dauert es länger?" Sie ahnte eine endlose Eröffnung, wie sie es von ihrem Bruder gewohnt war, und schlug darum vor: „Ich ziehe mich schnell um, dann lassen wir uns hier oben servieren, und du kannst mir ungestört alles erzählen!"

Er war schon halb besänftigt, brummte jedoch noch immer: „Wenn dir's recht ist, jehen wir lieber fort, in ein Lokal, wo Menschen sind. Ich muß Klimbim um mich haben. Ich ledere mich sonst zu Tode!"

„Na, Fritz, ich bin zu allem bereit! Nun mach', daß du hinaus kommst. In einer Viertelstunde bin ich fertig."

„Ich warte in der Halle!"

Er trollte davon. Sie blickte ihm nach. Ihr war, als sei er noch dicker geworden, und nun fiel auch ihr auf, wie er bei der Familieneigenart des frühen Ergrauens schon einen fast weißen Kopf hatte, während der dicke Schnurrbart dunkel geblieben war.

„Wo gehen wir hin?" fragte sie ihn, als sie herunterkam.

Wieder guter Laune, schmunzelte er listig, seinen Leib wie eine Trommel vor sich herschleppend: „Ich

habe jestern abend im ‚Roten Hahn‘ jejessen. Ich habe nun mal kein Bedürfnis nach schleichenden Kellnern und dicken Teppichen. In München soll man Bier trinken. Wollen wir dorthin jehen?“

Die Kellnerin, in schwarzem Kleid, reichte ihnen die Karte, strich ein paar Speisen aus, die es nicht mehr gab, und verschwand, um erst einmal andere Bestellungen auszuführen. Geklapper klang von Messern, Gabeln, Tellern und dazwischen fröhliches Lachen der Menschheit, die um diese Stunde das Lokal bis auf den letzten Platz gefüllt hatte.

Der Major rieb sich die Hände: „Jemütlich hier, was? Hier kann man doch wenigstens reden! Ob der dicke Kerl da nebenan zuhört, det is janz wurscht. Und da das Weibsbild mit dem Trauring auf dem dritten Finger — und sieh mal, ist das nicht nett hier neben uns, die zwei Paare am selben Tisch? Sie jehen sich jar nichts an. Jedes sitzt an seiner Ecke, einander fast auf'm Schoß, fehlt nur noch, daß sie aus einem Glas trinken. Ach, Sabine, da fühlt man erst, wie einsam man ist. Ich will mal jleich mit der Tür ins Haus fallen: ich langweile mich blödsinnig. Weißt du, mit dem Rejiment verliert man die Fühlung. Mal 'n Rejimentsdiner, aber sonst sieht man sich nich. Die Kerls haben den janzen Tag Dienst und dann im Rejiment oder am Hof oder sonstwo jesellschaftliche Verpflichtungen, und ich bin auf'n Proppen jesetzt. Die Zeit jetzt war schrecklich! Du nicht da, bei Mary lauter feine Hunde, Hans-Karl, na, dessen Jeistesflug fliege ich nich mit, Beveld ist nach Westfalen, Griswold — denke dir übrigens, weißt du das schon? — ist nach

Paris versetzt und sein alter ego Tautenbrook ooch davon! Wenn sie auch jünger waren, ich habe sehr jern mit ihnen verkehrt! Man muß sich zur Jugend halten, immer mehr bin ich dahinter jekommen: Jugend, Jugend!"

Prinzeß Sabine kam etwas an ihrem Bruder fremd vor. Wie er das dichte Gestrüpp seines Bartes zwischen den Fingern quirlte, dunkler als sonst, ward sie sich dessen bewußt. Der Major leerte sein Glas und reichte es der vorübergehenden Kellnerin, während Prinzeß Sabine an dem ihren kaum genippt hatte.

Der Major fuhr fort: „Sabine, ich habe mir was überlegt. Man sollte auf jeden Augenblick seines Lebens achten, solange man jung ist. Ich habe mein Leben so verduselt.

Bin mir nie darüber klar jeworden, daß ich jelebt habe. Da rutschen die Jahre so hin, und eines Tages wacht man auf und ist 'n alter Knopp. Na, jetzt fängt aber bei mir der neue Kurs an. Jeden Morgen, wenn man aufsteht, muß man sich klarmachen, man ist noch kein Mummelgreis! Ist man ooch nich! 'n Mann in meinem Alter? Wenn ich auch dreiundfünfzig bin, ich nehm's noch immer mit dem Jüngsten auf, wenn ooch nich jerade in Jewaltmärschen, denn das Loofen habe ich nie verdragen. Bei einer Frau mag's ja was anderes sein, die ein glattes Jesichtchen braucht. Aber 'n Mann, bei dem man doch mehr auf den Charakterkopf sieht, nee."

Er strich sich wieder den Schnurrbart, und von seiner hellen, ein wenig fahlen Hand abstechend fiel die dunkle Farbe ihr so auf, daß sie fragte: „Was

hast du denn eigentlich mit deinem Schnurrbart angefangen?"

Der Major wurde verlegen: „Nichts, nichts. Was ich sagen wollte, Sabine, bis auf die Langeweile kann ich dir die Versicherung jeben, habe ich mich noch nie so frisch und so wohl jefühlt."

Der Schnurrbart war ein wenig vom Bier benetzt. Graf Fritz Zwegg nahm die Serviette, aber er wischte nicht rechts und links in kräftigem Schwung wie sonst, sondern betupfte ihn vorsichtig, und dann warf er einen Blick, nur eine Sekunde, auf das Tuch. In Sabine erwachte die Heiterkeit: „Fritz, nun sage mal ehrlich, was hast du denn mit deinem Barte angestellt?"

Da gestand er mit einem Male: „Na, weißt du, da ist nichts dabei, verflucht jrau jeworden war der Bart. Mein Haar ist in Ehren erjraut, aber so 'n weißes Ding immer unter der Nase? Immer mehr weiße Fäden kamen. Erst habe ich sie wegjeknipst, dann aber sagte mein Friseur eines Tages: ‚Herr Graf, det jeht nich so weiter! —' Da hat er mir 'ne Schmiere jejeben. Er meint, da ist nichts dabei, und 's is doch ooch nichts dabei, Sabine!"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich finde es nicht hübsch."

„Ach was, mit dem Alter hat doch das nichts zu tun. Mancher junge Mensch von fünfundzwanzig Jahren wird schon jrau. Und bei uns liegt's doch in der Familie."

Dabei blickte er seine Schwester an. Seine Augen wurden groß. Er beugte sich rechts, er beugte sich links, sah ihr unter den Hut und fragte: „Na, Schwesterlein fein, wat hast du denn anjestellt? Dieselbe Chose in

Weiß. Hast du denn dein Haar bleichen lassen? — Du siehst, ich bin janz jenau orientiert."

Sie lächelte: „Nein, aber etwas gepudert. Ich habe mich nicht jünger gemacht, nur älter, der Gleichmäßigkeit wegen. Ich bin alt und will es sein, muß es sein!"

Er freute sich kindisch, denn die Bemerkung über seinen gefärbten Schnurrbart hatte ihn geärgert: „Na, na, det is jehuppt wie jesprungen, ob schwarz oder weiß, Betrug ist beides."

„Fritz, lassen wir einmal die Toilettenfragen! Du wolltest mir doch was erzählen?"

„Na ja, siehst du, mein kleiner Kreis is jesprengt, na, und da habe ich jedacht, es ist nich jut, daß der Mensch allein sei . . ."

„Willst du dich verheiraten?"

Er schmunzelte in sein Bierglas hinein, dann blickte er listig auf: „Du ahnungsvoller Engel du! Könnte nich janz jefehlt sein. Weißt du, Sabine, jeden Morgen frag' ich mich, zu was bist du auf der Welt, und siehst du, wenn's auch vielleicht höchste Zeit ist, zu alt bin ich doch noch nich." Da sie nichts antwortete, fragte er: „Das scheinst du ja nich zu finden?"

„Ach, es würde mich für dich herzlich freuen. Wer ist es denn?"

„Ich glaube, ich habe 'ne janz jute Wahl jetroffen. Weißt du, so 'ne janz junge wäre ja doch nichts für mich. Ich bin jespannt, was du dazu sagen wirst. Also kurz: die Marie Weyden ist es."

Prinzeß Sabine gelang es nicht, ihr Erstaunen zu verbergen: „Du sagtest doch, es wäre keine ganz junge!"

„Ist sie doch ooch nich, einundzwanzig Jahre ist sie schon!“

Die Prinzessin wurde ernst: „Das ist sogar ganz jung.“

„Sabine, was du für Ideen hast. Ja, wenn ich so'n Esel wäre, daß ich an 'ne Sechzehnjährige dächte! Aber sie is doch schon drei Jahre ausjejangen!“

„Aber, Fritz, einige dreißig Jahre liegen zwischen euch.“

Er strich seinen dunklen Schnurrbart: „Man ist so alt, wie man sich fühlt.“

„Wohl dir.“

Er rollte die Augen, sah seine Schwester von der Seite an, und plötzlich entfuhr es ihm: „Ihr seid einer wie der andere. Die janze Familie ist aufjestanden wie ein Mann, aber ich dachte, daß ich doch wenigstens bei dir Verständnis fände. Karoline denkt an den Erbonkel, der mit 'ner späten Ehe futsch ist, und Helene — als ob ich so 'ne alte, dicke Qualmtute nehmen würde, wie sie selbst ist. Das soll ich wahrscheinlich. Ich kann dicke Menschen überhaupt nich vertragen.“

In seiner Erbitterung lehnte er sich zurück im Stuhl, daß, als sein Sacco zurückfiel, sein starker Leib vorstand.

Die Prinzessin schob ihr Besteck hin und her. Er fragte erregt: „Sabine, da sitzt du jetzt und sagst kein Wort. Und auf dich hatte ich mich verlassen. Die olle Baubergen ist so freundlich jewesen, zu behaupten, ich wäre überjeschnappt. Mary hat gegen die Mary Weyden auch irgend was einzuwenden, entweder ist sie

nicht vornehm jenug oder weil sie nur zwölfhundert Mark hat, denn das wird ja rumjeredet, wie man von den Pferden weiß, was sie wert sind. Es ist wirklich scheußlich! Und nun kommst du —"

„Ich habe ja nichts gesagt."

Er wollte irgend etwas heraussprudeln, stotterte, bekämpfte sich, brach ab, dann rief er rot vor Zorn: „Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen!"

Prinzessin Sabine sagte betroffen: „Was willst du damit sagen?"

Doch schon war es ihm leid. Er murkste und druckste herum: „Nun, ich meine nur so . . . Denkst du nich, daß das zu einem auch kommt? Zuerst hatte ich ja keine Ahnung, aber Sabine, du kennst mich doch, ich will dir doch nich weh tun!"

Er rief die Kellnerin, zahlte, und sie brachen auf. Als sie schweigend schon beinah am Hotel angekommen waren, bat er: „Sei mir nicht böse! Ich will dich doch nich verletzen. Aber wenn man sich ärgert, weiß der Deubel, was man da manchmal redet."

„Dann komm, Fritz, laß uns weitergehen. Ich muß mir ein Paar Handschuhe kaufen, auf der Reise sind alle schmutzig geworden. Und nun reinen Tisch zwischen uns: was wolltest du sagen?"

Er schämte sich ein wenig; endlich begann er doch: „Ich wollte dir einfach sagen, wie kannst du so reden, und bei dir ist's doch derselbe Fall, nur noch 'n bißchen ärger, denn wenn die Frau schon besser — jünger ist als der Mann, um so viel älter, wie in deinem Fall, nee, Sabine, da ist denn doch das Gleichjewicht bei mir eher da."

Die Prinzessin fragte schmerzlich: „Wer hat dir das von mir erzählt?“

„Ach, das tut nichts zur Sache, denn wenn ich jekonnt hätte, wäre ich doch, statt's in mich reinzufressen, den Klatschbasen auf die Bude jerückt.“

„Das wäre ja noch schrecklicher gewesen! Sind die Menschen denn nur so schlecht? Was habe ich, die sich um andere nicht kümmert, ihnen denn getan, daß sich alles damit befaßt? Man möchte sich ja verkriechen! Ach, ich komme nie wieder nach Berlin.“

Der Major ärgerte sich über das, was er angerichtet: „Ach Unsinn, Sabine. Seit 'nem halben Jahr ist Tautenbrook nun fort, ist längst verheiratet — übrigens man hört, daß die Ehe sehr schlecht gehen soll — kein Mensch redet jetzt mehr drüber. Aber wurmen tut's mich doch. Denn wie sollte ich denn einen stellen, wenn sie mir alle jesagt haben, Tautenbrook wäre viel weniger schuld als du?“

Sie waren an der Residenz vorübergekommen, und Prinzeß Sabine, die im Augenblick an ihre Einkäufe nicht mehr dachte, bog in den Hofgarten ein. Der lag zu dieser Stunde fast verlassen. Das Gespräch auf der lebhaften Straße war ihr peinlich. Nun erst redete sie freier: „Du sprichst von Schuld. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. In der ersten Zeit hätte ich mich auch nicht beschuldigen lassen, aber jetzt denke ich: soll ich jedem mein Herz zeigen? Muß die Wunde immerfort von neuem aufgerissen werden? Wenn ein armes, alterndes Weib auch nur das kleinste Interesse zeigt für einen Mann, wird sie unbarmherzig bekrittelt. Die Verwandten wissen es, die Freunde, die Bekannten,

die Gesellschaft. Wahrscheinlich sind auch die Dienstboten orientiert. Vielleicht weiß es die Verkäuferin, bei der ich die Handschuhe kaufen werde. Man wird bespöttelt, durch allen Klatsch gezogen, wird lächerlich gemacht. Wenn ich an alles das denke, überkommt mich ein namenloser Ekel vor den Menschen. Ich weiß, ihr seid da, und wenn der Klatsch zu fassen wäre, würdet ihr für mich eintreten. Aber ist es nicht beschämend, daß einem braven Kerl wie dir die Waffe aus der Hand gerungen ist, weil, wie du mir sagst, was mir bitter, bitter weh tut, ich mehr schuld wäre als er? Ich habe nichts getan, dessen ich mich zu schämen hätte. Nicht ein Wort, das schwöre ich dir, habe ich diesem Mann je gesagt als bis zum letzten Augenblick, wo er ging. Muß ich gestraft werden dafür, daß ich mich nicht verstellen kann?“

Der Major blickte sich bei ihren erregten Worten um, ob jemand in der Nähe wäre. Aber die Sonne lag brütend auf dem menschenleeren Hofgarten, ganz in der Ferne nur, am Armeemuseum fuhr ein Wagen.

Da blieb er vor ihr stehen: „Sabine, zarte Wendungen sind mir nich jegeben. Aber dreinschlagen kann ich. Und begreifst du, daß man die Fäuste ballen möchte, wenn man's nich darf? Aber trotzdem. Wenn jetzt noch einer anfängt.“

In drastischer Bewegung streifte er beide Ärmel auf, daß man seine dicken Arme sah. Dann sprach er in anderem, fast weichem Ton: „Sabine, nun sage mir mal in aller Ruhe und aller Vernunft, findest du meinen Plan wirklich so blödsinnig?“

„Glaubst du nicht, daß ich nachgesonnen habe über

Alter und altern und Altersunterschied? Aber all diese entsetzlichen Worte mit den Buchstaben a-l-t? Nun, also. Ich habe während meiner ganzen Bekanntschaft mit Herrn van Tautenbrook gerungen mit mir und manche Nacht darüber nicht geschlafen. So kann ich dir wohl antworten, wenn es auch bei dir ein wenig anders liegt, denn du bist Mann. Aber, Fritz, du verstehst mich, daß nicht jemand spricht, der den Erbonkel braucht —“

„Aber, Sabine!“

„Wie du weißt, habe ich ja soviel, daß ich noch manchem anderen geben könnte, und — das wissen die Klatschbasen freilich nicht — vielleicht auch gebe. Höre also, was ich mir klargemacht habe in diesem letzten halben Jahr in stillen Hotelzimmern, wo mich nichts an die Vergangenheit erinnerte, wo ich wieder viele, viele Nächte kein Auge zugetan habe. Dann war ich älter am Morgen, nicht um einen Tag oder um eine Nacht, sondern um Wochen und Monate. Es ist nicht viel Puder nötig gewesen, mich ganz weiß zu machen. Weiß, weil nur in dieser Brust dies alberne Herz schlug für einen Menschen, der, wie Heinrich mir auseinandersetzte, nicht gar viel wert sein soll. Ich bin allein danach gegangen, wonach jede Frau geht: ob der Klang dieser Stimme etwas in mir weckte, ob der Blick dieser Augen etwas hervorzauberte, das in mir geschlafen. Ob die Worte, die er brauchte, einen Widerhall fänden in mir. Ich habe diesen Mann vielleicht idealisiert, aber in mir war eben eine Sehnsucht erwacht, die in jedem Menschenherzen ruht, Sehnsucht nach Glück, Sehnsucht, die in mir gezittert hat, seit-

dem ich denken kann. Ich habe als Mädchen Liebe empfunden für den Mann, der mein Gatte geworden ist, auch ihm vielleicht Eigenschaften andichtend, die gar nicht in ihm waren. Für dieses Ideale in mir habe ich bitter, oh so bitter gebüßt durch lange Jahre der Qual. Mein Herz ward vergiftet und erwürgt. Es hat Jahre gedämmert und geschlafen. Dann war ich schon eine leise alternde Frau, als es wieder aufwachte, geweckt von einem, der am Ende, streitet euch darum, ich weiß es nicht, wiederum alles das nicht besaß, das ich ihm angedichtet habe wie dem ersten. Die gleiche Sehnsucht redete aus mir wie einst. Ich will sie dir beschreiben, Fritz — ein Gefühl des Erdentrückten, des Gehobenseins nur durch seine Gegenwart, als vernähme ich eine herrliche Musik, die mich weit davontrug, eines Gefühls ohne Selbstsucht. Ich kann dir nur sagen, ich habe nicht das Bedürfnis empfunden, ihn zu besitzen. Träumen wollte ich von ihm, ihn haben im Geist, seine Seele zu mir zwingen. Verrückt, nicht wahr, wenn jemand vielleicht nicht ganz die Seele hat, wie ich sie mir male, oder wenn sein Herz anderwärts weilt, bei einer, die unwert ist. Es ist nicht Eifersucht, nichts Persönliches und doch — nein, nein, ich hasse sie — weil sie ihn unglücklich macht ... Alles das habe ich jetzt fast überwunden, und die Zeit wird noch mehr tun. Mit dem Verstand, nicht mit dem Herzen, sehe ich ein: ich habe eine Dummheit begangen. Wenn er heute zu mir käme und wäre frei — es ist ja unmöglich. Aber — ja, was wollte ich denn sagen — ich wollte ja nicht von mir sprechen, sondern von dir, ich wollte dir helfen durch meine Erfahrung.“

Der Major blickte wild um sich, zornig fast, wie immer, wenn ihm etwas nahe ging. Nebeneinander schritten sie weiter, und Prinzeß Sabine sprach leise, während der Kies auf dem Wege knirschte: „Fritz, gib den Gedanken an dieses Mädchen auf. Soviel ich sie kenne, würde sie als Frau durchaus nicht etwa bequem beim Bier sitzen wollen, sondern würde verlangen, daß du die Uniform zum Hofball anziehst. Die will ihren Anteil am Glück, an dem, was junge Mädchen Glück nennen. Sie will dich nicht nur pflegen."

„Das soll sie gar nicht, ich bin gesund!"

„Du bist es noch, aber doch schon etwas ruhebedürftig. Ja, ja, du ärgerst dich! Gut, also ruhebedürftig noch nicht, aber bequem. Du hast deine Leutnantszeit durchtobt — weißt du noch, Fritz, ich kenne doch meinen lieben Bruder, wie Papa zahlen mußte? — Du hast über dreißig Jahre den Offiziersrock getragen, dir sind Bälle, Gesellschaften, der ganze ‚Schwindel', wie du immer sagst, fürchterlich. Sie aber betrachtet dich, sei dessen gewiß, als Sprungbrett, um wieder hinauszukommen in die Welt, die sie erst halb gesehen hat, vielleicht nur ein Viertel. Wie brummig bist du manchmal, auch nur eine Erklärung zu geben, wie hast du dich, wenn Marka so viel fragte, gewundert, daß sie das und jenes nicht wußte. Wenn nun das junge Ding dich fragen würde, wie ein Kind fragt, so daß zehn Weise nicht antworten können, ob dir nicht die Geduld risse? Und denke doch, in sieben Jahren bist du sechzig, und sie achtundzwanzig, in vierzehn Jahren bist du ein Greis und sie die ‚femme de trente ans!'"

Der Major sprach vor sich hin: „Nee, auf Bälle schleppe ich sie nich!“

„Siehst du!“

Er blieb stehen: „Sabine, du hast dich doch sonst nich um 'n alten Junggesellen jekümmert, woher weißt du denn das alles?“

„Ich habe mein eigenes Schicksal zu oft durchdacht.“

Er, der den ganzen Weg hindurch verstimmt gewesen, nicht Beifall für seine Pläne zu finden, sah zum erstenmal seiner Schwester ins Gesicht, und Rührung lag auf seinen Zügen: „Ich bin nur 'n einfacher Soldat, Sabine, und weiß ja, Heinrich versteht dich besser, aber aus einem ehrlichen Reiterherzen heraus möchte ich dir sagen: ich habe dich kolossal lieb, und wenn durch meine Pläne was zwischen uns käme, na, dann lieber nich.“

„Es scheint also doch nicht so sicher zu sein?“

„Ach nee, nur wenn man sich so langweilt.“

Jetzt blitzte es um ihren Mund: „Ist das der Hauptgrund?“

„Mit.“

„Dann gehe ich ins Lager der Geschwister über und sage dir: um alles in der Welt nicht! Aber Fritz, wenn ich etwa eine finden sollte, die so an die vierzig ist, Ruhe haben will, guten Charakter hat, so werde ich sie dir zeigen. Doch ich mache ja nur Spaß! Es muß alles von selbst kommen. Wer kann uns Menschen darin helfen? Aber ich danke dir, daß du mir einmal das Herz geöffnet hast oder vielmehr die Lippen. Ich will dir nur gestehen: eigentlich wollte ich wieder ab-

reisen, München und noch dazu der Bayrische Hof, weckten Erinnerungen. Aber die gibt's am Ende überall. Darum: weißt du was, wir bleiben hier! Ich gehe auch mit, wohin du willst, ins Hofbräu, ins Pschorr, ins ... ich kenne nicht alle die Namen. Nur Bier kann ich nicht trinken."

Der Major sah sie fast entsetzt an: „Was denn sonst?"

„Gar nichts."

„Das jeht nich."

Sie machte eine schnippische, fast jugendliche Gebärde, indem sie mit den gekrümmten Fingern leicht gegen die Brust pochte: „Nichts — zu nichts. Hier ist nichts mehr."

* *
*

Ein älteres Mädchen mit bärbeißigem Gesicht machte auf. Als sie Prinzeß Sabine erkannte, erhellten sich ihre Züge. Sie ließ sie in den Flur und schloß die Treppentür. Die Wände waren bedeckt mit Pferdebildern und Waffen, in Linie aufmarschiert, daß man fühlte, hier hatte kein künstlerisches, sondern ein militärisches Auge gewaltet.

„Wird mein Besuch Exzellenz auch nicht schaden?"

Die ältere Person band ihre Schürze ab: „Nee, nee, im Gegenteil! Der Herr Sanitätsrat hat gesagt, es wäre janz jut, wenn sie 'n bißchen Unterhaltung hat."

Schon von weitem tönte, genau so kräftig wie nur je, die Stimme der ollen ehrlichen Baubergen: „Das ist recht, Sabine, daß du gekommen bist, sonst kümmert sich ja doch kein Mensch um mich! Aber ich will nicht

Trübsal blasen. Der Kerl mit der Sense hat mich doch nicht untergekriegt."

„Tante, wer wird denn davon sprechen!"

„Na ja, ich bin nahe ran gewesen. Mein Mann, du weißt, daß er leider gern die Karte bog, und das hat manche Träne gekostet, denn damals konnte ich noch heulen, heute ist kein Tropfen mehr in den ollen Tränensäcken — also mein Alter, der hätte gesagt: ‚Diesmal habe ich nur den kleinen Schlag erwischt, beim großen ist's aus.' Na, wir fahren alle mal dahin. Und ich jammere nicht. Es war famos auf der Erde! Ich habe mein Leben genossen! Sabine, mehr kann man doch nicht verlangen? Ich bin gar nicht so unbescheiden, daß ich wünschte, es soll noch mal losgehen. Aber immerhin, wenn ich wieder jung werden und wieder anfangen könnte: ich machte mit. Na, da ist nu dagegen gesorgt, wir werden eben nicht jünger. Aber am Ende ist es auch ganz gut. Die Zeit, wo ich jetzt hier solo gelegen habe und die olle linke Flosse nicht mehr mitmachte, ist mir manches durch den Kopf gegangen, das ich, gesund, nie überlegt hätte. Aber Sabine, jetzt schwatze ich und schwatze, siehst du, das ist das Alter. Früher war ich kurz und grob. Grob kann ich noch sein, aber schwadronieren muß ich. Nun sage mal, wie geht's dir denn?"

„Ach, Tante, von mir wollen wir doch nicht reden, von dir; ich möchte wissen, wie es dir geht."

„Nein, nein. Komm näher, daß ich deine Hand nehmen kann. Laß dich mal ansehen. Siehst nicht schlecht aus, Sabine! Und das weiße Haar steht dir gut! Nun höre mal, ich möchte was Ernstes mit dir

besprechen, ich weiß ja nicht, wie lange ich noch lebe! Du willst natürlich sagen, ich werde alt wie Methusalem, aber dazu hätte ich gar keine Lust. Du hattest eine dumme Zeit in deinem Leben, ein Jahr ist's vorbei, denn der Tautenbrook ist nun über ein Jahr verheiratet! In deinen Gesichtskreis ist er doch nicht wieder gekommen?"

Prinzeß Sabine blickte mit ihren klaren Augen Frau von Baubergen an: „Von Florenz hatte ich dir geschrieben, seitdem weiß ich nichts mehr."

„Na, nicht wahr, Sabine, es ist auch so gegangen?"

„Es muß eben gehen."

Die alte Dame richtete sich auf, so gut sie konnte: „Na nu, na nu, doch noch nicht alles tot?"

„O doch! Vernunft, Nachdenken, Unabwendbarkeit, Gewohnheit —"

„Na also, Sabine! Nicht wahr, du läßt mir Gerechtigkeit widerfahren. Ich bin nicht von denen gewesen, die immer drin rumgewühlt haben. Es gibt Menschen, die müssen ihre Finger in jede Wunde stecken, und zwar natürlich nicht desinfiziert, so daß sie den Bazillus übertragen, — oder wie heißt der Kerl, der das Wundfieber verursacht? Der Sanitätsrat hat mir's neulich gesagt, denn mit so'n Pflasterkasten muß man vom Beruf reden. Wir sezieren und amputieren, solange er da ist, dann kann er mir keine Dummheiten verordnen. Wenn wir nämlich 'ne halbe Stunde geschwatzt haben, muß er zu seinen anderen Patienten. Das aber nur unter der Hand. Sage mal, wir sprachen von Tautenbrook, du hast also gar nichts wieder gehört?"

„Nein, gar nichts.“

„Sage mal, Sabine, du weißt doch, wie ich's mit dir meine.“

Die Prinzessin gab einfach zurück: „Gut.“

„Na also, dann: Hast du dem Traum ganz entsagt? Ja! Gut, aber bitte laß mich noch reden: Ich habe was in der Zeitung gelesen. Das möchte ich dir gern beibringen. Subkutane Injektion. Ich spreche nur noch medizinisch. Also — der Tautenbrook hat 'n Kind. — Oder vielmehr nach den Gesetzen der Natur: sie. Das hab' ich auch so gewußt, Sabine, dazu brauchte ich meinen Sanitätsrat nicht. Trotzdem von ihm kommt's. Er ist nämlich mal Schiffsarzt gewesen in seinen jungen Jahren bei einer holländischen Dampferlinie. Seit der Zeit hält er noch immer irgendein holländisches Käseblatt. Da hat die Anzeige drin gestanden. Siehst du, Sabine, deswegen habe ich dich kommen lassen. Ist doch ein niederträchtiges Frauenzimmer, die olle Baubergen, nicht wahr? Sehnsucht hat sie gar nicht nach dir gehabt, wollte dir's bloß stecken, und darum hat sie dir geschrieben. Aber ich sehe ja, du nimmst's ganz ruhig auf.“

Prinzeß Sabine meinte gelassen: „War das nicht vorauszusehen? Ich gönne es jeder Frau. Und es ist vielleicht für Frau van Tautenbrook besser. Mutterschaft veredelt viele Frauen, weist sie auf Pflichten, deren sie sich sonst nie bewußt werden. Vielleicht macht es auch ihn reifer und zeigt ihm einen Zweck seines Lebens: die neue Pflicht, ein Kind zu erziehen. Ach, Tante, was habe ich mir vor Jahren, vor vielen Jahren, als ich jung war, sehnsüchtig ein Kind gewünscht. Wie

oft habe ich davon geträumt, solch kleinem Wesen alles Schöne und Gute ins Herz zu pflanzen. Vielleicht wird auch dieses Kind zwischen den beiden Menschen, die — ich habe es immer geahnt — sich nicht finden konnten, eine Brücke."

Frau von Baubergen hatte die Prinzessin betrachtet, als wollte sie alles aus ihren Zügen lesen. Nun sagte sie hart: „Das geht nicht mehr!"

„Warum nicht?"

„Was ich dir bisher sagte, war nur eine Vorbereitung: Diese Tirlemont hat ausgetirlemont."

„Ich versteh' dich nicht!"

Die alte Dame stieß den Stock mit der gelben Elfenbeinkrücke auf den Boden und rief nur ein einziges Wort, als hätte sich ein Schicksal vollzogen: „Tot!"

Prinzeß Sabine fuhr auf und sah die andere starr an.

Die Exzellenz fragte: „Nun, was sagst du?"

„Er tut mir leid."

„Du freust dich nicht?"

„Wie kann man sich darüber freuen?"

„Das sieht dir ähnlich. Ich hätte gesagt — warum soll es roh sein, da wir doch alle sterben müssen —: Die Erde sei ihr so leicht, wie sie's andern auf der Welt schwer gemacht hat. Drei Kreuze. Fahr ab! Komm nicht wieder! Sela."

Prinzeß Sabine blieb regungslos in ihrem Stuhl. Frau von Baubergen fragte: „Was wirst du jetzt tun?"

„Nichts."

„Das ist gut."

Prinzeß Sabine richtete sich auf: „Warum meinst du das?"

„Ach Sabine, ich dachte ... vielleicht ... es ist schwer zu sagen ... ich dachte: nun geht die Tautenbrookerei wieder los."

Die Prinzessin antwortete langsam: „Wer das durchgekämpft hat, was ich durchgekämpft habe, der beginnt nicht von neuem. Mir tut Tautenbrook leid. Ich sehe den Mann mit dem Kindchen da allein in Holland sitzen, und ich muß weinen."

Die Prinzessin beugte den Kopf, das weiße Haar sank immer tiefer nieder. Weicher, als sie je gesprochen, sagte die alte Dame: „Nicht weinen! Es hilft dir nichts und hilft ihm nichts. Nicht weinen, liebes Kind. Weshalb weinst du?"

„Ich denke an ihn."

„Doch noch?"

„Anders als damals."

„Und was wirst du tun?"

„Ich kann nichts tun."

„Deshalb die Tränen?"

„Ja, deshalb die Tränen."

Die alte Baubergen sprach fast feierlich: „Alles erfüllt sich, alles kommt und geht. Ich will dir noch etwas erzählen: Das Kind hat der Mutter das Leben gekostet, das scheint aus der Anzeige hervorzugehen. Mehr wissen wir nicht. Alles straft sich. Diese Frau hat ihm nachgestellt, hat ihn aus reiner Berechnung genommen. War der Tod ein Jahr des Reichtums wert? Alle Menschen hängen am Leben, Leben ist glücklich sein. Diese Frau nun ist bestraft am Leben,

mit ihrem Leben! Was ist alles Geld, alle Stellung oder was sie haben wollte, nun wo sie unter der Erde liegt? Nichts! Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nur sehen wir sie nicht immer. Hier ist sie."

Prinzeß Sabine hob den Kopf: „Und bei dem andern, den es unschuldig trifft?"

Die alte Dame ward lebhaft: „Ich will dir etwas sagen, Sabine, was du vielleicht trotz aller deiner Sammlung nicht erkannt hast. Vielleicht macht es Tautenbrook reifer. Ganz unbeschädigt geht er nicht daraus hervor. Aber glaube mir, er wird aufstehen jünger als zuvor. Ich kenne die Menschen."

„Dann geht er den umgekehrten Weg wie ich."

„So scheiden sich eure Wege um so gewisser."

„Sie sind ja schon geschieden."

Die Alte hob drohend ihren Stock: „Das ist gut!"

„Ja, für ihn."

Mit funkelnden Augen, den rechten Arm bewegend, während die gelähmte linke Seite steif auf dem Lager ruhen blieb, rief die Exzellenz: „Gut für dich!"

* * *

Die Fenster standen offen, dunstig warme Sommerluft zog herein, gemischt aus Pflanzenatem vom Tiergarten drüben jenseits des Brandenburger Tores, und aus allen Dünsten der Straße: Staub, Pferdedünger, Sand, Benzingas und Öl. Die Lichter waren entzündet. Prinzeß Sabine ging in dunklem Kleide mit breitem Ausschnitt und durchbrochenen Ärmeln, das ihre noch immer schöne Gestalt zur Geltung brachte, durch die Räume, ihrer Gäste harrend.

Der ‚heilige Grahl‘ erschien zuerst. Als er niemand erblickte, sah er sich scheu um: „Verzeihung, Durchlaucht, ich bin wohl zu früh gekommen, es ist noch kein Mensch hier?“

„Vielleicht glaubt dieser oder jener, daß die Abende schon aufgehört hätten. Es ist ja der letzte. Das ewige sommerliche Sterben — alles endet!“

Der Dramatiker beugte seine hohe Gestalt ein wenig zu ihr: „Um so größer dann die Freude nächstes Jahr!“

Sie spielte mit ihrer Lorgnette: „Ich weiß nicht, ob ich die Abende nächstes Jahr fortsetzen werde. Ich habe das Gefühl, als ob sie nicht mehr so wären wie früher.“

Der Schauspieler Erich Klatt war eingetreten mit seiner jungen Frau, der einst vom Publikum vergötterten Ernestine Heyer. Der Dramatiker sagte zu den beiden: „Denken Sie, Durchlaucht meint eben, die Abende würden vielleicht mit diesem Jahr ihr Ende erreichen.“

Der Schauspieler zog die Augenbrauen in die Höhe, und seine regen Züge verfinsterten sich, als sei etwas Entsetzliches geschehen. Dann sagte er mit der deutlichen Aussprache, die von den glattrasierten Lippen kam, als ob jeder Ton bis in den hintersten Winkel eines großen Hauses zu dringen hätte: „O, Durchlaucht, das werden Sie uns doch nicht antun!“

Die Prinzessin legte ihr weißes Haupt zurück und wandte sich an die junge Frau: „Haben Sie nicht auch einen Abschnitt in Ihrem Leben gemacht, als Sie sich verheirateten? Wer hätte gedacht, daß Ernestine Heyer

ohne Abschied sang- und klanglos von der Bühne verschwände?“

Die einstige Schauspielerin antwortete ruhig: „Ich hasse das Theater, und da noch einen großen Abschied — nein.“

Sie griff nach ihres Mannes Hand: „Er soll spielen, einmal brauchen wir es zum Leben, dann kann er etwas, und endlich muß ein Mann einen Beruf haben.“

„Und ihr Beruf?“

„Meinen Mann glücklich zu machen. Und dann — ich habe auch genug im Hause zu tun. Wenn er von der Probe kommt, jeden Tag zu einer andern Zeit, soll er in einer Viertelstunde sein Essen haben.“

Prinzeß Sabine lächelte: „Können Sie kochen?“

Frau Klatt streifte mit einem Blick ihren Mann.

Der legte sich zurück und sagte scherzhaft gnädig: „Wir sind zufrieden.“

Die Prinzessin wurde gleich wieder ernst: „Ich habe jene Darsteller immer am meisten bewundert, die rechtzeitig die tragische oder heitere Maske ablegten. Sich nicht überleben ist eine Hauptlebenskunst. An unsern Abenden fehlt schon mancher. Herr Blaustein ist auf der Tournee in Amerika, Herr Bohngref ist nach Wien gekommen. Unserm Biedermeiermaler nahm der Tod die Palette aus der Hand. Und junger Nachwuchs? Unsere Abende altern!“

Der Schauspieler schüttelte den Kopf: „Sie waren immer so schön!“

Prinzeß Sabine meinte bitter: „Wer gedenkt der Vergangenheit!“

Frau Klatt sah wieder zu ihrem Mann: „Durchlaucht sind heute so elegisch gestimmt?“

Der ‚heilige Grahl‘ reckte sich zu voller Höhe: „Die Frau Prinzessin hat auch recht, ja, wer gedenkt dessen, was man geleistet hat? Glauben Sie, daß das Publikum, das doch die Menschen im ganzen darstellt, Dankbarkeit kennt? Man hat sich ein halbes Leben abgemüht in seiner Kunst und auch etwas geschaffen, da kommt ein Fehlschlag: Aus ist es! Daß man ihnen einmal ans Herz gegriffen hat, mit etwas, das man aus eigenem Herzen oder aus den Höhen der Himmel gerissen, daran erinnert sich bei dem Fehlschlage keiner.“

Prinzeß Sabine meinte: „Herr Grahl, das Stück, das diesen Winter nicht den Erfolg gehabt hat, den wir Ihnen alle herzlich gewünscht hätten, ist doch nur ein Teil Ihrer Lebensarbeit. Nächstes Jahr kommt etwas Neues, und es gelingt Ihnen wieder.“

Der ‚heilige Grahl‘ stand da, die Fäuste geballt, vor sich hinstarrend: „Durchlaucht, es mag sein, aber Jahre hindurch steckt man seine Seele in diese Verse. Und das Publikum hat so wenig Achtung vor einer langen Vergangenheit, daß es mich aushöhnt wie einen dummen Jungen. Gründlinge im Parterre, die nicht einen Gedanken in ihrem Leben gehabt haben, es sei denn der, einen anderen herunterzureißen oder Geld zu machen, und der ist — nicht einmal von ihnen. Wir haben Realismus, Idealismus, Romantik und Naturalismus wechseln sehen. Ein junges Geschlecht kommt herauf. Ich bin der erste, die da beginnen, wie ich einst begonnen habe, zu ermuntern. Ich *habe* manchem geholfen. Aber — ich?“

Der Schauspieler warf dazwischen: „Grahl, es wird wieder kommen."

Doch der machte eine abwehrende Bewegung durch die Luft: „Nein, man wird alt. Die künstlerische Kraft wird geringer, die Ideen abgewetzter, die Bilder verbraucht, die Reime sind schon einmal angewendet, die Verse fließen in zu gleichmäßigem Kling-Klang, das Haar wird grau, grau, und die Gedanken werden grau, grau!"

Er machte ein paar lange Schritte durchs Zimmer bis in den Nebenraum. Frau Klatt sagte leise zur Prinzessin: „Er ist schrecklich verbittert!"

Und der Schauspieler: „Durchlaucht, glauben Sie mir als vom Bau, sein Stück taugte nichts. Mir glückt auch nicht jede Rolle, es gibt welche, die mir nicht liegen. Viele Menschen, die altern, machen böse Jahre durch. Grahl hat den Altersstil noch nicht gefunden, oder vielmehr — Alter kann man nicht sagen — den des reiferen Mannes."

Die Prinzessin, die Lippen eng geschlossen, schien nachzudenken. Aber sie wurde herausgerissen durch ein paar Offiziere, die sie zu begrüßen hatte. Erst später, als die Räume sich schon gefüllt, traf sie den Dichter:

„Ich muß Ihnen wirklich etwas sagen, lieber Herr Grahl. Man darf keinen Menschen auf Irrwegen lassen. Jeder macht eine Wandlung durch, der Dichter aber, dessen Nerven empfindlicher sind, wird doppelt erleben! Und wenn Sie die Verzweiflung überkommt, so ist es vielleicht, weil in Ihnen das, was in uns einfachen Menschenkindern nur leise zittert, klirrend

schwingt. Aber ich glaube nicht, daß der Dichter in die Welt gesetzt ist, nur um glücklich zu sein. Er ist wohl auf der Erde, um mit den Lachenden zu lachen, aber auch mit den Weinenden zu weinen. Durch seine Seele muß gegangen sein, was er uns schenkt. So müssen Sie zu neuem Aufschwung auch Neues erleben, das weh tut. Glauben Sie aber nicht, daß der Dichter allein leidet. Das ist uns armen Menschen, wenn wir es auch nicht so ausdrücken können, ebensowenig erspart. Sie kommen jetzt aus dem Sommer in den Herbst. Reifen im Herbst nicht auch Früchte? Ja, ist das, was der Herbst uns gibt, nicht manchmal köstlicher, weil reiner und ruhiger? Wir müssen alle unsere Seelen hinwegführen über Enttäuschungen und Schmerzen zu neuem Gleichgewicht. Wenn Sie in diesem Gleichgewichte wieder sind, dann werden Sie uns, lieber Herr Grahl, erschütternd diese Kämpfe von der Bühne aus zeigen. Dann werden wir die Tränen weinen, die Sie einmal geweint haben. Wir werden aber auch die Tränen lachen, die Sie zu lachen wieder lernen müssen. Denn der Humor ist doch nur des Leides Überwindung. Wir überblicken erst das Leben, wie es der Dichter sehen soll, von der höchsten Warte, wenn wir überwunden haben."

Er hatte den Kopf mit finsterer Miene zu ihr gesenkt und fragte: „Durchlaucht, haben Sie überwunden?" Im selben Augenblick stammelte er erschrocken: „Verzeihen Sie . . . ich war in einer anderen Welt . . ."

Doch die Prinzessin antwortete ruhig: „Ich habe überwunden." Und sie fuhr fort: „Ich errate Ihre

Gedanken, Herr Grahl. Ich will Sie trösten, jeden Menschen soll man trösten, Sie haben nichts gesagt, das mich kränkt. Die Frau, die den Kampf mit den Jahren ehrlich überwunden hat, wird sich nur freuen, wenn man davon spricht. Alte Soldaten reden gern von vergangenen Feldzügen. So meinen Sie es doch? Sie meinen nur den Kampf mit dem Alter, nicht wahr?"

„Allerdings . . ."

„Nun denn: Auch wenn man gut ausgesehen hat — vielleicht hat es einem der Spiegel gesagt, auch ohne zu große Eitelkeit, einmal kommt doch das unerbittliche Fressen der Jahre. Das Haar wird grau, die Haut läßt ihre Spannung nach, dann wird das Haar weiß und die Haut schlaff. Das lehrt wieder ein Blick in den Spiegel und jedes Wort, das einem liebenswürdige Menschen sagen. Nun wehrt man sich wie gegen den Feind, das Altern. Die Kämpfe meinten Sie doch, wenn Sie mich fragen, ob ich überwunden hätte?"

Er machte ein wütendes Gesicht über das, was ihm entfahren, ihm, der so zarte Dinge von der Bühne sprach.

Prinzeß Sabine redete weiter: „Endlich kommt die Erkenntnis, daß man verzichten muß. Ja sogar eines Tages der Gedanke: wie war es möglich, daß du überhaupt an anderes dachtest, als daß du zu — alt bist. Ich glaube, Herr Grahl, Sie meinten etwas Ähnliches?"

Er stammelte nur: „Ganz gewiß, Durchlaucht, ganz gewiß!"

„Aber dann folgt die schönste Zeit: eben wenn man überwunden hat, wenn man auf neuer Lebensstufe steht. Überwinden Sie wie ich, dann werden Sie auch die Jugend anders betrachten, die heraufkommt. Nicht wahr, Herr Grahl?"

Er verneigte sich. Und immer noch fuhr sie fort: „So wird Ihnen vielleicht auch die Natur dankbar sich erweisen, und ein neues, reifes Werk fällt Ihnen in den Schoß. Kümmern Sie sich nicht um Dankbarkeit oder Undankbarkeit. Ich glaube in eigenen Kämpfen dieser letzten Zeit — Sie wissen, ich meine jene um das weiße Haar — erkannt zu haben, daß, was andere Menschen reden oder denken, gleichgültig ist. Sie können einem im Grunde in schweren Stunden doch nicht helfen, können einem aber auch die schwersten Stunden nicht bitterer machen, denn das Urteil darüber liegt allein bei uns. Und nun, lieber Herr Grahl, verzeihen Sie, ich sehe, die Musik soll beginnen, und wie es scheint, wartet man."

Während die Prinzessin mit der jungen Altistin vom Opernhaus redete und der Offizier am Klavier schon die Noten durchblätterte, sagte der Dramatiker zu Fritz Buchs, dem Maler, ganz entflammt: „Unsere Prinzessin ist ein wirklicher Mensch! Wo gibt's den sonst unter der Horde? Wenn ich die mal aus dem Feuer reißen könnte und zu einer Bühnenfigur schmieden! Aber sie ist vielleicht schon zu geklärt, am Ende nicht dramatisch genug, keine Kämpfende mehr!"

Der Maler, gesetzter, wie es schien, als früher, doch noch mit den flammenden Augen, die alle Umwelt zu schauen und einzusaugen schienen, sprach: „Kommen

Sie mal in mein Atelier, ich habe da eine Sappho stehen —“

In dem Augenblick begann der Offizier zu spielen. Alles schwieg. Die Prinzessin setzte sich in ihre Ecke.

Der Diener erschien an der Tür. Während des Gesanges blieb er stehen. Erst als die letzten Töne der begnadeten jungen Kehle verklungen waren und die Gesellschaft sich um die Sängerin drängte, zu fragen, von wem das neue Lied sei, das sie eben gesungen, trat der Diener zur Prinzessin: „Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht, Herr Graf Fritz bittet, Euer Durchlaucht möchte sofort einen Augenblick ans Telephon kommen.“

Prinzeß Sabine erklärte Fräulein Brugger: „Ich werde hinausgerufen. Ich bin gleich wieder da. Bitte, singen Sie aber nicht die ‚Feldeinsamkeit‘, während ich fort bin.“

Sie nickte ihr zu und ging.

„Hier Sabine. Bist du's, Fritz? . . . Ah so . . . Was ist denn? . . . Ach . . . Ach nein . . . Nein, nein, er darf nicht kommen . . . Es geht mich nichts an . . . Nein, nein, ich habe ihn gebeten, nicht zu mir zu kommen . . . Etwas Wichtiges? . . . Ach, verändert findest du ihn? . . . Ja, wenn du meinst, ich hätte kein Recht dazu . . . Nein, wir sind nicht unangenehm geschieden, ganz ruhig . . . Jetzt wäre es überhaupt unmöglich . . . Ich kann nicht sagen, wenn es aus ist . . . Ich verstehe nicht —“

Prinzeß Sabine wich einen Schritt zurück und setzte das Hörrohr ab. Im selben Augenblick legte sie es wieder ans Ohr. Dann sagte sie ruhig, sicher, jedes

Wort betonend: „Gewiß, Herr van Tautenbrook, alle Abmachungen bricht der Tod, Sie haben recht. Und von allen Versprechungen kann man einen Menschen entbinden. Nun gut, dann will ich Sie sehen. Aber heute abend ist es mir nicht möglich . . . Sie mißverstehen mich, ich bin bereit, Sie zu empfangen, wie ich jeden Herrn empfange. Vielleicht paßt es Ihnen morgen nachmittag? Sagen wir drei Uhr . . . Ach, Sie müssen durchaus zurück? . . . Nun, bitte, dann um elf Uhr . . . Jawohl, morgen früh um elf . . .“

Alles blickte zur Prinzessin, als die eintrat. Graf Dingelsheim, mit funkelnagelneuen Majorsachselstücken, stand an der Tür: „Prinzessin, es ist gewartet worden.“

Sie wandte sich zu denen am Klavier: „Aber das sollte nicht sein.“

Ruhig war sie, als hätte sie draußen mit dem Diener gesprochen. Sie führte die junge Sängerin beim Arm wieder an den Flügel und sagte mit dem ganzen bestrickenden Zauber, der ihre Züge erhellte, wenn sie einem gegenüberstand, der ihr lieb war, und die weißen Zähne wurden von den Lippen entblößt, und über dem Gesicht stand wie ein Schein das glitzernde weiße Haar: „Liebes Fräulein. Dann bitte die ‚Feldeinsamkeit‘.“

* *
*

Prinzessin Sabine rückte ihrem Sessel gegenüber den Stuhl, auf dem Besuch gewöhnlich zu sitzen pflegte, ein Stück ab und trat ans Fenster, die andere Seite der Linden zu bespähen. Doch nur gleichgültige Menschen gingen dort. Da war es ihr, als ob jemand auf dem Teppich käme, und sie wandte sich um.

„Herr van Tautenbrook."

„Ich lasse bitten."

Sie stand gegen das Licht, die Hände ineinandergeschlungen. Nach ein paar Augenblicken erschien eine große Gestalt: über dem schwarzen Anzug und der schwarzen Krawatte hob sich das bleiche Gesicht mit dem blonden Haar hell ab.

Jonkheer van Tautenbrook van Adriaan verbeugte sich. Prinzeß Sabine reichte ihm die Hand. Er zog sie an die Lippen. Dabei streifte ihr Blick sein Gesicht, so jung, so frisch wie nur je, nur etwas ernster wohl als einst: „Es tut mir leid, aber ich konnte Sie gestern abend nicht sehen, es war ein D-Abend. Es ist noch wie früher."

Er blickte auf: „Ja, es ist wie früher!" Dann erhob er die Stimme: „Und es ist doch alles verändert!"

Die Prinzessin streckte ihm noch einmal die Hand entgegen: „Herr van Tautenbrook, Sie haben sehr Trauriges erlebt, wie ich gehört habe, von ferne —"

„Ich habe Ihrem Befehl gemäß nichts von mir hören lassen, es Ihnen also auch nicht angezeigt."

„Ich verstehe. Aber ich darf Ihnen wohl sagen, daß ich Anteil an Ihrem Verlust genommen habe."

Die Prinzessin ließ sich in ihren Stuhl nieder; ihr weißes Haar hob sich wundervoll ab von dem blauseidenen Schirm. Eine Pause, dann sagte sie: „Wenn es etwas Zwingendes war, wußten Sie wohl, daß ich Ihnen trotz allem zur Verfügung stand."

Er sprach immer, ohne sie anzublicken: „Es ist etwas Zwingendes. Ich hielt es bei mir nicht mehr aus."

„Und da sind Sie nach Berlin gefahren?"

„Ja. Ich habe keinen Menschen, der mir nahesteht. Höchstens einen alten Advokaten in Utrecht, der schon die Geschäfte meines Vaters besorgte. Man kann ihm alles sagen, und er hat wohl für alles Verständnis, aber, er ist eben doch der Mann der Geschäfte, und vielleicht ist auch der Altersunterschied zwischen uns zu bedeutend."

„Der spielt im Leben eine große Rolle!"

Er schwieg, und als wolle sie in einem Gefühl des Edelmutes den Eindruck ihrer Worte verwischen, fuhr sie fort: „Ich meine nur: die Anschauungen ändern sich im Alter. Sie sind eben eine andere Generation."

„Er ist mir trotzdem sehr lieb. Er ist auch der einzige Mensch, der über meine Privatverhältnisse unterrichtet ist. Aber ich wollte Ihnen etwas anderes sagen. Und in meiner Verzweiflung — ja, Prinzessin, ich bin verzweifelt, ich bin in — ach, das brauche ich jetzt wohl nicht zu sagen. Ich habe sehr, sehr Trauriges erlebt."

„Mein Mitgefühl haben Sie gehört."

„Ich danke Ihnen noch einmal!"

„Ich bitte, mir zu glauben, Herr van Tautenbrook, daß es aus ehrlichem Herzen kommt. Ich möchte das betonen, denn der Verlust, den Sie erlitten haben, gilt für mich sonst rein gesellschaftlich."

„Gesellschaftlich?"

„Gewiß. Ich habe mit Ihnen empfunden, wie man mit jedem Menschen empfindet, den man einmal gekannt hat und dann aus den Augen verlor."

„Ja, Sie haben mich aus den Augen verloren, Prinzessin. Aber glauben Sie mir: ich Sie nicht."

Sie antwortete etwas kalt: „Herr van Tautenbrook, Sie hatten doch Ihre Frau.“

Er ließ den Kopf sinken und sagte nichts mehr. Nach einer Weile des Schweigens, da er gar nicht zu sprechen begann, fing sie an: „Ich höre, Sie sind Vater?“

„Mir ist ein Kind zurückgeblieben aus einem Traum, einem schweren Traum.“

„Der ist nun vorbei!“

„Ja, vorbei. Und ich weiß nicht, ob ich nicht oft ... Ich will nicht heucheln, ich weiß, daß ich aufgeatmet habe, als er ausgeträumt war.“

Prinzessin Sabine fragte, mit der Lorgnette spielend: „Ist es ein Knabe?“

„Nein, ein Mädchen.“

„Armes Kind!“ Er sah sie an. Sie fuhr fort: „Gewiß, denn es ist für jedes Kind hart, keine Mutter zu besitzen.“

„Wenn diese nicht wie eine Mutter empfindet?“

„Ich könnte mir nicht denken, daß dies Gefühl in einer Mutter nicht erwachte!“

„Es gibt welche, in denen es nie erwacht!“

„Dann bedaure ich sie tief. Immerhin, wenn sich auch zuerst die Mutterliebe nicht so zeigt, sie kommt vielleicht dennoch einmal, und wäre es über Jahr und Tag! Wir Menschen wandeln uns.“

Jetzt sah er sie durchdringend an: „Ja, Prinzessin, sehr!“

Sie fragte schnell: „Wie heißt die Kleine?“

„Nach meiner Mutter Elisabeth.“

„Sieht sie Ihnen ähnlich, Herr van Tautenbrook? Ich meine, sie ist …“

„Sie ist blond. Die Amme sagt, sie wäre nach meiner Art. Jener Advokat, von dem ich sprach, meinte auch, sie sei auf die Tautenbrooksche Seite gefallen.“

„Ah?“

„Ich möchte nichts Böses sagen, denn man soll die Toten ruhen lassen, aber das ist gut. Anderseits könnte das Kind manches, was in mir war, geerbt haben, und das wäre wohl nicht gut. Aber, Prinzessin, ich habe mich sehr geändert, denke in fast allem anders. Ich bin durch eine schwere Schule gegangen.“

„Ich glaube, auch mir kommt jetzt manches, das ich früher gedacht, vielleicht auch nur geträumt habe, kaum mehr verständlich vor.“

Der Jonkheer rückte auf seinem Stuhle hin und her. Unwillkürlich lief sein Blick über ihr Haar, das in der eigenen Beleuchtung dieser Ecke weißer, noch blendender erschien als sonst: „Gnädigste Prinzessin, Sie haben wohl gelitten. Ich kann mir vieles denken.“

„Sie dürfen es ruhig aussprechen, Herr van Tautenbrook. Ich bin sehr weiß geworden!“

„Ich finde, es steht Ihnen gut.“

„Wir Menschenkinder verändern uns oft in kurzer Zeit.“

„Prinzessin, bitte, keine Bitterkeit.“

Da sprach sie bestimmt: „Herr van Tautenbrook, Sie irren sich! Ich möchte das von vornherein feststellen. Bitterkeit ist in mir gar nicht. Wenn Sie mich wirklich kennten — Sie kennen mich nicht — würden

Sie wissen, wie ruhig ich bin und wie sehr, sehr ferne mir das liegen würde."

„Ist es verkehrt, Prinzessin, daß ich gekommen bin?"

„Das müssen Sie wissen."

„Ich konnte Ihnen ja nicht sagen, was ich sagen wollte."

„Bitte, tun Sie es doch."

„Er stöhnte: „Ich wollte Ihnen von mir erzählen. Nicht wahr, das klingt sonderbar. Aber soll ich die konventionellen Fragen tun: wie geht es Ihnen? Ich glaube, ich habe zuviel Konventionelles in mir gehabt, in meiner Diplomatenzeit. Das ist nun vergangen. Darf ich Ihnen sagen, Prinzessin, wie wirklich anders ich geworden bin in der Schule des Lebens, in der Schule der Ehe? Meine Eltern sind längst gestorben. Meine Verwandten, die mich erzogen haben, leben nicht mehr. Ich habe keinen Menschen auf der ganzen, ganzen Welt! Keinen Menschen! Das könnte einen doch wohl ernst stimmen."

Prinzeß Sabine sagte: „Ja, und den einzigen Menschen, den Sie hatten, haben Sie verloren."

„Es war kein Verlust!"

Sie sah ihn warm und doch kühl an. Da fuhr er fort: „Das klingt roh, nicht wahr? Einem stirbt seine Frau, und dann sagt er: ‚Es war kein Verlust'. Aber, Prinzessin, ich habe in dieser Ehe soviel, so oft, ach, wie oft an Sie gedacht."

„An mich?"

„Jawohl, ich habe an das gedacht, was Sie mir

erzählt haben, von Ihrer Ehe. Ich habe wohl damals, wie es geht, wenn einem alles im Leben in den Schoß gefallen ist, nicht ganz verstanden, was Sie gelitten haben. Ich verstehe es jetzt. Wie Ihre Ehe ein Martyrium gewesen ist, so war es meine. Jetzt werden Sie begreifen, daß ich nicht übermäßig traurig sein kann. Ich habe schwer gebüßt und manchmal das Gefühl gehabt, als büßte ich dafür, daß ich ein gutes, ehrliches, treues Herz von mir gestoßen und gekränkt habe."

Prinzeß Sabine antwortete tief atmend: „Das ist längst vergessen!"

„So sind Sie eben. Das habe ich damals nicht so gewußt. Vielleicht erst durch den Gegensatz zu der anderen ist es mir klar geworden. Ich möchte mit ein paar Worten nur von meiner Ehe reden, damit Sie sehen, wie ich lange, lange schon über den Tod dieser Frau hinweggekommen bin. Darf ich Ihnen erzählen?"

Prinzeß Sabine lehnte sich in den Stuhl zurück, und legte die Hände ineinander: „Sprechen Sie."

„Ich danke Ihnen. Meine Ehe war unglücklich beinah vom ersten Tage ab. Der kurze Brautstand, nur der gesetzlichen Form zu genügen, war schon so, daß ich beinah zurückgetreten wäre. Sie quälte mich, plagte mich, es kam allerlei heraus! Ach, darüber lassen Sie mich lieber schweigen. Ich möchte nur erklären, warum ich den Schritt zurück nicht tat. Ich dachte, sie steht allein in der Welt — und was wird dann aus ihr? Ich dachte, ich sei verpflichtet, bei meinem Wort zu bleiben. Und es war ein Unrecht gegen uns beide. Kein Tag verging ohne Streit. Ja, sie begann mir Szenen zu machen in der Öffentlichkeit. Da bin ich

heftig geworden. Nun weinte sie und sah mich mit ihren großen, schwarzen Augen so vorwurfsvoll an, daß ich wieder klein beigab. Immer klarer wurde es mir: sie hat dich nicht lieb gehabt, von Anfang an nicht, sie wollte nur — eine Versorgung! Auf mein Geld ging sie aus. Sie mochte nicht der ‚Gast' auf Erden ewig bleiben, der von einer befreundeten Hand zur andern weitergereicht wird, hatte Angst, vielleicht einmal ihr Brot verdienen zu müssen, wozu sie nicht fähig gewesen wäre. Prinzessin, wenn ich Ihnen sage, daß ich großer Mensch in meinen Kissen beim Schlafengehen geweint habe wie ein Kind, so ist das wohl genug. Nach dem, was Sie mir einst erzählten, brauchen Sie nur in die Abgründe eigener Vergangenheit zu schauen, um alles zu verstehen. Und doch, ein Unterschied war zwischen uns. Sie haben mir gesagt, mit der Aufopferung, die wohl nur die Frau, ich will Ihnen und meiner verstorbenen Mutter zu Ehren sagen, nur die deutsche Frau aufbringt: Sie hätten trotz allem und allem den Prinzen lieb gehabt bis zuletzt, und ihm auch verziehen. Ich kann das gleiche von mir nicht sagen. Diese Frau hat es verstanden, in kurzer Zeit jeden Rest von Neigung in mir zu löschen, ja beinah Haß in mir zu erwecken. Wir standen vor der Scheidung. Aber ging es? Sie sah dem Kinde entgegen. Dazu gehört mehr Roheit als mir gegeben ist."

Prinzeß Sabine unterbrach ihn: „Sie vergreifen sich im Ausdruck, Herr van Tautenbrook. Roh sind Sie nicht, im Gegenteil, vielleicht zu weich. Aber ein Urteil steht mir nicht zu. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich gelernt habe, ganz objektiv zu denken. Auch

Sie haben sich in meinen Sinnen gewandelt. Wo ich einst nur Licht sah — bin ich nicht sehr offen? — habe ich dann auch den Schatten erblickt. Um so stärker, je mehr Schatten auf meine Seele fiel. Aber heute ist kein Schatten mehr, sondern Sonne. Keine glühende gerade, doch die wärmende einer Frau, die das Gleichgewicht ihrer Seele wiedererlangt hat."

Seine blauen Augen waren weich und freudig: „Da sagen Sie etwas, das mich freut. Ich habe so oft die Feder angesetzt, Ihnen zu schreiben, aber ich durfte es nicht. Und habe ich mein Wort nicht gehalten?"

„Es hätte Ihnen auch nichts genützt."

„Wenn ich Ihnen nun doch geschrieben hätte?"

„So hätten Sie den Brief zurückerhalten."

„Und heute sehen Sie mich?"

Sie meinte leichthin: „Heute ist das etwas anderes."

Er blickte sie ängstlich fragend an: „Prinzessin, Sie denken also nicht, wie Sie einmal dachten?"

„Es liegt alles längst hinter mir!"

„Alles?"

„Alles."

„Meine Gegenwart beleidigt Sie also nicht?"

„Sonst hätte ich Sie nicht empfangen."

Er legte wieder die schwarzen Handschuhe zusammen und neigte den Kopf: „Ja, das ist richtig." Dann fuhr er langsam fort: „Ich wollte, wenn das Kind geboren wäre, mich scheiden lassen. Ich deutete wohl an, solange würde ich warten. Mein alter Berater, Doktor Cuypers, riet auch dazu, aus allerlei juristischen Gründen. Nun bin ich allein mit dem Kind, ganz

allein, und sitze in Anloo. Und denken Sie: ich will nicht mehr fort von dort."

„Und sind doch in Berlin, Herr van Tautenbrook?"

„Vielleicht, um Ihnen das zu sagen. Darf ich etwas ausholen? Ich habe den Pächter entlassen, wirtschafte selbst. Ich verkaufe Blumenzwiebeln und habe, wenn ich es auch nicht brauche, einen sehr schönen Gewinn davon. Ich freue mich über jeden Gulden, den es mir einbringt. Ich stehe sehr zeitig auf, ich kümmere mich um alles, ich begreife nicht mehr, wie es mir möglich gewesen ist, das Leben als Attachés zu führen."

Die Prinzessin gab zurück: „Dann können Sie ja befriedigt sein!"

„Nein, denn wenn ich das Kind sehe, das noch lallt und mich nicht versteht, und wenn ich denke, wie ich, gerade ich, ein kleines Mädchen erziehen soll, so erscheint mir das unmöglich, und ich begreife nicht, was werden soll."

Die Prinzessin sagte ruhig: „Sie müssen wieder heiraten, Herr van Tautenbrook."

Er fuhr empor: „Wenn ich das könnte!"

„Nun, sehen Sie sich doch um! Sie sagten einmal, eine Frau solle vom gleichen Volke sein. Es gibt doch genug junge Mädchen in Ihrem Vaterlande!"

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Weil mich ein Gedanke nicht losläßt, Prinzessin, weil ich deswegen gekommen bin, um Sie um Rat zu fragen."

„Ich müßte doch die Dame kennen!"

„Sie kennen sie auch.“

Ihr schoß der Gedanke an Marka durch den Kopf, und sie machte ein verwundertes Gesicht. Leichte Falten gruben sich um ihren Mund: „Nun, da bin ich doch gespannt.“

Der Jonkheer stand auf: „Verstehen Sie nicht? Ich will es Ihnen in einer Weise sagen, die Sie für meinen Plan gewinnen muß. Ich suche Verständnis, Aussprache, suche nach der wilden Jugend einer Frau, die mich, wenn es noch ein halbes Jahr gedauert hätte, ins Irrenhaus gebracht hätte, Frieden. Ich weiß, daß ich einmal in Ihrem Herzen war — verzeihen Sie, wenn ich das wieder berühre — aber Sie werden sehen, ich muß, ich muß! Wollen Sie mir nicht meine Ruhe wiedergeben? Sie?“

Prinzeß Sabine war das Blut in die Wangen getreten. Eine Weile brauchte sie, sich zu sammeln. Dann sagte sie sehr bewegt: „Das hatte ich nicht erwartet!“

Er fuhr fort: „Denken Sie nicht, Prinzessin, daß ich von heißer Liebe rede. Dann würden Sie mich ja wohl zurückweisen. Kommen Sie zu mir! Nehmen Sie mich, bitte, bitte! Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber ich widerlege es Ihnen. Sie wollen sagen, ich bin zu jung. Und ich wiederhole: ich bin es äußerlich, aber nicht mehr in meinem Herzen. Ich will von einer Frau nicht Sinnlichkeit, ich will das, was, wie ich glaube in dieser stürmischen Ehe erkannt zu haben, zwischen zwei Menschen, Mann und Frau höher, ja am höchsten steht: Seelengemeinschaft, Übereinstimmung der Ansichten, der Gefühle, der Gedanken. Und das fände ich bei Ihnen. Lassen Sie die Jahre uns nicht trennen!

Sagen Sie mir, welche Gründe dagegen sprechen, denn, wie es scheint, wollen Sie nicht."

Prinzeß Sabine atmete tief: „Ich bin zu alt."

„Das sind Sie nicht. Ich bin auch nicht zu jung. Prinzessin, ich bitte Sie um Verzeihung wegen dessen, was ich Ihnen in jener unseligen Stunde damals gesagt habe. Vielleicht glauben Sie daran, weil Sie mich hier sehen. Ich kann nicht anders, ich muß Sie bitten, seien Sie meinem armen, kleinen Mädchen eine Mutter. Bitte! Bitte! Bitte!"

Prinzeß Sabine schüttelte abermals den Kopf: „Ich bin zu alt!"

Da begann er stürmisch von neuem: „Prinzessin, ich habe Sie seit anderthalb Jahren nicht gesehen, habe nichts mehr von Ihnen gewußt, und immer habe ich doch an Ihre ruhige Güte gedacht. Und — empfinden Sie das nicht als Kränkung jetzt — habe auch daran gedacht, wie Sie aussehen. Ja, Sie haben weißes Haar und ich nicht ein einziges graues am Kopf. Was schadet das? Wenn nur junge Mädchen so aussähen, so vornehm, so stolz, so schön, so lieb, so wie Sie."

Die Prinzessin erhob sich: „Ich kann nicht!"

Auch er stand auf: „Warum nicht?"

Sie blickte zum Nebenraum, denn in dem Augenblick erst fiel ihr ein, daß man vielleicht das Gespräch hätte hören können. Aber die Tür war geschlossen. Nun kehrten ihre Gedanken zurück: „Ich kann nicht. Ich habe meinen Frieden gefunden. Schwer, sehr schwer, Herr van Tautenbrook. Aber ich habe ihn gefunden. Und ich habe mir vorgenommen, daran nie wieder rütteln zu lassen. Der Inhalt, der Wert, der

Zweck meines Lebens liegt anderwärts, liegt ... ja, ich ..." Ihre Blicke irrten wieder hilflos umher wie einst: „Nein, es ist kein Zweck, kein Inhalt, aber ich werde ihn finden, Herr van Tautenbrook. Bitte sprechen Sie von dem, was Sie eben erwähnt haben, nie wieder."

Er blieb stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und starrte vor sich hin. Als wollte sie es ihm erleichtern, sagte Prinzeß Sabine: „Sehen Sie, und Sie sind ja auch ruhig. Wie hätten Sie vor anderthalb Jahren ... beschwören wir die Erinnerung nicht."

„Ich will Ihnen erklären, warum ich mich nicht errege. Ich möchte die Freundin haben, die Frau haben, die ich über alles verehre, ich möchte Sie anbeten, wie ich Ihren Charakter anbete, Ihr Wesen, Ihre Güte, Ihre Liebe."

Prinzeß Sabine schüttelte den Kopf: „Das ist nicht genug!"

„Wenn ich Ihnen alles gebe, was ich empfinde?"

„Herr van Tautenbrook, sagen Sie mir die Wahrheit, die volle Wahrheit. Ist es Liebe, wovon Sie reden?"

Er sagte tonlos: „Prinzessin, mir ist es, als hätte ich in dieser Ehe einen Schlag auf den Kopf bekommen. Solche Liebe, wie ich glaubte damals zu fühlen, als ich mich mit dieser Frau verband, nein, — ich sage die Wahrheit — solche Liebe ist es nicht. Aber wäre das nicht ein Fluch für uns? Das, was ich für Sie empfinde, ist das Bewußtsein: Hier steht der beste Mensch, dem ich in meinem Dasein begegnet bin. Dem zu

dienen, den an mich zu fesseln, den zu besitzen, würde für mein armes Kind Segen und Zukunft und die Mutter bedeuten, für mich aber Frieden, Ruhe, stilles Glück, Anbetung, — Anbetung, Prinzessin."

Sie schüttelte wieder den Kopf und blickte ihn ruhig an mit ihren gütigen, klaren Augen: „Herr van Tautenbrook, das genügt nicht. Verstehen Sie wohl, das genügt nicht für S i e. Sie sagen, Sie haben einen Schlag auf den Kopf erhalten. Aus der Betäubung werden Sie erwachen. Wenn Sie aber erwachen, würden Sie, noch ein Mann in stärkster Lebenskraft, an Ihrer Seite eine dann wirklich alte Frau finden. Und vielleicht begegnete Ihnen dann einmal ein junges Wesen, das mehr besäße von dem, was Sie an mir rühmen, dazu aber noch die Jugend."

„Nein, nein, nein!"

Sie zuckte die Achseln: „Ich weiß es nicht. Aber es wäre möglich. Nein, Herr van Tautenbrook, lassen Sie mir meinen Frieden und bewahren Sie den Ihren oder finden Sie ihn. Mein Gebet zu Gott soll dahin gehen."

Er blieb im Sinnen vor ihr stehen. Dann fragte er: „Wollen Sie nun auch mir die Wahrheit sagen?"

Sie lächelte: „Ich hoffe, die sage ich immer."

„Lieben Sie mich noch?"

Alle einstige Liebe schien in ihrem Auge wieder aufzuflammen, aber nur gleich dem Widerschein eines Feuers, nicht das Feuer selbst. Sie antwortete ruhig, fest: „Nein."

Da riß er sich auf: „Dann muß ich wohl gehen."

„Es ist besser!"

Er küßte ihre Hand und wandte sich zur Tür. Aber noch einmal drehte er sich um: „Und wenn ich nun Rat brauchte für mein Töchterchen, das ich Ihnen, nur Ihnen auf der ganzen Welt anvertrauen würde? Ach, wie oft habe ich das zu meinem alten Utrechter Freunde gesagt. Verzeihen Sie, ich sagte es in der ersten Verzweiflung, als ich allein in der Welt stand, das Kind in den Armen. Wenn ich nun — wenn ich nun — Prinzessin, gestatten Sie, daß ich nach Berlin ziehe, Ihnen nahe zu sein?"

„Nein, Herr van Tautenbrook, besser nicht."

„Leben Sie wohl."

„Küssen Sie die Kleine von mir."

„Aber es ist ihr Kind."

Prinzeß Sabine sagte mit all der Güte ihrer Stimme und ihrer Augen: „Es hat keine Mutter."

* *
*

Die Gesellschaft war von Tisch aufgestanden. Man hatte sich die Hände geschüttelt, Gruppen bildeten sich. Marka kam am Arme ihres Verlobten, des Leutnants Freiherrn von Zeven, zu Prinzeß Sabine: „Tante, du mußt ihn nur einmal genau kennen lernen, was für ein famoser Kerl er ist."

Der junge Gardeulan verbot ihr den Mund: „Das wirst du erst sehen, Marka! Wenn wir verheiratet sind, werde ich vielleicht ganz anders!"

Die Prinzessin lächelte: „Marka, ich habe dir immer gewünscht, es möchte einer sein von der Scholle. Und wenn ihr auch in Potsdam leben werdet: einer, der

auf dem Lande groß geworden ist, vergißt seine Heimat nicht."

Der Dr. jur. und Offizier hielt die Rechte seiner Braut mit beiden Händen umschlossen: „Die Soldatenzeit wird, denke ich, nicht lange dauern! Ich habe mit dem Studieren zu viel Zeit verloren. Meine Altersgenossen sind alle in der Anciennität um Jahre älter. Ich glaube, Papa wird mir bald das zweite Gut geben. Er kommt mit seinem gebrochenen Bein nicht mehr so fort."

Prinzeß Sabine streichelte Markas Wange: „Siehst du, du kleiner Glückspilz, alle deine Wünsche gehen in Erfüllung."

Doch die Braut sah den Mann ihrer Wahl selig an: „Ach, ich ginge mit ihm auch in die Stadt, sogar nach Berlin!"

„Und was hast du früher gesagt?"

„Da war ich ein dummes Mädchen!"

Tante und Nichte tauschten einen Blick. Sie verstanden einander. Dann ging die Prinzessin hinüber zu Frau von Zeven, denn sie hatte bei dem Diner, das Hans-Karl Zwegg heute zu Ehren der Verlobten in seinem Hotel gegeben, die alte Dame noch nicht sprechen können. Auf dem Sofa saß die, weltfremd, mit ihrem silbrigen Scheitel, den Amethystschmuck auf dem grauseidenen Kleide. Die Prinzessin setzte sich neben sie, die zurückte, damit jene rechts den Ehrenplatz bekäme wie daheim, wo streng auf Rangordnung und Sofaecke gehalten ward:

„Gnädige Frau, ich konnte Ihnen noch nicht meine Freude aussprechen und meinen Glückwunsch dazu."

„Sie sind zu gütig, Durchlaucht," antwortete die Freifrau und verneigte sich steif wippend.

„Ich habe meine Nichte Marka sehr gern, und da ich von Ihrem Sohne so viel Gutes gehört habe, freue ich mich sehr für sie."

Wieder kam das seltsam steife Wippen, wobei eine Sprungfeder dumpf klirrte: „Sehr gütig, Durchlaucht."

„Aber Sie bekommen auch eine gute Tochter ins Haus. Marka ist ein liebes, braves Ding!"

Die Dame vom Lande blickte sich nach ihrem Manne um: „Wir sind ja so glücklich! Sie gefällt uns ja auch sehr gut, und es ist doch unser einziger Sohn. Nur etwas wäre vielleicht: ob sie nicht ein bißchen jung ist?"

„Marka? Aber wie alt ist denn er? Doch höchstens zehn Jahre älter. Das ist doch gerade recht!"

Ein alter Herr näherte sich ihnen in weißem Vollbart, auf einen Stock gestützt ging er. Über dem rundlichen Leib war der schwarze Gehrock sorgfältig geschlossen. Im Knopfloch trug er das eiserne Kreuz. Sein Gesicht war tief gebräunt wie die Hände. Hinkend kam er zum Sofa, wo seine Frau ihm sofort Platz machte. Sie nahm seine Finger: Hand in Hand blieb das Paar sitzen. Die bisher ein wenig verlegene alte Dame begann jetzt mit größter Gesprächigkeit, als hätte sie nun Sicherheit durch ihren Herrn und Gebieter gewonnen: „Wissen Sie, Durchlaucht, wir haben sehr spät geheiratet! Aber wir haben es nie bereut. Nicht wahr, Alter? Da kannte man doch das Leben und wußte in der Wirtschaft Bescheid und konnte ordentlich zugreifen. Aber ich will gar nichts gegen die Marka sagen, sie ist ja ein so liebes Mädchen, nur

hätte unser Sohn vielleicht noch ein bißchen warten können."

Die Prinzessin wiegte den Kopf hin und her: „Warten, wenn man entschlossen ist und wenn alles so gut stimmt?"

Der Major fuhr den Rollstuhl der alten Baubergen heran: „Ach Frieda, nun mache man nicht mau! Sei froh, daß dein Sohn so'n famoses Mädel kriegt."

Der alte Freiherr sah sie an, als meinte er: ‚Siehst du's, Frieda, ich habe es dir immer gesagt.'

Die Exzellenz schrie: „Frieda, du bist immer 'ne Bangebüchse gewesen. Dein halbes Leben hast du verbummelt. Hätt'st deinen Alten viel früher kriegen können. Aber so 'nem Umstandskasten wie dir muß man's nicht übelnehmen. Jeder nach seiner Natur. Frieda, halt ihn nur ordentlich fest, daß er dir nicht verloren geht in dem fürchterlichen Berlin."

Frau von Zeven blickte sich etwas befangen um, doch die Hand ihres Mannes behielt sie in der ihren.

Prinzeß Sabine meinte, ein Lächeln um die Lippen: „Gnädige Frau, lassen Sie sich durch Tante Baubergen nicht beeinflussen. Hoffentlich macht's Marka auch so. Ich will ihr wünschen, daß sie mal in Ihren Jahren noch dasitzt Hand in Hand mit ihrem Mann. Das ist ein reizendes Bild, gnädige Frau."

Und die anderen, die herangekommen waren, umstanden das alte Paar. Die Exzellenz aber hob den Krückstock, der ihr wie ein Säbel an der Seite lag, aus dem Stuhl und ließ ihn salutierend niedersinken: „Präsentiermarsch spielen! Hurra das Jubelpaar!

Frieda, du hast lange gebraucht, aber nu hält's. Wir necken uns immer ein bißchen. Nicht wahr, Herr von Zeven?"

Der alte Herr lachte meckernd vor sich hin: „He, he, he, ich habe die Güter in so schlechtem Zustand übernommen, he, he, he, daß ich nicht wußte, ob ich heiraten durfte, Exzellenz. Denn so was überlegt man sich, he, he, he. Da haben wir 'n bißchen lange gewartet, he, he, he. Nu, es war ja nichts zu verlieren, ich wußte ja doch, daß ich sie kriegte, he, he, he."

Die alte Freifrau, von der Hitze im Saal, von der Aufregung, der Freude über den Sohn, der Fahrt nach Berlin, von all dem Ungewohnten die Wangen rot, lachte wie er: „He, he, he!"

Dann begann der alte Herr zu erzählen, wie seine Frau die Mamsell ersetzt und gearbeitet hatte von früh bis abends, die heruntergewirtschafteten Güter wieder mit in die Höhe zu bringen. Und nun — na, er brauchte ja weiter nichts zu sagen als ‚hypothekenfrei'.

Dabei wurde er dunkelrot, indem er vor Lachen und freudiger Erregung einen Hustenanfall bekam. Jetzt erst sagte er, fein und leise sprechend, nicht wie der Mann des Hehehe-Lachens, sondern als klängen zarteste Saiten in ihm: „Da haben wir keine Zeit gehabt zum Schöntun, da hieß es arbeiten, Exzellenz. Sehen Sie, und darum müssen Frieda und ich es jetzt nachholen."

Die beiden alten Leute saßen da, als ginge sie das ganze Fest nichts an, und als wäre, wenn sie die Fahrt bis fast an die russische Grenze wieder anträten, Berlin versunken und vergessen.

Um das Sofa wurde ein Halbkreis gebildet. Einer nach dem andern rückte seinen Stuhl heran. Hans-Karl sprach mit dem alten Herrn, der aber seine Frau dabei keineswegs losließ, über landwirtschaftliche Verhältnisse. Landrat von Wulmstorff mischte sich darein, auch der Oberpräsident Graf Ziel wurde hineingezogen, und die breite Helene Wulmstorff fehlte nicht. Das war ihr Fall. Hier gab es keine ausgeschnittene Tirlemont, hier war gute deutsche Kraft vom Lande beisammen. Und der Nachwuchs saß gleichsam im zweiten Rang dahinter. Etwas abgesondert das Brautpaar, das miteinander wisperte und raunte. Daneben die Oberpräsidententöchter, gleich gekleidet, das goldene Armband an der linken Hand, zu bescheiden fast, als daß sich schon ein Ringlein an ihre dünnen Mädchenfingerchen gefunden hätte. Neben ihnen lehnten Helene und Eva, hinüberschielend zur älteren Schwester. Ab und zu, wenn sie ein Blick der beiden Glücklichen traf, nickten sie, denn mit dem neuen Schwager standen sie sich schon herzlich gut. Den Minister hatte Mary entschuldigt. „Leider wie immer," begann sie selbst und stöhnte für ihren Mann ob des hohen schweren Amtes, doch eigentlich nicht wenig stolz. Sie paßte nicht ganz zu dem greisen Jubelpaar auf dem Sofa, und als die Prinzessin aufstand, da sie ihre Schwester gewissermaßen allein hinter den Reihen fühlte, sprach sie zu ihr: „Sabine, ich finde das eigentlich ein wenig deplaciert. Es sind ja liebe, brave Leute, aber . . ."

Sabine sah das Paar an: „Mary, und es ist doch schön! Die ist die Gehilfin des Mannes. Und er weiß es."

Karoline, fast noch dicker geworden, trat zu ihnen und begann mit Mary zu sprechen. Die sagte der glücklichen neuen Schwiegermutter ein paar freundliche Worte. Sie bedauerte, daß der Rennreiter, nach Hannover auf Reitschule kommandiert, nicht da sein könnte. Und die mehrfache Mutter überblickte ihre Mädchen dort drüben nebeneinander und flüsterte ihrer Schwester ins Ohr: „Mary, wir sind sehr zufrieden! Der einzige Sohn! Und sie sollen höllisch was beiseite gebracht haben. Na, meine Mädel kriegen ja auch was! Und mal kommt doch noch Sabine dazu! Ich hatte wirklich Angst voriges Jahr, sie könnte wieder heiraten — du weißt schon wen."

Gräfin Ziel antwortete ruhig: „Das habe ich nie ernstlich geglaubt."

„Man kann's nicht wissen. Ich wünsche ja unserer lieben Sabine langes Leben. Aber daß dann ein wildfremder Mensch noch vor Torschluß alles wegschnappen soll —"

Mary runzelte die Stirn: „Karoline, von so etwas spricht man nicht!"

Doch in ihrer Seligkeit, Markas glückstrahlende Augen von weitem zu betrachten, hörte die Mutter ihrer Kinder nicht darauf.

Auch der Major sprach leise. Er sagte zu seiner Schwester: „Sabine, wenn der Schwindel nur erst aus wäre! Ich kann nich mehr Familie simpeln. So was ist nich mein Genre."

Sie blickte ihn mit einem Lächeln an: „Und was wolltest du denn noch vor kurzer Zeit?"

„Ach nee, weißt du, wenn ich bloß so was sehe

wie heute, dieses Rumschmieren und Rummiezen, da wird einem ja janz schlecht. Ich hätte überhaupt nur jeheiratet unter der Bedingung, daß bei der Hochzeit kein Trara jemacht wird."

„Du bist also geheilt, Fritz?"

Er brummte wieder in den, wie es schien, nicht mehr ganz so gut gefärbten Bart: „Na, ich bin mit meinem Leben janz zufrieden. Beveld ist wieder da. Dingelsheim hat ja den Abschied jenommen, den sieht man nu wieder. Du weißt, ich habe mir wieder 'n Pferd jekauft. Das ist wegen's Dickwerden. Ich kann dicke Menschen nich vertragen. Wenn ich nur 'n bißchen reite, werde ich's ja ooch nich."

Und die weiße Weste wölbte sich weit vor zwischen den schwarzen Flügeln des Frackes.

„Also dein Tag ist jetzt ausgefüllt, Fritz?"

„Ach ja, so'n Tag ist rum, man weiß nich wie. Man kommt abends spät nach Haus, nu, dann ist's ja nur richtig, daß man ausschläft. Dann Frühstück 'ne halbe Stunde, die Zeitung lesen 'ne Viertelstunde, dann reiten, na, da ist der Mittag da. Und im Klub ist's wirklich jemütlich. Wenn ich das jeahnt hätte, wäre ich früher einjetreten. Nachmittag hat man immer noch was zu tun. Nach 'n Diner Metropol oder Winterjarten oder Thalia und so weiter. Na, da ist man dann, wenn's Repertoir jewechselt wird, jrade rum. Man weiß jar nich, wie die Zeit verfliegt."

Prinzeß Sabine ließ die Augen wandern über die Ihren, hier versammelt, und doch vielleicht in einer Stunde schon auseinandergeflogen, daß nicht einer mehr blieb. Wie den guten Geist der Familie, der unter

ihnen weilte, schienen sie Sabine zu betrachten. Aber wie sie es einst dem Mann ihrer späten Liebe gesagt: Kind und Eltern, und Eltern und Kinder standen sich doch näher als ihr. Sie sah dort in ihrem Rollstuhl die alte Baubergen sitzen, die sie täglich besuchte, als sei das jetzt der Zweck ihres Lebens, und mit leichter Wehmut dachte sie daran, wie bald sich unvermutet deren Schicksal erfüllen konnte. Und was dann?

Der Oberkellner kam zum Major, einen Brief in der Hand: „Herr Graf verzeihen ... Ihre Durchlaucht Prinzessin Kalksburg?“

Der deutete zu seiner Schwester, und der Mann im Frack übergab ihr den Brief: „Expreß, Euer Durchlaucht. Der Diener hat ihn soeben gebracht.“

Sie nahm ihn erstaunt entgegen und überflog die Adresse von einer unbekannten Hand. Im selben Augenblick sah sie die holländische Marke. Sie öffnete und las:

„Euer Durchlaucht

glaube ich mich genötigt zu sehen, mitzuteilen, daß Jonkheer Hendrik van Tautenbrook van Adriaan soeben nach kurzem, schwerem Leiden auf seinem Gute Anloo verstorben ist.“

Der Prinzessin flirrte es vor den Augen. Sie trat ein paar Schritte seitwärts, allein zu lesen, während von drüben aus dem Kreise um das Sofa Schwatzen und Lachen klang.

„Der Jonkheer war an Diphtheritis erkrankt, die er sich bei der aufopfernden Pflege seines kleinen Töchterchens zugezogen hatte. Durch die Schuld des Verstorbenen selbst, der, wie er mir gesagt hat, nie

in seinem Leben krank gewesen ist, wurde der Arzt zu spät gerufen. Ein Luftröhrenschnitt sollte noch ausgeführt werden, aber der Jonkheer ist vorher gestorben. Das Kind ist völlig geheilt. Verwandte sind nicht vorhanden. Auch Verwandte der verstorbenen Gemahlin des Jonkheer gibt es nicht. Der Verstorbene hat mir von Eurer Durchlaucht verschiedentlich gesprochen, und da das kleine Mädchen, das er hinterläßt, nun völlig allein in der Welt steht, so weiß ich, daß ich im Sinne des verstorbenen Jonkheer handle, indem ich Euer Durchlaucht anheim stelle, ob Sie nicht vielleicht zu einer Besprechung an Ort und Stelle kämen.

„Indem ich Euer Durchlaucht näheren Nachrichten mit Vergnügen entgegensehe, habe ich die Ehre zu zeichnen

Euer Durchlaucht sehr ergebener Dr. Cuypers.“

Die Prinzessin las den Brief ein zweitesmal ganz ruhig. Nur ihre Hand zitterte ein wenig, daß die Steine der Ringe flimmerten. Keiner der übrigen hatte etwas bemerkt. Der Major betrachtete sie von der Seite, indem er, den Kopf gesenkt, den Bart strich. Sie ging auf ihn zu: „Bitte lies!“

Er unterbrach sich sofort: „Ist nicht möglich!“ Dann nahm er den Brief wieder auf: „Nein! So jung!“

Nun waren die anderen aufmerksam geworden. Er fragte Prinzeß Sabine: „Darf ich es sagen?“

Sie verkündigte es Mary und Frau von Baubergen, denen sie zunächst stand, selbst: „Herr van Tautenbrook ist gestorben.“

Alles blickte einander an und dann Prinzeß Sa-

bine. Sie starrte vor sich hin, als auch die Exzellenz sich umdrehte: „Ja, da erzähle doch mal! Wie ist denn das möglich?“

Sie reichte dem Major ein zweitesmal den Brief: „Bitte lies vor, das ist das einfachste.“

Dann war großes Schweigen. Endlich fragte Gräfin Mary: „Sabine, was wirst du denn tun?“

„Hinfahren.“

Alles sprach durcheinander. Karoline redete ein auf Hans-Karl. Die Wulmstorffer bewegten sich hin und her, und Helene sagte: „Sabine, das überlege dir doch noch einmal! Du kannst ja auch nichts helfen. Und was werden die Leute sagen!“

Ehe die Prinzessin antworten konnte, sprang der Major wie ein Wütender dazwischen: „Laß sie man was sagen, Helene! Ich sage euch ...“ Er streifte wie einst in München die Ärmel auf, daß man die Manschetten sah, und der dicke Mann stand da mit geballten Fäusten und rollenden Augen: „Wenn einer das Maul auftut — ’ran!“

Die alte Baubergen schrie aus ihrem Stuhl: „Bravo!“

Als alles schwieg, sagte Prinzeß Sabine nur, indem sich ihre Lippen zu leisem Lächeln kräuselten: „Liebe Geschwister, jetzt weiß ich auch, wozu ich auf der Welt bin. Ich werde mir das Kind holen.“

Und Karoline, die noch immer ihr Staunen nicht überwunden: „Was willst du denn mit dem Wurm anfangen?“

Frau von Baubergen rief: „Mutterstelle vertreten!“

Doch Prinzeß Sabine schüttelte den Kopf. Sie sah dankbar die alte Frau im Stuhle an. Dann neigte sie ihren weißen Scheitel und meinte einfach: „Ich werde der Kleinen Großmutter sein."

Auszüge aus den Besprechungen
über die Werke von
Georg Freiherrn von Ompteda

Von der Lebensstraße
und andere Gedichte
geh. M. 1.50; geb. M. 2.50.

Moderne Dichtung: „Von der Lebensstraße" enthält keinen einzigen banalen Ton, keinen einzigen Sprach- und Formfehler. Gedanken voll hohen Schwunges meist politischer und sozialer Schilderung, in denen — wie es in allen Werken eines echten Dichters der Fall sein soll — der Zielton das Mitleid mit den Ausgestoßenen ist, sind in schön rhetorischer, formvollendeter Weise zu sattem Ausdruck gebracht. Edler Idealismus und offener Mut spricht aus den sozialgehaltenen Lebensbildern, unter denen das in freien Rhythmen gehaltene „Vaterland" das beste ist.

Freilichtbilder
Novellen und Skizzen
geh. M. 2.—; geb. M 3.—

Schorers Familienblatt: Naturalistische Schule, aber trotzdem eine gesunde Kraft, die nicht nur das Häßliche, sondern eben das Leben sieht, wie es sich im Freilicht der Natur zeigt. Bald tänzelt die Feder des Verfassers leicht an der Oberfläche, bald greift sie tiefer in das ethische Leben hinein; immer weiß sie zu fesseln, und in einigen dieser Bilder — so in dem „Verkauften Genius" und in den „Beiden Turmwächtern" — liegt ein tiefer Ernst, im letzteren eine großartige Tragik.

Die Sünde

Geschichte eines Offiziers

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Leipziger Tageblatt: Seine dichterische Darstellung weiß diese Absicht in eminenter Weise zu unterstützen; sie wirkt zum Teil geradezu berückend . . . . . . Ungemein ansprechend wirkt das Ganze durch die warmherzige Lebensauffassung, welche eigentlich aus jedem Satze zu dem Leser spricht. Trotz des dem Buche zugrunde liegenden tragischen Motivs ist dasselbe durchwegs von einer jugendlichen Frische, von einem Optimismus, der unwiderstehlich packend wirkt und dauernderes Interesse weckt als die pessimistischen Nörgeleien gewisser Weltschmerzler. Das Werk wird sicherlich seinen Weg machen; tauglich nur für den reiferen Leser, wird ihm desto verständnisvollere Anerkennung zuteil werden. Des Autors intime Kenntnis der Offiziersverhältnisse, die liebevolle Beurteilung derselben wird ihm auch in diesen Kreisen eine große Verbreitung sichern, und wir freuen uns dessen; ein Werk von solch ethischem Feingehalt und so reich an poetischem Können verdient die weiteste Anerkennung.

Drohnen

Moderner Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Straßburger Post: Wir haben das Buch mit freundlichem Interesse zu lesen angefangen, und dies Interesse hat sich, je weiter wir vordrangen, in starke Spannung und schließlich, als wir zu Ende waren, in den Eindruck verwandelt: der Mann kann etwas! In der Tat, Herr von Ompteda hat das Zeug in sich, ein Erzähler ersten Ranges zu werden, und mehr als ein bloßer Erzähler: ein Schriftsteller, der auf seine Zeit Einfluß gewinnen kann. Er ist nicht nur ein scharfer Beobachter, nicht nur ein Photograph des Lebens und der „Erscheinungen Flucht“, sondern ein Künstler, der diese wechselvollen Bilder künstlerisch zu verwerten versteht. Und ein Denker dazu, der aus den Beobachtungen Schlüsse zieht und Lehren aufstellt. Dabei macht sich diese Tendenz niemals aufdringlich oder absichtsvoll breit; sie steckt zwischen den Zeilen, sie liegt in der Gruppierung und Gegenüberstellung der Personen und Geschehnisse. Ompteda führt

uns in seinem vielgestaltigen, von geradezu dramatischem Leben erfüllten Roman in die Kreise der Berliner Lebewelt, der Leute, welche nicht arbeiten, nicht studieren, nicht einmal lesen, sondern nur „leben". — Das alles ist mit einer Schärfe und Treue und einer Genauigkeit des Details geschildert, die der berühmten „Genauigkeit Zolas" und der „psychologischen Analyse Paul Bourgets" nichts nachgibt. — Einer der besten, vielleicht sogar der beste der Berliner Romane.

Vom Tode

Novellen

mit einer Vignette von Franz Stuck

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Gesellschaft: Gewiß, für flache Heiterlinge ist diese Novellen- und Skizzensammlung mit dem lugubren Titel nicht gemacht. Auch nicht für solche moderne Leser, die in technischen Faxen schwelgen wollen. Ein meisterhafter Erzähler und eine tiefempfindende, ideale Seele wie dieser Dichter wird so wenig den Extremen wie den Flachen gefallen. Aber wer Freude am Schaffen eines wahrhaft vornehmen, modernen Schriftstellers hat, für den ist er der rechte Mann.

Unter uns Junggesellen

Freie Geschichten

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Berliner Tageblatt: . . . . . . Die Geschichten sind nicht freier als die meisten Geschichten, die von menschlichem Glück und Leid erzählen, von menschlicher Liebe und menschlicher Leidenschaft. Wohl aber sind sie weit besser als die meisten ihresgleichen, und es wäre jammerschade, wenn sich wirklich nur Junggesellen daran erfreuen würden. Die Perle der Sammlung ist die Bauerngeschichte „Alle Reine". Mit ihrem scharfen, trefflichen Humor reiht sie sich Maupassants besten Schöpfungen an. Ihr folgt in übermütig lustiger Wirkung die tragikomische Liebesgeschichte „Voßstraße 87". Aber auch die anderen Stoffe werden durch die vornehme, leichtfließende Sprache geadelt, durch die

feine, poetische Empfindung, die sich im „Glück" zu schwüler Leidenschaft verdichtet, und in der Schlußvision, „Die Wolkenburg", in phantastischer Laune aufjubelt.

Unser Regiment

Ein Reiterbild

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Magdeburgische Zeitung: Statt eines Romanes ist dies „Reiterbild" nichts Geringeres als ein Kulturbild geworden, das man einst neben Zeichnungen und Uniformen, neben Reglements und militärischen Werken in Betracht ziehen wird, um eine Anschauung davon zu bekommen, wie es in einem deutschen Regiment aussah um die Wende des Jahrhunderts .... So wird dieses Buch seinen Weg machen und überall da Eingang und freudige Anerkennung finden, wo man mit Stolz an die Ruhmestaten unserer Armee zurückdenkt und mit froher Zuversicht ihre stetig fortschreitende Entwicklung verfolgt.

Die sieben Gernopp

Eine lustige Geschichte

geh. M. 2.— geb. M. 3.—.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Die originell erfundene Geschichte ist lustig durchgeführt und bewegt sich trotz des Übermutes, der frisch und liebenswürdig aus dem Ganzen spricht, doch in den Grenzen einer Möglichkeit, von der sich der Leser gern überzeugen läßt.

Leidenschaften

Männliche weibliche sächliche Geschichten

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Tägliche Rundschau: Was die rein künstlerischen Qualitäten angeht, so erweist Ompteda sich auch hier als einer der geschmackvollsten und ernsthaftesten deutschen Novellisten. In der auf Maupassants noch unerreichtes Vorbild zurückgehenden, exakt naturalistischen Novellistenschule nimmt er einen der ersten Plätze ein.

Maria da Caza

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Kölnische Zeitung: Alles in allem haben wir ein Kunstwerk feinster Fügung vor uns.

Weibliche Menschen

Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Dresdener Zeitung: In jedem neuen Werke zeigt sich der vielseitige Autor auf neuem Gebiet. — Und ob er seine Stoffe dem Militärleben oder dem Sport entnimmt, ob er die gute, die weniger gute Gesellschaft schildert, ob er humoristisch oder ernst schreibt, sich als selbstschaffender Schriftsteller oder genialer Übersetzer betätigt, stets leistet er gleich Hervorragendes, tritt stets als gleich ernster und vornehmer Künstler vor uns hin. — Des Autors glänzende Vorzüge bestätigt wiederum die neue Novellensammlung. — Jedenfalls zeigt sich der Verfasser auch als Frauenkenner und Frauenschilderer so gut orientiert wie auf allen Gebieten, die ihm Stoffe für seine Arbeiten bieten. Und neben der Sachkenntnis und der unerschöpflichen Erfindungsgabe ist der neue Band wiederum ein vollgültiger Beweis des Könnens des erfolgreichen Künstlers.

Der Zeremonienmeister

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Es gibt nicht viele Bücher in unserer neueren Literatur, die wie dieses in Form und Inhalt die höchste Reife, die feinste Abgeklärtheit offenbaren; neben dem „Zeremonienmeister" wüßte ich im Augenblicke nur Fontanes „Effi Briest" zu nennen. In beiden Werken lebt, rein ästhetisch genommen, etwas von dem Geiste der Goetheschen „Wahlverwandtschaften". Beide gehören wohl kaum der höchsten Gattung der Literatur an, dazu sind ihre „Helden" ideell nicht groß und reich genug, aber in ihrer Art geben sie etwas Voll-

endetes, ja Vollkommenes. Man liest den Roman Omptedas mit jenem Empfinden, das uns durchsonnt, wenn wir an einem klaren Oktobertag am Rain der Felder, am Saum des Waldes entlang wandeln. Wie da die Natur im Sterben sich verklärt, so erhebt sich auch unsere Seele zu einer fast übersinnlichen Stimmung, zu jenem harmonischen Insichselbstruhen, in dem die Erinnerung ihre Wehmut, die Entsagung ihren Stachel verliert.

Philister über dir!

Das Leiden eines Künstlers

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Leipziger Tageblatt: Ompteda faßt sein Problem ernst und tief an. . . . Die Figur der törichten jungen Frau ist mit größter Schärfe dargestellt. . . . . . Alles ist mit verblüffender Treue dargestellt und wirkt dementsprechend. . . . . . Vorzüglich auch ist dieser Künstler dargestellt, „der in seiner Kunst ein Riese, im Leben aber nur eine Null ist, der alle seine latente Energie an seine Kunst vergeudet.“ . . . Auch das Drum und Dran des Werkes ist bis in jede Einzelheit hinein mit größter Sorgfalt ausgearbeitet. Zu wirkungsvollem Kontrast gelangen die vornehmen Gesellschaftstypen und die Künstler und Kunstschülerinnen. Ompteda zeigt sich hier wie dort mit allen charakteristischen Details vertraut, und sein plastisches Können, die Meisterschaft seiner Technik weiß sie alle zu entsprechender Geltung zu bringen.

Die Radlerin

Geschichte zweier Menschen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Nordd. Allgem. Zeitung: In diesem Buche greift Ompteda unablässig in die Saiten unserer Seele, und aus ihren Schwingungen klingt ein süßes wehmütiges Lied, ein Lied, daß keiner vergißt, der es einmal vernommen hat, das alte Lied nämlich von Jugendlust und Jugendleid, von der ersten Liebe. Man sollte meinen, diese Melodie sei schon bis zum Überdrusse abgehandelt, da tausend und aber tausend Dichter und Schriftsteller sie schon in allen erdenklichen Tonarten gesungen, geflötet, ge-

säuselt und gebrüllt haben. Aber diese Melodie ist nicht umzubringen, sie ist das uralte, ewig neue Lied der Menschheit; es kommt nur darauf an, wer es anstimmt. Im Munde des Dutzend-Autors wird es zum unerträglichen Gassenhauer, auf den Lippen des Dichters zum Kunstwerk. Und Ompteda ist ein Dichter . . .

Lust und Leid

Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung: In „Lust und Leid" bietet uns Ompteda eine Sammlung kleiner fein gearbeiteter und gediegener Novellen dar, die beim Lesen einen wirklichen Genuß bereiten. Die Stoffe sind aus den verschiedensten Gebieten entnommen, und auch die Vergangenheit, die Zeit der „frommen" deutschen Landsknechte kommt zu ihrem Rechte. Auf allen Gebieten aber erweist sich der Verfasser wieder als der scharfe Beobachter, der feinsinnige Künstler, der auch den alltäglichsten Vorgängen ihren verborgenen poetischen Gehalt zu entlocken weiß, und als ein Darsteller von plastischer Gestaltungskraft. Ernste Themata wechseln mit humoristischen ab, und manche der Novellen zeigen auch einen kräftigen satirischen Zug. Das ganze Buch ist jedenfalls eine Leistung, zu der man den Dichter nur beglückwünschen kann.

Monte Carlo

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Leipziger Tageblatt: Ompteda gibt mit diesem Roman eine an Kraft und Lebenswahrheit wohl kaum je erreichte Schilderung von dem Sündennest Monte Carlo, „dieses Magnetes menschlicher Gier und Verirrung, Leidenschaft und Niedrigkeit". An dem Schicksal eines Mannes zeigt der berühmte Verfasser, welche unwiderstehliche Macht, welche innerlich verwirrende und zerstörende Wirkung diese Schlange in paradiesischer Landschaft auszuüben vermag. So dankbar der Stoff an sich ist, so sicher erweist sich Ompteda ihm gegenüber als ein Meister mächtiger Gestaltung und glutvoller Farben.

Traum im Süden

Buchschmuck von Hanns Anker

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Der Reiz dieses Buches liegt nicht in der Fabel, sondern in der außerordentlich gelungenen Wiedergabe derselben. Es ist eine einfache Liebesgeschichte, aber mit vollendeter Grazie erzählt und voller Humor, der unter Tränen lachen läßt; ein frühlingszarter, poetischer Roman: die Fortsetzung einer Liebe, die im nebligen Norden begonnen, im sonnenhellen Süden, unter ewigblauem Himmel an der Riviera zwei Jugendgespielen zusammenführt. — Aber dem lieblichen Traume folgt ein jähes Erwachen. — Der scharfe Heidewind fegt rücksichtslos jede Illusion fort, und die Liebe der verwöhnten Frau, die „auf Probe" dem Freunde in die novemberkalte Heimat folgt, versagt elendiglich vor — den ersten nassen Strümpfen! — — Der Aufenthalt der eleganten Gräfin Fourrais in dem primitiven Herrenhaus des Herrn von Ringstrand auf Brösum ist eine so heitere, behaglich humoristische Meisterleistung Omptedas, daß man ihm dankbar sein muß für das herzliche Lachen, das er uns entlockt. — Und wenn die beiden Jugendfreunde nun wieder enttäuscht Abschied voneinander nehmen und wir den guten Herrn von Ringstrand mit seinen Teckeln allein zurückbleiben sehen, so braucht man sich einer aufsteigenden Rührung nicht zu schämen; denn sie wird nicht durch falsche Sentimentalität erweckt, sondern uns ergreift das Schicksal eines Menschen, den wir durch den Autor liebgewonnen haben.

Das schönere Geschlecht

Novellen

geh. M. 5—; geb. M. 6.50.

Hamburger Nachrichten: Ebenso erstaunlich wie die Fruchtbarkeit und sichtliche Arbeitsfreude Omptedas, ist seine verblüffende Vielseitigkeit und Erfindungsgabe. — So entstehen zwischen den großen Romanen kürzere Erzählungen und Skizzen, die nicht weniger charakteristisch für den Autor sind als jene; und es ist ein guter Gedanke, zwischen den umfangreichen Werken eine Sammlung solch kleiner Novellen zu veröffentlichen: zeigt Ompteda

doch auch in diesen, stofflich und formular beschränkten Lebensausschnitten eine vollendete Meisterschaft. — Der vorliegende Band handelt fast durchweg vom „schöneren Geschlecht" — daß dazu in „Purzl" ein „Hundefräulein" gezählt wird, werden die „freundlichen Leserinnen" ihrem Autor schon wegen der köstlichen Erzählung gerne vergeben. — Ernst setzt das Buch ein und tragisch endet es; zwei meisterhaft wuchtige, ergreifende Stücke: „Der Sergeant" und „Die Heimkehr". Dazwischen eine Fülle von Stimmungen: Resignation, sonnige Heiterkeit, packende Dramatik, köstlicher Humor, wehmütige Erinnerungen und toller Leichtsinn. -- Neben den Schilderungen aus der Gesellschaft, dem militärischen und kleinbürgerlichen Leben fällt noch besonders „Die Wand", eine Geschichte aus den Bergen auf, in der Ompteda sich als ein so vertrauter Kenner der Alpen und ihrer Wunder zeigt, daß der Wunsch erweckt wird, diese Novelle sei nur die Vorarbeit zu einem großen alpinen Roman, den wir von ihm zu erwarten haben. „Das schönere Geschlecht" darf als ebenso vielseitig in der Anordnung wie meisterlich in seiner Abfassung empfohlen werden.

Aus großen Höhen

Alpenroman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Frankfurter Zeitung: Es gibt ein Gebiet zugleich von höchster Realität wie von höchster Poesie, dessen völlige Erschließung dem modernen Geschlecht vorbehalten war: die Hochnatur. Zu den berufensten Entdeckern und Verherrlichern dieses dichterischen Neulandes gehört Georg v. Ompteda. In seinem Alpenroman „Aus großen Höhen" führt er uns in die wilde, erhabene Natur der Dolomiten. Seiner Beredsamkeit, die mit feierlichen, tiefempfundenen Klängen die reinen, herzbefreienden Hochgenüsse der Bergwelt verkündet, entspricht die Kraft der Naturschilderung und eine Anschaulichkeit der Darstellung des Touristenlebens, wie sie nur gründlichste Sachkenntnis und Erfahrung zeitigen kann. Mit verhaltenem Atem sehen wir die verwegenen Menschen an den zerklüfteten, morschen Felsen der Zinne, des Monte Cristallo, der Dreischusterspitze empor- und hinabklettern. Dabei eine Handlung, gesättigt von interessanten und packenden Einzelheiten. Die Gestalt des ernsten, schweigsamen Professors, der mit heiligem Ernst seine Bergbesteigungen wie eine Art Gottesdienst verrichtet und seiner geschmeidigen

Frau mit nie versagender Sicherheit die hehren Freuden der Berge erschließt, ist nicht ganz neu, aber prächtig gezeichnet, ebenso wie die kleinste Nebenfigur der Führer und all der Touristen, die der scharfblickende Kenner dieses Völkchens in ihren mannigfaltigen Typen und Abstufungen an uns vorüberziehen läßt. Ergreifend ist der Moment auf dem Cristallo, als die Gesellschaft auf der Spitze die erste Kunde von dem Unglück am nahen Popena durch das ferntönende Totenglöcklein von Cortina erfährt. Dann die gefahrvolle Bergung der Abgestürzten, der stumme Einzug ins Dorf. Es ist psychologisch fein erdacht, wie das Schuldgefühl der betörten Frau durch das Entsetzen über das Unglück der leichtfertigen Bergsteiger erweckt wird, wie hier körperliche und seelische Erregungen sich vermengen. Von geradezu schauerlicher Gewalt ist das Verhör des elenden Bergfexen auf der Schusterspitze durch den Professor, der den Ehebruch seiner Frau ahnt und in fürchterlichem Richteramt zwischen sich und dem feigen, treulosen Freunde das Seil zerschneidet, eine Handlung von großartiger Symbolik, die diesen dem sicheren Verderben überliefert, während jener, innerlich vernichtet, in kopflosem Abstieg den Tod sucht und findet. Alles groß gedacht und ausgeführt.

Nerven

Novellen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Straßburger Post: In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit hat sich Georg v. Ompteda von einem jungen Husarenoffizier, der in seinen Mußestunden schriftstellerisch tätig war, zu einem unserer ersten Romanschriftsteller heraufgearbeitet. Und er verdient auch wirklich den großen Namen, den er sich gemacht hat, denn seine Arbeiten sind erstklassig und stehen, was Tiefe der Auffassung und glänzende Gestaltungskraft angeht, durchaus auf der Höhe derjenigen früheren Werke, welche des Dichters Ruf begründet haben, ja, uns erscheinen sie noch ausgereifter, noch gründlicher. Das gilt auch von der Novellensammlung, die unter dem gemeinsamen Titel „Nerven“ eben erschienen sind. Neun kleine Geschichten, jede ein Kunstwerk! Musterleistungen einer feinen, reifen, wir möchten fast sagen weisen Erzählungskunst, sowohl die ernsten und erschütternden als auch die humoristischen.

Denise de Montmidi

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Breslauer Zeitung: Immer mehr und mehr erweitert Ompteda sein Stoffgebiet, immer reicher quillt ihm der schier unerschöpfliche Born seines großen Erzählertalents. In dem neuen Werk betritt er fremden Boden; dieser große Roman behandelt einen Ehekonflikt, der in Frankreich spielt, also gewissermaßen in der Heimat dieses Genres. — Der Charakter der Denise ist meisterhaft gezeichnet, und der Autor versteht es, diesem unglücklichen Menschenkind trotz Schuld und Fehler die Sympathie des Lesers zu verschaffen, um seines bitteren Geschickes willen. Daß es Ompteda nicht darauf ankommen konnte, ein gesellschaftliches Drama abwechslungshalber einmal jenseits der Vogesen spielen zu lassen, sowie den handelnden Personen französische Namen zu geben, bedarf keiner Betonung; tiefgehende Studien der französischen Gesellschaft, des Lebens in Paris und auf den Landgütern liegen der Arbeit zugrunde. Und aus diesen Studien ist der Roman erwachsen als ein natürliches Produkt des geschilderten Bodens — ein echt französischer Roman eines echt deutschen Autors.

Heimat des Herzens

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Berliner Neueste Nachrichten: Das ist eine schlichte Geschichte. Man könnte sie eine Novelle nennen. Aber Ompteda ist über die kurze, einfache Handlung hinausgegangen und hat neue, vielverschlungene Handlungen in den Seelen seiner Menschen aufgesucht und sie bloßgelegt in ihrem Hangen und Bangen, ihrem Stürmen und Resignieren, ihren tausend rätselvollen Widersprüchen, die zusammen die Sehnsucht sind. Das ist ihm wunderbar geglückt. Und so wachsen seine Personen von innen heraus, der Inhalt füllt die Form, greifbar plastisch stehen sie vor uns und reden zu uns in der Sprache, die jeder versteht, der vom Weibe geboren ist, ob diesseits, ob jenseits der Vogesen. Gleich meisterlich aber hat er die Seele der Landschaft geweckt und sie zum Reden gebracht, die Landschaft, von der wir alle ab-

hängen, da sie zuerst es ist, die uns die Sprache lehrt und das glückvolle Sehen. Der Stil Omptedas ist wieder glänzend wie ehedem, sein Gemüt ist in tiefe Mitleidenschaft gezogen, und sein Pulsschlag springt auf uns über und läßt uns jede Regung mitempfinden, die den Dichter bewegte und die seine heiteren und ernsten Menschen uns künden. Georg von Omptedas „Heimat des Herzens" wird dem Dichter viele neue Freunde gewinnen.

Herzeloïde

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Kölnische Zeitung: Der Reiz der einfachen Erzählung beruht neben der glänzenden, vornehm ausgefeilten Darstellungsform in der den Leser bestrickenden großen Innigkeit der Empfindungen, die weit ab von aller heißen Leidenschaftlichkeit doch die süße Schönheit der Liebe in dem vollen Glanz als die Krone des Menschenlebens erscheinen lassen.

Normalmenschen

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Berliner Morgenpost: Leutnant Johannsen, die Hauptperson des neuen Romans von Georg Freiherrn von Ompteda, ist wieder einer jener militärischen Charaktere, die der Autor uns aus dem reichen Schatze seiner militärischen Erinnerungen so lebensecht und natürlich darzustellen weiß: wieder ein Leutnant, aber keine Wiederholung! Neben dem prachtvollen „Sylvester von Geyer" und all den „schneidigen", forschen Herren aus „Unser Regiment" tritt ein neuer Typ: auch einer in Uniform, aber sonst — ein Normalmensch. Zu dieser Gattung gehört fast alles, was sonst in diesem Buch eine Rolle spielt — alles keine Übermenschen, keine Himmelsstürmer, sondern brave, anständige Charaktere, die zufrieden sind mit dem, was ihnen Gott beschieden hat und das nicht entbehren, was sie nicht besitzen. — Mit liebevoller Mühe versenkt sich der Dichter in die Schilderung all der männlichen und weiblichen Normalmenschen, die in diesem Buche eine Rolle spielen, er tritt ein für sie, die mit all ihren Schwächen, all ihrer Spießbürgerlichkeit, ihrem belächelten und bespöttelten Normaldasein doch den Grundstock, den Stamm, die Gesundheit, die Kraft ihres Volkes bilden.

Ein Glücksjunge

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Hamburger Nachrichten: Dieser anheimelnde Stoff bietet Ompteda Gelegenheit, wieder das von ihm bevorzugte Thema des Militärlebens nach allen Richtungen hin zu beleuchten. Im Dienst, in der Familie, als Rennreiter, auf verbotenen Wegen in Berlin, im Manöver, in jeder Situation sehen wir den jungen flotten Offizier, und der Dichter hat Gelegenheit, mit der ihm eigenen Virtuosität alles das zu schildern und zu beschreiben, was keiner besser kennt und farbenprächtiger darzustellen versteht, als er. Der Roman wird in allen militärfreundlichen Kreisen dem richtigen Verständnis begegnen und wohlverdienter Anerkennung gewiß sein.

Wie am ersten Tag

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Walter Helbig

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Basler Nachrichten: Schon einmal hat Ompteda mit Glück das Milieu der bildenden Kunst geschildert, in „Philister über dir". Aber seit jenem Buch ist er selbst ein bildender Künstler geworden, und wenn auch wenige seiner Freunde bisher die Frucht dieser Kunstbetätigung kennen, so ist doch der vorliegende Roman ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie tief sich der Dichter in die Seele eines Bildhauers zu versenken weiß. In packenden Szenen ist das Ringen des Schaffenden mit dem spröden Material, mit der Unzulänglichkeit seiner Kraft, der Zwiespalt zwischen dem großen Wollen und dem noch kleinen Können geschildert. Von dramatischer Wucht ist der Untergang des Kämpfenden, der im Leben zum Verbrecher wird, um in der Kunst ein Gewaltiger zu werden. Mit großer Sicherheit ist die Frau des Unglücklichen gezeichnet, die ihm in allen Stadien seiner Verzweiflung und seiner Selbstzerfaserung treu und gläubig zur Seite bleibt und die auch dem Verlornen noch das: „Ich liebe dich, wie am ersten Tag" als Trost in die Kerkerzelle nachruft. Der neue Roman Omptedas wird stofflich und künstlerisch in gleicher Weise jeden Leser fesseln.

Minne

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Walter Helbig

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Die Zukunft: Mit der alten Kraft führt Ompteda die Handlung durch; nirgends wird ein Wort zu viel, nirgends ein Wort zu wenig gesprochen; so weit sich Gesetze des Dramas auf bestimmte Arten der Erzählung übertragen lassen, darf man sagen: alles ist dramatisch schlagkräftig zugespitzt und alles aus einem Guß von sicherer Hand. Das Buch hat einen sehr starken Spannungsreiz, mißbraucht aber unsere Aufmerksamkeit nie, sondern schließt knapp stets genau da, wo das künstlerische Gewissen es verlangt. Ein furchtbar ernstes Buch. Der naheliegende Versuch, am heiklen Stoff allerlei verführerische Künstlichkeiten spielen zu lassen, ist streng vermieden. Und es ist ein ganz objektives Buch; merkte man in den letzten Jahren Ompteda an (was er selbst nicht verschwieg), daß persönliche Erlebnisse ihm, nicht immer zu seinem Glück, hinter den Gestalten der Phantasie schwebten, so ist hier auch das überwunden. Der Schriftsteller steht wieder aufrecht vor uns, im Besitz der früheren Gaben, als ein Wachsender und zugleich als ein Beherrscher einer neuen Technik.

Droesigl

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Westermanns Monatshefte: Was Ompteda da ohne großes Aufgebot psychologischer Finessen, aber mit sicherer Erzählerkultur darstellt, ist die Geschichte eines jungen Strebers aus Industriekreisen, der einmal n i c h t tragisch endet, sondern in beglücktem Frieden sein erstrebtes Ziel erreicht. Die Zeit der Tragik für die Versippung von Fabrikesse und Freiherrnkrone ist vorüber: Louis Droesigl, der Bräutigam der Komtesse, wird freundlich empfangen und weiß sich behaglich einzurichten in den Kreisen des Hochadels, sobald er nur die ersten kleinen Demütigungen überstanden hat. Ob es freilich dann und wann nicht doch wie leichte Ironie um die Mundwinkel des Erzählers zuckt? Fast scheint es, als wolle er sich bei aller Liebenswürdigkeit das Recht nicht nehmen lassen, zwischen echter, angeborener Aristokratenvornehmheit und bloßer Emporkömmlingsnoblesse leise zu unterscheiden; schon seine Liebe

zum angestammten Boden, seine Freude an Ar und Halm ist zu herzhaft, als daß man dem Droesigl-Willkommen recht trauen möchte.

Excelsior!

Ein Bergsteigerleben

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Daheim: . . . Nächst dem unvergeßlichen „Sylvester“ das ergreifendste, idealste, bejahendste Werk des Dichters, in dem seine Eigenart sich in ihren Besonderheiten, aber auch in ihrem Adel hüllenlos offenbart.

Benigna

Leben einer Frau

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Das Literarische Deutsch-Österreich: Trotz aller Hochachtung vor Ompteda hätte ich ihm diese Meisterschaft nicht zugetraut, diese delikate Behandlung eines Stoffes, dessen Bewältigung man eher einer Frau zumuten könnte. Das Buch ist das Leben einer Frau, nein, das Leben vieler, vieler Frauen, echt und wahr, zart und weich angefaßt, aber ohne falsche Sentimentalität: ein Frauenbuch, wie man es idealer kaum wünschen kann und doch ein Buch, das alle Männer lesen sollten: Väter und Gatten. Jede Saison hat ihre Neuheiten, die Lieblingsbücher werden; zu diesen wird man Omptedas Roman rechnen müssen.

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben

Roman in zwei Bänden

Erster Band von „Deutscher Adel um 1900“

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Professor Berthold Litzmann schließt eine ausführliche Besprechung des Werkes mit den Worten: Es ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkordes freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben,

aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Eysen

Zweiter Band von „Deutscher Adel um 1900“

Roman in zwei Bänden

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Hamburger Nachrichten: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Omptedas als das Beste bezeichnet, was wir zur Zeit an modernen Romanen überhaupt besitzen.

Neues Wiener Tageblatt: Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungsliteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat.

Cäcilie von Sarryn

Roman in zwei Bänden

Dritter Band von „Deutscher Adel um 1900“

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Die Post: Es ist ein Buch der freudigen, lächelnden Entsagung; ein Buch zum Ruhm jener besten Frauen, von denen man wenig spricht, und die doch in ihren Familien stets die guten Engel in bösen Stunden gewesen sind. Es sollte vielen Frauen, die nur die Genußfreude und das rauschende Leben kennen wollen, in die Hand gegeben werden, damit es erzieherisch und auch tröstend wirke. Und gesunde junge Mädchen sollten es lesen, damit sie an der Hand eines klugen und gutherzigen Dichters eintreten in einen wunderreichen Wirkungskreis, den sich auch die auf Eheglück verzichtende Frau schaffen und erhalten kann.

Westermanns Monatshefte: Der tapfere Geist, der in dem Buch lebt, hat etwas von der gesunden, ungebrochenen Kernhaftigkeit Roseggers, ohne dessen Altertümlichkeiten zu teilen. „Cäcilie von Sarryn“ ist ein Hoheslied auf die stille, sonst so ruhmlose „Heldengröße des Weibes“ — ein Hoheslied und eine hohe Mahnung, ein Buch für das deutsche Haus, wie es bei uns alle Jahr nur ein- oder zweimal geschrieben wird

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.